This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01808712 5b

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DC
715
B89

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DC
715
B89

Der

Teufel in Paris.

37148

Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ꝛc. ꝛc.

Von

Balzac, Cormenin, Alexander Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Dritter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Blick auf Paris in Bezug auf die Hölle.

Ankunft des Hauptmannes in Paris; was sich mit ihm und seinen Teufeln ereignete.

Noch sprach Satan, als ihm auch schon gehorcht war, und in ihrem Eifer, die Befehle ihres Gebieters zu vollziehen, der Hauptmann und dessen kleine Armee, aus vier Teufeln bestehend, die er sich zugesellt, und aus einigen Andern, die ihm als Freiwillige gefolgt, auf eine unüberlegte Weise im Herzen von Paris angekommen waren, ohne daran gedacht zu haben, sich mit Aufschlüssen zu versehen, mittelst welcher es ihnen möglich gewesen wäre, zu Flämmchen zu kommen, und ohne eine von jenen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, die ihr Incognito zu bewahren vermochten. Aber zum Glücke für sie traf es sich, daß man sich eben in den letzten Tagen des Carnevals befand, sie sohin insgemein für Bürger gehalten wurden, die sich ergötzen wollten.

Zwar ging das Gerücht einen Augenblick, wegen ihres ein wenig dunklen Teints, daß sie von Algier kämen, und ein ernsthaftes Journal bestätigte sogar,

daß der Hauptmann, welcher eine ziemlich hochmüthige Miene hatte, kein Geringerer ſey, als Abd-el-Kader ſelbſt, den der Kaiſer von Marokko, ſein Freund, uns endlich ausgeliefert habe. Aber bald entſchwanden dieſe Gerüchte, wie in Paris alle Gerüchte entſchwinden; die Faſten trat ein, und das Einzige, was ihnen zu thun blieb, war: ſich zu kleiden, wie Jedermann, um nicht bemerkt zu werden. Wenn Einige bei dem Anblicke ihres Ausſehens, unſern Anzügen abgeborgt, an die ſie nicht gewöhnt waren, ſie für Hammerſchmide im Sonntagsſtaate hielten, müſſen wir ſagen, daß jene zu den raffinirten Pariſern gehörten, nämlich zu jenen, welche Alles bemerken, aber über nichts erſtaunen, und die Wahrheit iſt, daß, als ſie kaum acht Tage unter uns gelebt, ſchon Niemand mehr an ſie dachte.

Der arme Hauptmann und ſeine Bande, die Anfangs geglaubt, daß nichts leichter ſey, als ihren Zweck zu erreichen, hatten gar bald bemerkt, daß ihr Geſchäft nicht viel leichter ſey, als jenes eines Menſchen, der in irgend einem Fluße irgend einen gewiſſen, ihm unbeſtimmt beſchriebenen Waſſertropfen ſuchen ſollte.

Da ſie übrigens, wie es der Fall war, ſtets im Schattenreiche, inmitten unfühlbarer Weſen, kurz unter Geiſtern, gelebt hatten, verſtanden ſie durchaus nichts von den irdiſchen Angelegenheiten, und beſaſſen nicht die mindeſte Vorſtellung davon, was ein Leib ſeyn könne, und von allen jenen Verlegenheiten, in die er dort, bei einer Exiſtenz auf ſolide Weiſe, zu gerathen

vermöge. Ihre Lage war jene von Leuten, die in der ganzen Reife des Alters auf die Welt gekommen wären, und mit dreiſſig Jahren, und in wenigen Tagen, die Erfahrungen machen müßten, welche gewöhnlich die Jahre der Kindheit und der Jugend aufzehren.

Als die armen Teufel ſchauen mußten, um zu ſehen, gehen, um von einem Orte zum andern zu kommen, eſſen, um zu leben, ſprechen, um gehört zu werden, hören, um zu verſtehen, kurz wahrhaft unerhörte Anſtrengungen machen, um auch nur die einfacheſten Begriffe von unſerem Erdenleben zu erlangen, war ihr Erſtaunen außerordentlich, und alle materiellen und nothwendigen Zuſtände unſerer Exiſtenz, ſchienen denſelben höchſt wunderlich und beſchwerlich.

Gewohnt, wie ſie es waren, Welten zu ſchauen, Monde und Sonnen in der Nähe zu ſehen, bedurften ſie eines außerordentlichen Lernfleißes, um jene unmerklichen Verſchiedenheiten zu begreifen, die es bei uns zu einer Sache des Uebereinkommens machen, zu ſagen — daß Weiß nicht Schwarz ſey. Sie brauchten, wie man ohne Mühe einſehen wird, eine volle Woche, um einen Mann von einer Frau zu unterſcheiden, und brauchten deren zwei, um einen Mann von einem andern Manne zu unterſcheiden, eine Frau von einer andern Frau, einen Wagen von einem andern Wagen, ein Haus von einem andern Hauſe, eine Straße von einer andern Straße.

Hinſichtlich jener zahlreichen und unendlichen De-

tails, aus denen, ſagt man, das wahre Pariſerleben ſich flicht und webt, welches mehr Schattungen als Farben verbraucht, und die in der Fähigkeit beſtehen, auf den erſten Blick den Stand eines Mannes, ob er reich oder arm, Friſeur oder Cavalier ſey, zu erkennen, oder zu erkennen zu glauben; zu wiſſen, wem dieſer ſo hübſch beſpannte Wagen gehört, wie viel Pferde M. D. . . hat, die Namen dieſer Pferde, ihre Genealogie, ihr Alter, ꝛc; ſogleich zu ſagen, wohin eine vorübergehende Frau geht, je nachdem ſie dieſe oder jene Toilette trägt, je nachdem es dieſe oder jene Stunde geſchlagen hat, ob dieſe Frau ein Engel oder ein Dämon iſt, ob ſie ihren Mann oder ihren Geliebten erwartet; von der Tagsneuigkeit zu ſprechen, jene des folgenden Tages zu erfinden, jene des Vortages um tauſend andere Dinge zu vergeſſen, deren Wichtigkeit in Paris allgemein anerkannt iſt, wie etwa: — den Namen der Frau in der Mode, — die Empfangstage von Madame N..., — ob irgend ein Salon weiß, ob er orangefarben iſt, — ob die Frau Gräfin von W... vom Lande zurückgekommen iſt, — ob die Leute, die nichts zu thun haben, lieber in Baden als in Vichy waren, — ob die Reiſen in die Schweiz noch zum guten Tone gehören, — wie viel der Romanenſchreiber *** ausgiebt, und wie weit er verſchuldet iſt, — wie viel an einem gewiſſen Tage bei dem Amerikaner K..., verloren wurde, — wie, da M. R... wußte, daß ſeine Frau ... und wie, da die Frau des M. R... wußte, daß ihr Mann ...,

zuletzt Alles in Ordnung gebracht wurde, ꝛc. — davon auch nur die Exiſtenz zu ahnen, lag ihnen hundert Meilen ferne.

Sie waren jedoch nicht umſonſt Satans Anhänger; denn kaum hatten ſie ſechs Wochen in Paris zugebracht, als ſie es ſo gut kannten, wie ein Engländer des Herzogthumes *) Yorkſhire, der Tags vorher darin angekommen wäre.

Hatten ſie es auch während dieſes kurzen Aufenthaltes dahin gebracht, ſich im Volksgetümmel herumzutreiben, ſo muß man gleichwohl ſagen, daß ſie dem Zwecke ihrer Expedition keinen Schritt näher gerückt waren.

Da es Keinem von dieſen honneten Teufeln eingefallen, daß eine der Exiſtenzbedingungen einer Stadt, wie Paris, darin beſtand, daß die Hälfte ihrer Bewohner der intereſſirten Ausſpähung der andern preisgegeben ſey, überließen ſie ſich, anſtatt ganz gerade auf das Polizeibüreau zu gehen, wo ſie Flämmchens Wohnung für zwanzig Sous erfahren hätten, treuherzig einer Art Nachforſchung, deren Unbefangenheit ihre Unſchuld genügend bezeugt.

Da Einer von ihnen Leute bemerkt hatte, die ſich an andere Leute wendeten, deren Geſchäft ihnen darin zu beſtehen ſchien, an den Straſſenecken zu ſchlafen, wenn man ſie nicht weckte, um ſie um die Nummer ei-

*) Soll heißen . . . der Grafſchaft.

D. Ueb.

nes Hauſes oder um irgend eine andere Sache zu fragen, ſo redete er einen von dieſen Leuten an, und erhielt von ihm auf ſeine Erkundigung, ob er nicht wüßte, wo „Herr Flämmchen“ wohne, den artigen Rath, ſich an den Gewürzkrämer nebenan, oder an den Früchtenhändler gegenüber zu wenden. Aber der Gewürzkrämer ſchickte ihn zum Metzger, und der Metzger zu Andern.

Da ein Zweiter, der im Leſen reiſſende Fortſchritte gemacht, an den Mauern von Paris eine große Menge von buntfarbigen Anſchlagzetteln erblickt, und auf einer gewiſſen Zahl dieſer Anſchlagzettel mit großen Buchſtaben geſchrieben die Worte bemerkt hatte: „Verlorener Hund; gute Belohnung, ꝛc.“ rieth er dem Hauptmanne, an alle Mauern von Paris kleine Zettel von der nämlichen Art anſchlagen zu laſſen, auf denen Flämmchens Perſonalbeſchreibung ſtände, mit gleichmäßiger Verheißung einer guten Belohnung für denjenigen, welcher... Doch der Hauptmann unterbrach ihn verſtändig mit der Bemerkung, daß, wenn es auch herkömmlich ſcheine, auf ſolche Art einen verlorenen Hund zu reclamiren, er nicht ſehe, daß man jemals daran dachte, dieſes Mittel auf den Verluſt eines Geſchöpfes von anderer Natur anzuwenden.

Kurz, ſie waren mit ihren Auskunftmitteln auf der Neige, als eines ſchönen Morgens der von ihnen vergeſſene Zufall denſelben zu Hülfe kam, und ihnen ſehr zur rechten Zeit einen Abonnenten des Teufels in

Paris in die Hand spielte, welcher sie geraden Weges in die Straße Richelieu zum Hôtel des Princes führte.

Was im Hôtel des Princes geschah.

Da Baptist in Folge von übrigens wenig verwickelten Umständen, die wir im Eingange dieses Buches erzählt, und Flämmchens völlig unerwarteten Verschwindens, eine von den nützlichsten Personen dieser Geschichte geworden, dürfte der wohlwollende Leser uns ohne Zweifel verzeihen, daß wir dem honnetten Diener hier einige Zeilen weihen: wär's auch nur, um ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er, seitdem er die dreifachen und schwierigen Funktionen eines Gesandtschaftssekretärs, eines Redakteurs en Chef und Kammerdieners verrichtete, durch eine, nicht ein einzigesmal fehlende Pünktlichkeit, das unbedingte Vertrauen seines Gebieters gerechtfertiget hatte.

Da Baptist mit allen seinen andern Eigenschaften auch jene der äussersten Bescheidenheit verband, werden wir uns auf die Bemerkung beschränken, um sein gutes Gefühl nicht zu verletzen, daß dieses Muster eines Dieners gerade in dem Augenblicke, als der Hauptmann an die Thüre klopfte, mit dem Federbesen in der Hand, die Möbel des Kabinetes seines Gebieters mit der nämlichen Sorgfalt abgestäubt hatte, wie wenn Flämmchen am Morgen von ihm fortgegangen wäre, um an demselben Abende heimzukehren.

Da der Hauptmann mit kecker Hand etwas lebhaft angeklopft hatte, kam Baptiſt einen Augenblick auf den Gedanken, es möchte vielleicht ſein Gebieter ſeyn, der, ſeit einem Jahre entfernt, ſich endlich zur Heimkehr entſchloſſen; indem er jedoch an die Thüre ging, ſie zu öffnen, erwog er, daß man, wenn man fortgehe, wie Flämmchen fortging, zurückkehren könne, ohne wegen der Thüre viele Umſtände zu machen; daher fiel es ihm nicht auf, als er, anſtatt ſeinen Gebieter zu erblicken, den Hauptmann mit deſſen ganzem Gefolge vor ſich ſtehen ſah.

„Iſt Herr Flämmchen zu Hauſe?“ fragte der Hauptmann mit einer Stimme, welche er mit Anſtrengung angenehm zu machen ſuchte.

Man weiß, daß Baptiſt ſehr kurz in ſeinen Reden war.

„Nein,“ antwortete er dem Hauptmanne.

„Und ſeit wann iſt er fort?“ ſagte der Hauptmann.

„Seit einem Jahre,“ erwiederte Baptiſt.

„Teufel!“ verſetzte Satans neuer Geſandte; „und wiſſen Sie, wann er zurückkehren wird?“

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete Baptiſt.

„Im Namen der Hölle,“ rief der Hauptmann aus, plötzlich vergeſſend, daß ſeine Rolle darin beſtehen konnte, ſein Spiel zu verheimlichen.

Als Baptiſt ſah, daß der Hauptmann hitzig wurde, machte er ihm die Thüre vor der Naſe zu.

Hierauf, jedem Rückhalte entsagend, schickte sich der Hauptmann, nachdem er durch sein Schreien und Toben alle Kellner des Hôtels gegen sich aufgehetzt hatte, unerschrocken an, Flämmchens Wohnung zu belagern, wie mit freier Verfügung über alle Teufel der Hölle. Aber zum Unglücke für ihn ist die Straße Richelieu eine Straße, worin nichts fehlt, nicht einmal die Polizeiagenten; auf Requisition des Hôtelbesitzers ging Einer von ihnen fort, die Wache zu holen, so, daß der unglückliche Hauptmann, nach einem heldenmüthigen Widerstande, arretirt, und, an Händen und Füssen gebunden, schrecklich zu sagen! zunächst auf die Wachstube geführt wurde, und dann zum Herrn Polizeicommissär des Stadtviertels.

Hier (als ein wahrheitliebender Geschichtschreiber sind wir verpflichtet, nichts zu bemänteln,) ward der arme Hauptmann, auf diese einfache Antwort, die einzige, die man aus ihm heraus bringen konnte: „daß er aus der andern Welt in diese gekommen sey, um sich des Geheimensekretärs Satans, der darin versteckt seyn sollte, zu bemächtigen," für wahnsinnbefallen erklärt, und folglich in Jarenton eingesperrt. Von dem mit ihm gekommenen Teufeln, hatte kein Einziger den Muth, sein Schicksal zu theilen. Alle waren, als sie die Angelegenheiten ihres Anführers schief gehen sahen, von der Unordnung begünstiget, welche die Vertheidigung des muthigen Hauptmannes veranlaßte, auf eine feige Art davongeschlichen, und da sie bald unbemittelt auf dem

Da der Hauptmann mit kecker Hand etwas lebhaft angeklopft hatte, kam Baptiſt einen Augenblick auf den Gedanken, es möchte vielleicht ſein Gebieter ſeyn, der, ſeit einem Jahre entfernt, ſich endlich zur Heimkehr entſchloſſen; indem er jedoch an die Thüre ging, ſie zu öffnen, erwog er, daß man, wenn man fortgehe, wie Flämmchen fortging, zurückkehren könne, ohne wegen der Thüre viele Umſtände zu machen; daher fiel es ihm nicht auf, als er, anſtatt ſeinen Gebieter zu erblicken, den Hauptmann mit deſſen ganzem Gefolge vor ſich ſtehen ſah.

„Iſt Herr Flämmchen zu Hauſe?“ fragte der Hauptmann mit einer Stimme, welche er mit Anſtrengung angenehm zu machen ſuchte.

Man weiß, daß Baptiſt ſehr kurz in ſeinen Reden war.

„Nein,“ antwortete er dem Hauptmanne.

„Und ſeit wann iſt er fort?“ ſagte der Hauptmann.

„Seit einem Jahre,“ erwiederte Baptiſt.

„Teufel!“ verſetzte Satans neuer Geſandte; „und wiſſen Sie, wann er zurückkehren wird?“

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete Baptiſt.

„Im Namen der Hölle,“ rief der Hauptmann aus, plötzlich vergeſſend, daß ſeine Rolle darin beſtehen konnte, ſein Spiel zu verheimlichen.

Als Baptiſt ſah, daß der Hauptmann hitzig wurde, machte er ihm die Thüre vor der Naſe zu.

Hierauf, jedem Rückhalte entſagend, ſchickte ſich der Hauptmann, nachdem er durch ſein Schreien und Toben alle Kellner des Hôtels gegen ſich aufgehetzt hatte, unerſchrocken an, Flämmchens Wohnung zu belagern, wie mit freier Verfügung über alle Teufel der Hölle. Aber zum Unglücke für ihn iſt die Straße Richelieu eine Straße, worin nichts fehlt, nicht einmal die Polizeiagenten; auf Requiſition des Hôtelbeſitzers ging Einer von ihnen fort, die Wache zu holen, ſo, daß der unglückliche Hauptmann, nach einem heldenmüthigen Widerſtande, arretirt, und, an Händen und Füſſen gebunden, ſchrecklich zu ſagen! zunächſt auf die Wachſtube geführt wurde, und dann zum Herrn Polizeicommiſſär des Stadtviertels.

Hier (als ein wahrheitliebender Geſchichtſchreiber ſind wir verpflichtet, nichts zu bemänteln,) ward der arme Hauptmann, auf dieſe einfache Antwort, die einzige, die man aus ihm heraus bringen konnte: „daß er aus der andern Welt in dieſe gekommen ſey, um ſich des Geheimenſekretärs Satans, der darin verſteckt ſeyn ſollte, zu bemächtigen," für wahnſinnbefallen erklärt, und folglich in Jarenton eingeſperrt. Von dem mit ihm gekommenen Teufeln, hatte kein Einziger den Muth, ſein Schickſal zu theilen. Alle waren, als ſie die Angelegenheiten ihres Anführers ſchief gehen ſahen, von der Unordnung begünſtiget, welche die Vertheidigung des muthigen Hauptmannes veranlaßte, auf eine feige Art davongeſchlichen, und da ſie bald unbemittelt auf dem

Pariſerpflaſter wandelten, mußten ſie Verwendung ſuchen.

Die Einen fanden bei dem Vaudevilletheater Unterkunft, wo ſie Flämmchen einen Streich zu ſpielen trachteten, indem ſie ihm den Titel ſeines Buches nahmen; die Andern begaben ſich unter verſchiedenen Namen zu verſchiedenen Theatern in Paris, die in einem Nu von einer Sündfluth von Meiſterſtücken überſchwemmt wurden, worin natürlich der Teufel die ſchöne Rolle ſpielte. Man zählte deren gegen ſiebenzehn, und wir wollen hier, zur Belehrung der Nachwelt, die Namen von einigen mittheilen:

Die ſieben Schlöſſer des Teufels; Die drei Sünden des Teufels; Die erſten Waffenthaten des Teufels; Satan, oder der Teufel in Paris; Das teufliſche Paris, ꝛc.

Wie nun der Teufel einmal in die Mode kam, ſah man überall nur mehr Teufel und Teufeleien, zum großen Aerger jener, und zur größten Freude dieſer; die Mauern waren damit bedeckt, die Häuſer davon voll.

Als alle Theater verſehen waren, traten Einige, ſagt man, in ihrer verzweifelten Lage, in die Dienſte der litterariſchen oder nicht litterariſchen Feinde des vorliegenden Buches, und lebten ſo einige Tage lang von dem Ertrage einiger Seiten, welche ſie, gegen Alles, was überhaupt gefiel, und gegen den Teufel in Paris insbeſondere, in zwei kleine Zeitſchriften ſchrieben, von denen die Eine ſchlechter geht, als die Andere, ver-

muthlich weil ſie öfter geht; aber man muß leben, dieſes Wort erklärt gar viele Dinge, und jeder ſaubere Heilige wird es gerecht finden, daß der Neid ſich an den guten Erfolg knüpft, und der Hunger dem Neide dient. Doch wozu nützt es, hievon gut zu ſprechen, und gebe der Himmel, damit jeder Aerger ſich beſänftige, daß dieſe Füchſe der Fabel endlich das finden, was ihnen fehlt, nämlich einige von unſern allzumuntern Vignetten, und einige von unſern munterſten Abonnenten, damit ſie endlich aufhören, das zu verſchreien, was ſie nicht haben.

Einer der Klügſten, ohne Widerrede, war einer der Obſcurſten unter ihnen; dieſer zog, ohne ſich zu ſchämen, ein Kochkamiſol an, und eröffnete, ganz nahe bei den Boulevards, Straße de la Lune, ein gut ausſehendes Speiſehaus, worin bis jetzt Alles auf's Beſte zu gehen ſcheint. Möge das gute Geſtirn des Gaſtwirthes des Teufels in Paris es fügen, daß er die anderen Teufel, ſeine Mitbrüder, nicht zu beherbergen habe.

Den unglücklichen Hauptmann betreffend, da er auf ſeinem Wahnſinne um ſo mehr hartnäckig beſtand, als er ein Narr war, wie vielleicht viele Andere mit all ihrem geſunden Menſchenverſtande, blieb die Thüre ſeiner Zelle unbarmherzig hinter ihm geſchloſſen, ſo zwar, daß Satan, indem er von ihm und deſſen Gefährten, und eben ſo von Flämmchen, nicht mehr ſprechen hörte, jedenfalls aber erſt nach einigen Zornanfällen, vor denen das ſchwarze Reich erbebte, die weiſe und geiſtvolle

Partie ergriff, um seine beiden Gesandten die Trauer anzulegen.

Wir sagen, daß ihm dieß um so leichter fiel, als der unstörbare Baptist nicht ermangelte, ihm, als wäre nichts geschehen, seinen Wochenbericht zu senden; als Satan dieß sah, fand er zuletzt, daß Alles auf Erden wie in der Hölle ganz vortrefflich gehe. „Zudem," sagte er bei sich, an Flämmchen denkend, für das er immer einige Zuneigung fühlte, „wenn der Arme da oben sich wirklich verliebt hat, ist es klar, daß er nicht zu seinem Vergnügen dort bleibt, und mehr zu bedauern, als zu tadeln ist. Und dann," dachte er ferner bei sich, seine neue Lieferung nach allen Seiten drehend, „wär's wohl der Teufel, wenn dieß Alles kein Ende nähme. Alles kommt zur rechten Zeit für denjenigen, der zu warten versteht; warten wir. In jener kleinen Welt, aus welcher alle diese hübschen Sachen mir zukommen, giebt es nichts Ewiges."

P. J. Stahl.

Was aus Paris verschwand.

Einige Tage noch, und die Pfeiler der Hallen werden verschwunden seyn, das alte Paris nur mehr in den Werken der Romanenschreiber existiren, hinreichend muthig, um getreulich die letzten Spuren der Bauart unserer Väter zu verschreien; denn um diese Sachen kümmert sich der ernste Geschichtschreiber wenig.

Als die Franzoſen nach Italien zogen, um die Rechte der Krone Frankreichs auf das Herzogthum Mailand und auf das Königreich Neapel zu handhaben, kamen ſie voll Verwunderung über die Vorkehrungen zurück, welche das italieniſche Genie gegen die übermäßige Hitze getroffen hatte; und von der Bewunderung der Gallerien ſchritten ſie zur Nachahmung. Das wegen ſeines Kothes ſo berüchtigte regneriſche Klima von Paris führte zu den Pfeilern, die ein Wunder der alten Zeit waren. So entſtand ſpäter der Place-Royale.

Sonderbarer Umſtand! Aus gleichen Gründen wurden unter Napoleon die Straſſen Rivoli, Castiglione und die berühmte Straße des Colonnes gebaut.

Der Krieg in Aegypten hat uns die ägyptiſchen Verzierungen des Catroplatzes eingetragen. Man weiß nicht beſſer, was ein Krieg koſtet, als was er einbringt. Wenn unſere prächtigen Souveräne, die Wahlherren, anſtatt die Mehrzahl unſerer Rathsverſammlungen jeder Art, ſich ſelbſt darſtellend, mit Mittelmäßigkeiten zu beſetzen, lieber, als ſie es nicht gethan, ſeit vierzig Jahren einige kunſtſinnige oder denkende Männer in das Generalconſeil der Seine gewählt hätten, wäre kein Haus in Paris gebaut worden, ohne im erſten Stockwerke zur Verzierung einen Balkon mit einem Vorſprunge von etwa zwei Metres zu erhalten. Nicht nur würde dann Paris ſich jetzt durch anmuthige Architecturphantaſien empfehlen, ſondern auch, in einer gewiſſen Zeit, den Wanderern ein Weg auf regengeſchütz-

ten Trottoirs verſchafft haben, und die zahlreichen, aus dem Gebrauche der Arkaden oder Säulen entſpringenden Widrigkeiten verſchwänden.

Eine Straße Rivoli läßt ſich in einer eklektiſchen Hauptſtadt, wie Paris, ertragen; aber ſieben oder acht würden ſo übel machen, wie der Anblick von Turin, wo die Augen täglich zwanzigmal Selbſtmord begehen. Das Mißgeſchick unſerer Atmoſphäre wäre die Quelle der Schönheit der Stadt, und die Wohnungen des erſten Stockwerkes würden einen Vorzug genießen, fähig, die Ungunſt aufzuwiegen, die ſie durch die geringe Breite der Straſſen, durch die Höhe der Häuſer, und durch das fortwährende Niedrigerwerden der Plafonds erleiden.

In Mailand beſteht die Commiſſion del ornamento, welche die Bauart der auf die Straße gehenden Façaden überwacht, ſeit dem eilften Jahrhundert; jeder Eigenthümer iſt gehalten, ihr ſeinen Bauplan vorzulegen. Gehen ſie daher nach Mailand, und Sie werden die Wirkungen des Patriotismus der Bürger und der Edlen für ihre Stadt bewundern, indem Sie eine Menge von Gebäuden voll Charakter und Originalität bewundern.

Die alten Pfeiler der Hallen waren die Straße Rivoli des fünfzehnten Jahrhunderts, und der Stolz des Kirchſpiels Saint-Euſtache. Das war die Bauart der Marqueſasinſeln: drei viereckig behauene Bäume auf einen Würfel geſtellt; dann, zehn bis zwölf Fuß weit vom Boden, aus kalkgeweißten Balken ein wah-

rer Fußboden des Mittelalters. Darüber ein ſchwacher Ständerwerkbau mit einem, bisweilen wie ein ſpaniſches Wamms ausgeſchnittenen Giebel. Ein kleiner Gang mit feſter Thüre zog ſich eine Botique entlang zu einem viereckigen Hofe hin, einem wahren Waſſerbehälter, der eine hölzerne Geländertreppe erleuchtete, auf welcher man in die zwei oder drei höheren Stockwerke ſtieg. In einem Hauſe von dieſem Schlage wurde Molière geboren! Zur Schmach der Stadt hat man ein ſchmutziges modernes Haus in gelbem Gypſe wieder aufgebauet, und die Pfeiler entfernt. Jetzt bilden die Pfeiler der Hallen eine von den Pariſer-Cloaken. Dieß iſt nicht das einzige Wunder der vergangenen Zeit, das man verſchwinden ſieht.

Für die aufmerkſamen Herumſchlenderer, dieſe Geſchichtſchreiber, die nur einen einzigen Leſer haben, denn ſie geben von ihren Werken nur ein einziges Exemplar aus; dann für jene, welche Paris zu ſtudiren verſtehen, aber vorzüglich für jenen, der es als intelligenter Wißbegieriger bewohnt, geht dort ſeit dreißig und einigen Jahren eine wunderliche ſociale Verwandlung vor. In dem Maße, als die großartigen Exiſtenzen vom Schauplatze abtreten, giebt es deren auch kleine, die verſchwinden.

Der Epheu, die Flechte, das Moos, ſind eben ſo wohl weggefegt, als die Cedern und Palmen als Bretter verkauft. Das Maleriſche naiver Dinge und die fürſtliche Erhabenheit, zerbröckeln ſich unter der nämli-

chen Stampfe. Kurz, das Volk richtet ſich nach dem Könige. Dieſe zwei großen Dinge treten Arm in Arm ab, um dem Bürger, dem Arbeiter, dem Proletarier, der Induſtrie und ihren Opfern völlig Platz zu machen. Seitdem ein überlegener Mann geſagt hat: „Die Könige treten ab!“ haben wir mehr Könige geſehen, als ſonſt, und dieß iſt der Beweis der Aeußerung.

Je mehr Könige man fabrizirt, deſto weniger giebt es deren. Der König... iſt nicht ein Ludwig Philipp, ein Karl X., ein Friedrich, ein Maximilian, irgend ein Mürat, Ludwig XIV. war der König, oder Philipp II. Nur den Czar giebt es noch auf der Welt, der die Königsidee verwirklichet, von dem ein Blick Leben oder Tod bringt, deſſen Wort Schöpfungsgaben beſitzt, wie Leo X., Ludwig XIV., Karl V. Die Königin Victoria iſt nur eine Doginn, wie ſo ein conſtitutioneller König nur der Commis eines Volkes iſt, mit ſo und ſo vielen Millionen Gehalt.

Die ehemaligen drei Abſtufungen ſind durch das erſetzt, was man jetzt Claſſen nennt. Wir beſitzen die gelehrten, induſtriellen, höheren, mittleren Claſſen, ꝛc. Und faſt alle dieſe haben Regenten, wie in der Lehranſtalt. Man hat die Tyrannen in Tyrannchen verwandelt, das iſt Alles. Jede Induſtrie hat ihren bürgerlichen Richelieu, welcher Laffite oder Caſimir Perier heißt, deſſen Kehrſeite die Kaſſe iſt, und deſſen Verachtung gegen ſeine Leibeigenen nicht die Erhabenheit eines Thrones zur Vorderſeite hat!

In den Jahren 1813 und 1814, zu einer Zeit, wo so viele Riesen auf den Straſſen gingen, wo ſich so viele rieſenhafte Dinge auf ihnen drängten, konnte man viele jetzt völlig unbekannte Gewerbe bemerken.

In einigen Jahren wird der Anzünder der großen Straſſenlaternen, der den Tag über ſchlief, deſſen Familie keine andere Wohnung, als das Magazin des Unternehmers hatte, und der vollauf beſchäftiget ſeines Weges ging, die Frau um die Gläſer zu reinigen, der Mann um Oel einzugießen, die Kinder um die Strahlenwerfer mit ſchlechter Leinwand zu putzen; der den Tag damit zubrachte, die Nacht zu bereiten, die Nacht ... den Tag auszulöſchen oder wieder anzuzünden, je nach den Launen des Mondes ... dieſe ölgekleidete Familie wird gänzlich verloren gehen.

Die wie Diogenes in einer Tonne, überragt von einer aus Faßreifen und Wachsleinwand gemachten Statuennische, wohnende Flickerin iſt auch eine verſchwundene Seltſamkeit.

Man muß eine Treibjagd in Paris anſtellen, wie ein Jäger auf den benachbarten Gefilden, um dort irgend ein Wild zu finden, und mehrere Tage verbringen bevor man eine von jenen zerbrechlichen, ehedem zu Tauſenden gezählten Boutiquen gewahret, beſtehend aus einem Tiſche, einem Stuhle, einem Wärmtopfe, ſich zu wärmen, einem Ofen von Erde, zur Küche dienlich, einem Windſchirme zur Vorderſeite, zur Dachung von rother Leinwand, an irgend eine Mauer befeſtiget, von

welcher rechts und links zwei Tapeten hingen, und welche den Vorübergehenden entweder eine Verkäuferin von Kalbslunge, von Gekröse, von Kräuterwerk wiesen, oder einen Flicker, oder eine Seefischhändlerin.

Rothe Regenschirme, unter deren Schutze die Früchtenhändlerinnen blühten, giebt es nur mehr in den von Märkten entblößten Stadttheilen. Ungeheure Champignons sieht man nur in der Sèvresstraße. Wenn die Stadt dort wird Märkte gebaut haben, wie die Bedürfnisse des Volkes sie erheischen, werden diese rothen Regenschirme unerklärbar seyn, wie die Kuckucke *), wie die großen Straßenlaternen, wie die vom Viertelsmeister am Ende der Straßen von einem Hause zum andern gezogenen Ketten, kurz wie Alles, was im socialen Hausrathe verschwand. Das Mittelalter, das Jahrhundert Ludwigs XIV., jenes Ludwigs XV., die Revolution, und bald das Kaiserreich, ließen eine besondere Archäologie entstehen.

Heutzutage hat die Boutique alle Industrien sub dio zerstört, vom Schemelchen des Schuhputzers bis zu den Obstkörben, die in lange, auf zwei alten Rädern rollende Bretter verwandelt wurden. Die Boutique in ihrem kostspieligen Innern, und die Seefischhändlerin, und der Trödler, und der Gekröskrämer, und die Früchtenhändler, und die Flicker, und die Scharteken verkäufer, und die ganze Welt haben kleine Hand-

*) Eine Art Omnibus in Paris. D. Ueb.

lungen bekommen. Selbſt der Kaſtanienbrater iſt bei den Weinhändlern eingezogen. Kaum ſieht man hie und da eine Auſternklieberin, welche, die Hände unter ihren Röcken, neben ihrem Auſternſchalenhaufen auf dem Stuhle ſitzt.

Der Gewürzkrämer hat den Tintenhändler, den Rattengiftverkäufer, den Feuerſtahl-, Zündſchwamm-, und Flintenſteinhändler unterdrückt. Die Limonadenhändler haben die Verkäufer erfriſchender Getränke verſchwinden laſſen. Bald wird ein Kokusnußhändler wie ein unauflösbares Problem ſeyn, wenn man ſein originelles Bild ſehen wird, ſeine Schellen, ſchöne ſilberne Becher, den fußloſen Humpen unſerer Ahnen, dieſe Meiſterſtücke der Goldarbeiterkunſt, den Stolz der Bürger, und ſein ausgeſchmücktes Waſſerſchloß, carmeſinroth von Seidenwaaren, mit Federbüſchen, von denen mehrere von Silber waren.

Die Charlatane, dieſe Helden des öffentlichen Marktes, treiben jetzt ihr Gewerbe auf der vierten Seite der jährlich nach Hunderttauſend Francs gerechneten Journale; ſie haben ihre aus Gaiac gebauten Hôtels, durch ſchweißtreibende Wurzeln erzeugte Landgüter, und aus drolligen, maleriſchen Subjekten ſind ſie gemeine geworden. Der Charlatan, indem er, mit ſeiner Perſon einſtehend, dem Publikum Aug' im Auge, das Gelächter nicht ſcheute, ließ es nicht an Muth fehlen, während der in einem Halbgeſchoſſe verſteckte Charlatan ſchlechter iſt, als ſeine Waare.

Wiſſen Sie, wie hoch dieſe Umgeſtaltung zu ſtehen kommt? Wiſſen Sie, was die hunderttauſend Boutiquen koſten, von denen mehrere hunderttauſend Thaler Ausſchmückung koſten?

Sie bezahlen für die Kirſchen, die Johannisbeeren, die kleinen Früchte, fünfzig Centimes, die ehemals zwei Liard's galten!

Sie bezahlen zwei Francs für die Erdbeeren, die fünf Sous galten, und dreißig Sous für die Weintraube, wofür man zehn Sous gab!

Sie bezahlen vier bis fünf Francs für den Fiſch, für das Huhn, die dreißig Sous galten!

Sie bezahlen für die Kohlen zweimal mehr, als ehedem, deren Preis um's Dreifache geſtiegen iſt!

Ihre Köchin, deren Sparkaſſebuch eine Summe nachweiſet, welche jene der Erſparniſſe Ihrer Frau übertrifft, kleidet ſich eben ſo gut, wie ihre Gebieterin, wenn ſie ſpazieren gehen darf!

Eine Wohnung, die man im Jahre 1800 zu zwölfhundert Francs miethete, koſtet jetzt ſechstauſend Francs!

Ein Leben, das man ſonſt mit tauſend Thalern beſtritt, iſt heutzutage eben kein reichliches zu achtzehntauſend Francs!

Das Hundertſousſtück iſt viel weniger geworden, als ſonſt der kleine Thaler war!

Sie haben aber auch Fiakerkutſcher in der Livrée, welche, Ihrer harrend, ein ohne Zweifel eigens für ſie herausgegebenes Journal leſen. Aber auch der Staat

hat den Credit gehabt, Capitalaufnahmen zu vierfach höheren Zinſen zu machen, als Frankreich unter Napoleon. Endlich haben Sie das Angenehme, auf dem Schilde eines Speckkrämers zu leſen: „N. N., Zögling des Herrn Véro," was Ihnen die Fortſchritte der Aufklärung bezeugt.

Die Ausſchweifung weiſet nicht mehr ihre infame Abſcheulichkeit; ſie hat ihren Thorweg, ihre feuerrothe Nummer, die auf einem ſchwarzen Glaſe glänzt. Sie hat Salons, wo man, wie beim Reſtaurateur, nach der Karte wählt zwiſchen Semiramis, Dorine, Spanien, England, dem Lande Caux, Brie, Italien oder Nigritien. Die Polizei hat alle Romane in zwei Kapiteln und im vollen Zuge verpönt.

Man kann ſich fragen, ohne Seine kaiſerliche Hoheit, die politiſche Oekonomie, zu beleidigen, ob die Größe einer Nation davon abhängt, daß Ihnen ein Pfund Bratwürſte auf Cararíſchem Marmorgebilde zugeſtellt werde, daß der Fettdarm beſſer wohne, als jene, die davon leben. Unſere falſche Pariſerpracht erzeugt das Elend der Provinz oder der Vorſtädte. Die Opfer ſind in Lyon, und heißen Seidenweber. Jede Induſtrie hat ihre Seidenweber. Man hat die Bedürfniſſe aller, von der Eitelkeit verzehrten Klaſſen, überreizt. Fouquet's „Quo non ascendam" iſt der Wahlſpruch der franzöſiſchen Eichhörnchen, auf welcher Sproſſe der ſocialen Leiter ſie ihre Sprünge machen mögen. Der Politiker muß ſich, mit nicht geringerem Schrecken, als der Mo-

raliſt, fragen, wo ſich das Einkommen zu ſo vielen Bedürfniſſen befindet. Blickt man auf die ſchwebende Schuld des Schatzes, und macht man ſich mit der ſchwebenden Schuld jeder Familie vertraut, die ſich nach dem Staate gemodelt hat, ſo ſieht man erſchrocken, daß die eine Hälfte von Frankreich der andern ohne Deckung gegenüberſteht. Wenn es zur Abrechnung kommt, werden die Schuldner die Gläubiger verſchlingen.

Dieß wird das wahrſcheinliche Ende der Regierung der Induſtrie ſeyn. Indem das gegenwärtige Syſtem, das nur lebenslänglich verſorgt hat, das Problem vergrößert, vergrößert es nur den Kampf. Der vornehme Bürgerſtand wird mehr Köpfe zum Abſchlagen bieten, als der Adel; wenn er Flinten hat, wird er jene zu Gegnern bekommen, die ſie fabriziren. Jedermann hilft die Grube graben, ohne Zweifel, damit ſie Jedermann liebgewinne.

Künſtleriſche Moralität.

Die Ruinen der Kirche und des Adels, der Feudalität, des Mittelalters, ſind erhaben, und erfüllen jetzt die erſtaunten Sieger mit Bewunderung; aber jene des Bürgerſtandes werden ein gemeines Kehricht von Steinpape, Gyps, Farbenkleckereien ſeyn. Dieſe unermeßliche Fabrik geringfügiger Dinge, wohlfeiler launenhafter Auswüchſe, wird nichts hinterlaſſen, nicht einmal Staub. Die Garderobe einer großen Dame der vergangenen Zeit kann das Kabinet eines jetzigen Banquiers mö-

bliren. Was wird man im Jahre 1900 mit der Garderobe einer Juſtemilieu-Königin machen? Sie wird ſich nicht mehr vorfinden, ſondern zur Bereitung von Papier gedient haben, ähnlich demjenigen, auf dem Sie Alles leſen, was man von unſeren Tagen lieſt. Und was wird aus all' dieſem aufgehäuften Papiere werden?

Von Balzac.

Geſchichte von zwei wohlfeil reichen Männern.

Ich kannte einen kleinen, immer reinlich ſchwarz gekleideten Mann, mit ſehr weißen Manſchetten und einem vortrefflich gefälteten Jabot. Nie hörte ich ihn ſich beklagen, nie ſich etwas wünſchen.

Es giebt in meinen Augen nur ein Ding auf der Welt, achtungswürdiger als das Unglück; dieß iſt das Glück, wegen ſeiner Sicherheit, und vorzüglich wegen ſeiner Vergänglichkeit. — Ich glaube nicht, das Glück eines Andern, wie geringfügig es ſeyn, wie ſeltſam es mir ſcheinen mochte, jemals leichtſinnig angetaſtet zu haben. Bisweilen begegnet es mir, es nicht zu begreifen, oder ſogar zu denken, daß, wenn ich auf den Einfall geriethe, es zu verſuchen, es mir nicht gut anſtehen würde; dieß war jedoch nie für mich ein Grund, es leichtſinnig oder geringſchätzig zu behandeln; es iſt ſo oft eine glänzende Seifenkugel, daß ich, in Gegenwart

irgend eines Glückes, ängstlich meinen Athem an mich halte.

Es war mir stets recht lieb, meinen kleinen Alten zu treffen, weil er vollkommen glücklich schien; aber nie kam es mir in den Sinn, eine Frage an ihn zu stellen, als ich eines Tages in seinem Gesichte die erste Wolke sah, die ich darin erblickt, seitdem der Zufall unsere Begegnung gefügt hatte.

Dießmal war ich neugieriger, und wollte wissen, was für ein Dorn unter den Rosen seines Lebens sich gefunden. Es dünkte mir, daß er nur auf eine Gelegenheit warte, um von dem zu sprechen, was ihn traurig stimmte, und er sagte zu mir:

„Ich komme von einem alten Freunde, und habe Dinge gesehen, die mir Kummer machten."

„Ist er krank?" fragte ich.

„Keineswegs," antwortete er mir.

„Hat er einen Prozeß, oder irgend eine große Summe Geldes verloren?"

„Im Gegentheile, er hat eine Erbschaft gemacht, und diese Erbschaft hat ihn in das tiefeste Elend gestürzt. Der Anblick dieses Elendes hat mir das Herz zerfleischt."

Da er einmal den Gegenstand berührt hatte, erzählte er mir die ganze Geschichte. — Hier ist sie:

„Ich kannte ihn schon lange," sagte er, „ich hatte ihn oft in der kleinen Provence der Tuilerien bemerkt: weil wir uns häufig sahen, grüßten wir uns zuletzt.

Eines Tages hatte ich ihn gefragt, wie viel Uhr es ſey, da meine Uhr ſtehen geblieben war, und am folgenden Tage ihm, in Anerkennung ſeiner artigen Antwort, eine Priſe Tabak angeboten. Einige Zeit darauf brachten wir's zum Plaudern, und zuletzt haben wir im Großen ausgepackt.

„Seitdem ſind wir zehn Jahre lang miteinander ſpazieren gegangen; unſere Exiſtenzen glichen ſich zu ſehr, um nicht auf dem nämlichen Boden und in der nämlichen Atmoſphäre bewundernswerth zu vegetiren. Er war Wittwer und ich Junggeſelle. Ich habe eilfhundert und einige Franes Einkommen; er hatte damals zwölfhundert; da er jedoch nahe bei den Tuilerien wohnte, wo die Miethen theuer ſind, verſchlang dieſe Ausgabe das Surplus ſeines Einkommens, und ſtellte unſer Vermögen gleich.

„Sie haben nie zwei ſo reiche und ſo glückliche Menſchen getroffen, wie wir. Wenn es ſchön war, empfing er mich in den Tuilerien. Die Tuilerien waren ſein Garten. Nie war eine Beſitzung vollſtändiger und ſorgenloſer.

„Woher einen Garten nehmen, wenn nicht die Tuilerien meinem Freunde gehörten?

„Er fand an jedem Morgen ſeine Alleen fleißig gerechet, und ſogar begoſſen, wenn die Hitze Staub erzeugte. Er ſpazierte unter dem dichten Schatten der Kaſtanienbäume, oder ſetzte ſich dort auf weißen Marmor nieder.

„Zahlreiche Gärtner erhielten ungeheure Blumen-

körbe in gutem Stande, und erſetzten unaufhörlich die verwelkten, und vom Winde ihrer Körner beraubten, wenn ihre Glanz- und Duftzeit vorüber war, durch Blumen, denen die folgende Jahreszeit angehört; er ſog den Frühlingswohlgeruch des Hollunders, und den unbeſtimmten und geheimnißvollen Duft der Linden ein. Zuletzt hatte er mit den Gärtnern Bekanntſchaft gemacht, die nicht ohne einigen Einfluß auf die Cultur der Blumenbeeten blieb.

„Mein Antheil war Luxembourg; unſer Verhältniß in den beiden Gärten war das nämliche; ich habe ihm öfter Blumenſamen gegeben, der ihm bei mir gefiel, gegen ſolchen, der mir bei ihm gefallen; der Gärtner, der mir welchen für ihn gegeben, nahm gerne jenen an, den ich von meinem Freunde empfing.

„In Luxembourg kannten mich die Schwäne des Baſſins.

„Ich lege weniger Wichtigkeit auf die Vertraulichkeit, die mein Freund von Seite der Schwäne in den Tuilerien erhalten, weil ihre Zuneigung banaler iſt, und man ihnen ohne Ungerechtigkeit vorwerfen kann, daß ſie Jedermann auszeichnen.

„Ich wiederhole es, unſere Gärten gehörten uns; der einzige Unterſchied, den man zwiſchen uns und den Leuten finden konnte, von denen man weiß, daß ſie Gärten beſitzen, und reellere Eigenthümer derſelben ſind, beſtand darin, daß jeder von uns einen der ſchönſten und reicheſten Gärten von Europa beſaß, und daß wir

weder Gärtner, noch Verschönerungen, noch Reparaturen zu bezahlen brauchten.

„Mein Freund," sagte er zu mir, als er Abends, nach einem Spaziergange bei mir, mich verließ, „Ihre Crocus sind schön und vielartig; aber ich lade Sie ein, meine Pfirsichbäume mit gefüllter Blüthe, und in vierzehn Tagen meinen Hollunder zu sehen. — Sie werden mich am Gestelle meiner Statue der Entführung der Orithyia *) finden."

„Ein andersmal lud ich ihn ein, einen Spaziergang auf meiner Terrasse des Luxembourg zu machen, wo es so schöne Spierlingbäume und so alte Hagedorne mit rosenfarbenen Blüthen giebt.

„Bisweilen kamen wir sogar in Wortwechsel. Er war, ich muß es gestehen, auf die schönen Damen in Equipagen ein wenig stolz, welche in seinem Garten spazierten; er ließ sogar eines Tages sich beifallen, sich damit zu brüsten, daß er von Zeit zu Zeit den König auf dem Balkone des Schlosses sehe. Ich bewies ihm, klar wie der Tag, daß meine Culturen besser gepflegt wären; ich berief mich, zum Beweise der Ueberlegenheit meines Gartens, auf die Rosensammlung von Hardy, unstreitig die reicheste in Europa. Es ist wahr, er hatte bei sich, in den Tuilerien, mehr Statuen und kostbare eherne Standbilder; aber in einem Garten leg'

*) Tochter des Erechtheus, Königs in Athen; wurde vom Boreas entführt, und gebar ihm den Zethes und Calais. A. d. Ueb.

ich mehr Werth auf Bäume und Blumen, als auf Bronce und Marmor.

„Wenn es regnete, beſahen wir ſein Muſeum der Alterthümer auf dem Platze des Louvre, oder zur Zeit der Ausſtellung die Gallerien, wo die modernen Maler die Erzeugniſſe ihres Fleißes ſeinem Urtheile unterwarfen.

„Bisweilen lud ich ihn ein, meine Gallerien des Luxembourg zu beſuchen, und dieß gab manchmal Anlaß zu kleinen Meinungs-Verſchiedenheiten über den reſpektiven Werth unſerer Muſeen, aber bloß weil er ſeine Uhr nach ſeinem Zifferblatte ſeines Tuilerien-Schloſſes richtete, das er für unfehlbar ausgab, während ich ſie oft nach meiner Sonnenuhr meines Palaſtes Luxembourg richten wollte.

„Selten aber arteten dieſe Erörterungen in Bitterkeit aus. Wenn übrigens unſere kleinen Eigenthümer-Launen uns gegen einander aufbrachten, hatten wir dagegen viele gemeinſame und ungetheilte Beſitzungen, wegen welcher wir durchaus keiner ſolchen Meinungsverſchiedenheit ausgeſetzt waren, — unſere Menagerie, unſer Muſeum, und unſere Gewächshäuſer des Pflanzengartens zum Beiſpiel.

„Ich will Sie nicht von unſern Verbindungen mit einigen Thieren in unſerer Menagerie unterhalten; von dem Intereſſe, das wir an der wankenden Geſundheit des Giraffen, oder an der Trächtigkeit einer ſchwarzen Bärin nahmen.

„Wir ſchenkten gerne unſern Beifall, als man uns den berühmten Affenpalaſt baute, und dieß blieb nicht ohne Einfluß auf unſere Anſicht von dem Miniſter, der damals Conſeil-Präſident war.

„Als man ſo viel Aufhebens von der Paulownia imperialis machte, die den zu geiſtvollen Kindern ähnlich, heranwachſend zuletzt nur ein Catalpa war, kannten wir ſie ſchon lange, und hatten ſie in unſerm Pflanzengarten blühen ſehen, als noch Niemand in Europa ihre Exiſtenz wußte. Man wird uns verzeihen, ein wenig zu ſtolz auf unſere Paulownia geweſen zu ſeyn, die jedenfalls ein Baum von bewundernswerther Vegetation iſt, ſo lange er jung, und in ſeinem hohen Alter die Ehre bewahrt, noch einem unſerer ſchönſten im Freien wachſenden Bäume zu gleichen.

„Wir lebten ſo zehn Jahre lang, als eines Tages mein Freund zu dem Rendez-vous nicht kam, das ich ihm in meiner Allee des Obſervatoriums bezeichnet hatte. Dieß war das Erſtemal, daß einer von uns Beiden bei einem Rendez-vous fehlte, außer daß ich ihn fünf Jahre früher in ſeiner kleinen Provence mich erwarten ließ, weil ich mir auf der Treppe faſt eine Verrenkung zugezogen. Ich konnte ſeine Abweſenheit nur einem Ereigniſſe dieſer Art, oder vielleicht einem noch ſchlimmeren beimeſſen, und ich begab mich zu ihm. Ich fand ihn geſund, aber ſonderbar bewegt. Er hatte am Morgen einen Brief erhalten, mit der Nachricht, daß ein Vetter von ihm zwei Meilen von Paris ge-

ſtorben ſey, der ihm etwas mehr als dreitauſend Livres Einkünfte zurücklaſſe.

„Er umarmte mich herzlich, und verſicherte mir, daß das Glück ihn, hinſichtlich ſeiner Freunde, nicht verändern, und ich ihn ſtets gleichgeſinnt finden würde ꝛc.

„Jedenfalls mußte er jedoch verreiſen, um den Beſitz anzutreten. — Seitdem waren vier Monate verfloſſen, und ich erhielt keine Nachricht mehr. Schon dachte ich nur noch mit einer Art von Gram an ihn, — und da die Journalvermietherin der Tuilerien ſich bei mir nach ihm erkundigte, hatte ich mit Bitterkeit geantwortet: „Ich weiß nicht... Er hat Vermögen bekommen, ich ſeh' ihn nicht mehr.“

„Da erhielt ich vorgeſtern einen Brief von ihm, folgenden Inhaltes:

„Mein lieber, alter Freund!

„Gerne will ich glauben, daß Sie mein Schweigen „weder der Gleichgültigkeit, noch dem Vergeſſen zuge„ſchrieben haben, — weniger noch, als der Vermehrung „meiner Glücksumſtände. Viele verſchiedene Sorgen ha„ben ſeit unſerer jüngſten Zuſammenkunft meine Zeit in „Anſpruch genommen. Zuvörderſt hab' ich mich entſchloſ„ſen, mich hier, in meinem Hauſe, anzuſiedeln. Ich „mußte darin einige Ausbeſſerungen und Aenderungen vor„nehmen. Da ich ferner nicht glaube, daß Sie eine üble „Meinung von mir gefaßt haben, — ſind' ich ein Ver„gnügen daran, Sie mir immer ſo zu denken, wie ich „Sie gekannt habe; es wäre albern meinerſeits, Sie

„zu vergeſſen, weil ich ſo reich geworden bin; und nicht „viel beſſer von Ihnen gehandelt, mich künftig aus dem „nämlichen Grunde zu vernachläßigen; dieß hieße mei„ner Ehre ſchaden, und Sie werden es nicht wollen.

„Ich erwarte Sie alſo morgen zum Frühſtücke bei mir.

„Ihr Freund."

„Ein garſtiger, dummer und grober Menſch, der da... Ich fühlte mich ein wenig neidiſch, und ſuchte im Briefe meines alten Freundes irgend eine übelklingende Phraſe, irgend ein Zeichen von Eitelkeit, das mir erlaubte, böſe zu werden. — Ich fand nichts, und machte mich dieſen Morgen auf den Weg.

„Mein Freund wohnt in einem kleinen, ſchmutzigen und ſchlecht gebauten Flecken. Sein Haus, das man mir ohne Zögern wies, iſt klein, weiß, mit grünen Sommerläden. Man tritt durch eine enge Thüre ein, die weit entfernt war, den Eindruck auf mich zu machen, wie das Gitter ſeines ehemaligen Tuileriengartens. Ich hatte, vom erſten Augenblicke an, die Ahnung, daß mein Freund, im Wahne, glücklich zu werden, ſich ruinirt hatte.

„Er empfing mich auf's Beſte; — aber Alles, was ich ſah, zu ſeiner guten Aufnahme gefügt, verwandelte gar bald in ein Gefühl des Mitleidens den Neid, womit ich meinen Weg angetreten hatte. Nie werde ich den Stolz vergeſſen, womit er mich den Gang durch einen Garten machen ließ, der in einem Blumenbeete der Tuilerien bequem Platz fände. Hie und da einige dünne Stecken, einige Beſenſtiele, die er Bäume nennt,

bedürften wohl ein wenig Schatten, weit entfernt, deſſen ſpenden zu können. — Ein in der Mitte des Gartens in die Erde vergrabenes großes Faß heißt das Baſſin. Es war mit einem grünen und faulen Waſſer halb angefüllt, weil man nur alle zwei Tage friſches bringt, und das Faß ein wenig rinnt.

„Sie können ſich nicht vorſtellen, welche Freude er fühlt, die großen Marmorbaſſins der Tuilerien gegen dieſes Faßwerk vertauſcht zu haben, ohne zu bedenken, daß dieſes Faßwerk ihm alle Arten von Sorgen aufbürdet, wenn die Sonne es ausdörrt, und die Reife davon trennt, während man ehedem ſeine Baſſins von weißem Marmor beſorgte und ausbeſſerte, ohne daß er ſich im Geringſten darum zu bekümmern brauchte.

„Welche geheime Freude liegt denn im Eigenthume? — Dieſen Garten mit ſeinen Beſenſtielen haben, heißt für meinen Freund: Die großen Kaſtanienbäume der Tuilerien nicht mehr haben. Dieſes Viereck beſitzen, umgeben von bis zum Erblinden weißen Mauern, heißt von dem ganzen Reſte der Erde verbannt ſeyn, von allen ſchönen Ländern, von allen ſchönen Landſchaften.

„Im Hauſe hat er mir einige ſchlechte Gemälde gezeigt, womit er ſeinen Salon geziert hat. — Er mußte erben und reich werden, um verurtheilt zu ſeyn, nur mehr dieſe abſcheulichen Anſtreichereien zu ſehen; als er arm war, ſchaute er die ſchönſten, in unſern Muſeen aufgehäuften Gemälde aller Länder und aller Meiſter an.

„Ich bin traurig heimgekehrt, und habe ſeinen ehemaligen Garten ſehen wollen, jenen, den verlaſſen zu haben er ſich glücklich ſchätzt. — Es befiel mich eine große Furcht nach der andern, nämlich: auch meinerſeits durch Zufall reich zu werden, — Eigenthümer zu werden, und ſofort meinen ſchönen Garten in Luxembourg zu verlieren, — gezwungen zu werden, in irgend einem ummauerten Vierecke zu leben, — und, was das Schlimmſte iſt, darob glücklich, ſtolz zu ſeyn.

„Ich habe alle meine Verwandten die Muſterung paſſiren laſſen, und vorzüglich jene, die reich ſind, und unter dieſen jene, von welchen ich erben ſoll.

„Es iſt nur Einer unter ihnen, der mich beunruhiget: er iſt vor zwanzig Jahren nach Amerika gereiſet, und ſeitdem hat man nicht mehr von ihm ſprechen hören. Hörte ich in meinem Hauſe ſchellen, ſo würde ich zu vernehmen zittern, daß er als Millionär geſtorben, und ich ſein Erbe ſey. Ich habe einen Brief geſehen, den wir vor bald zwanzig Jahren, zwei Monate nach ſeiner Abreiſe, erhalten; in dieſem Briefe ſtand: „Daß mehrere Schiffe durch einen „Windſtoß mit Mann und Maus zu Grunde gegangen „ſeien. — Darunter befand ſich das Schiff, welches mei„nen Onkel trug; da man aber die Schaluppe nicht wie„der geſehen hat, ſo glaubte man, daß wenigſtens ein „Theil des Schiffsvolkes ſich zu retten verſucht habe.“

„Wenn nur mein Onkel ſich nicht gerettet hat!“

Alphonſe Karr.

Sonderlingsansicht vom Neujahrstage.

Man muß Gerechtigkeit widerfahren laſſen, Allen und vor Allem. Es giebt eine Erziehung, von der wir wunderbar profitirt haben; jene nämlich, die wir in der Lehranſtalt erhielten, — nicht daß die Mehrzahl von uns ſehr gut lateiniſch und griechiſch verſtände, — aber wir ſind von dem Gedanken durchdrungen geblieben, daß alles Vernünftige ſchon vor uns geſagt und geſchrieben geweſen, und das menſchliche Geſchlecht ſeit etwa ſiebenhundert Jahren nur mehr zu wiederholen und zu überſetzen ſich erlauben kann.

Das menſchliche Gehirn iſt, Dank dieſen Studien, eine Art von in Fächer abgetheilten Behältniſſe, eine Art richtig überſchriebenen Fachkaſtens geworden. Jede Schublade enthält unter einem Collectivtitel Alles, was von gewiſſen Perſonen über einen Gegenſtand geſagt und geſchrieben worden iſt. — Es iſt eine Art von Trödelmarkt, wohin die armen Geiſter kommen, um ſich wohlfeil zufälligerweiſe in alten Flitterſtaat und alte Kleider zu hüllen.

Soll man über irgend einen Gegenſtand ſeine Meinung äußern, ſo wäre es lang und ſchwierig, den Gegenſtand nach ſeinen verſchiedenen Geſichtspunkten zu prüfen, einen eigenen Gedanken zu gebären, und ihn dann in neue, aus dem Ganzen geſchnittene Kleider zu hüllen. — Es iſt weit einfacher, den bezüglichen Fachkaſten zu öffnen, darin die über den fraglichen Gegen-

ſtand geäuſſerten Ideen, Gedanken und Meinungen zu muſtern, und aus ihnen zu wählen, was das Glänzendſte oder das Vernünftigſte ſcheint.

Dann macht man die Sache zurecht, man macht ſie ein wenig enger oder weiter, und die Aufgabe iſt gelöſet; Sie haben eine Meinung; Sie haben ſich keine gebildet, aber eine gewählt unter den alten, verlaſſenen, vielleicht ein wenig zerknitterten, ein wenig verſchobenen, ein wenig matt gewordenen, verwelkten Meinungen. — Aber dieß verblüfft Niemand durch die Kühnheit, und beleidiget Niemand durch die Neuheit.

Zum Beiſpiel: Man ſpricht von der Liebe; öffnen Sie die „Liebe“ überſchriebene Schublade. Darin finden Sie Anſichten von der Liebe von Déſaugiers, Virgil, Parny, Boileau, Racine ꝛc. Man rührt auf, man ſucht, dann wählt man, was beinahe zu faſt allen Unterhaltungen paßt, und vierthalb Viertel der Bücher werden mit dieſem einfachen und wenig koſtſpieligen Verfahren gemacht. Jene, die auf den Einfall kommen, es anders zu machen, — nämlich, wirklich in ihrem Gehirne geborene, anſtatt darin bloß ausgebrütete Gedanken, mehr oder minder ſchmerzhaft zur Welt zu bringen, ſind der öffentlichen Ahndung ausgeſetzt, und die alſo gefaßten und verlautbarten Meinungen werden als verdächtig betrachtet und Paradoxen genannt.

Paradox will buchſtäblich ſagen: ſchon ausgedrückten Meinungen entgegen. Dieſer Name, auf einen Gedanken angewendet, gleicht einem Vorwurfe,

greifen und ausplündern, so kommt dieß lediglich von zwei Ursachen, die wir uns mühsam selber schaffen.

Es kommt von zwei unaufhörlichen Lügen, deren Urheber wir sind.

Die erste Lüge ist, daß wir mit dem Namen Freundschaft alle Arten von Beziehungen schmücken, die auf Eitelkeit, Eigennutz und Ehrgeiz gegründet sind, und daß wir die Gefühle unsers Herzens und das Geld unserer Börse in Scheidemünze unter eine Menge von Gleichgültigen und einige Freunde vertheilen müssen, denen wir bei weitem nicht geben, was wir ihnen schulden.

Die zweite Lüge ist, daß wir Alle uns anstrengen, reicher zu scheinen, als wir sind, wodurch geschieht, daß es an diesem Tage nicht genügt, reicher zu scheinen, als man ist, sondern daß man es wirklich seyn muß, was uns natürlich dahin bringt, ärmer zu seyn, als wir wirklich sind.

Entfernen Sie diese zwei Lügen aus den Gewohnheiten Ihres Lebens, verleben Sie Ihr Daseyn inmitten von Freunden, die wirklich Ihres Gleichen sind, geben Sie sich keine Mühe, die Leute zu demüthigen, indem Sie reicher scheinen wollen, als dieselben, und insbesondere als Sie selbst, und Sie werden den Neujahrstag ohne Furcht und ohne Tadel ankommen sehen, und aufhören, ihn zu lästern.

Dieß ist's, was ich alljährlich mir gelobe . . . im nächsten Jahre zu thun.

Alphonse Karr.

Eine bürgerliche Heirath in Paris.

Dritter Bezirk.

Bei Herrn Dufour. — Der Hof der Mairie. — Inneres der Mairie. — Der Heirathsaal. — Die Kirche. — Ankunft der Braut. — Die Sacristei. —

I.

Bei Herrn Dufour.

Madame Dufour, (auf einem gepolsterten Ruhesitze;) Herr Dufour, (in einem Armstuhle)

Madame Dufour, (die Augen voll Thränen.) Mein Gott, wie unglücklich bin ich doch! Nicht genug, daß ich von meiner Tochter mich trennen muß, ich muß auch unaufhörlich ein Ungeheuer von einem Manne auf dem Halse haben, der mir nicht einen Augenblick Ruhe gönnt.

Dufour. Gut, man sieht's, daß ich Dir jetzt keine Ruhe gönne!

Madame Dufour. Wär' dieß der Fall, so würde ich mich nicht beklagen. Es ist nicht meine Gewohnheit, mich zu beklagen, wenn ich keinen Grund dazu habe.

Dufour. Ich sagte nichts.

Madame Dufour. Seufzen, wie Sie seit zwei Stunden seufzen, heißen Sie nichts sagen! Das

geht wie eine Pumpe, und warum? Weil Ihr Kleid nicht gekommen iſt! Wären Sie ein Kind, ſo gäbe man Ihnen die Ruthe, und gut gebunden, und Sie hätten ſie nicht geſtohlen.

Dufour. Ich möchte Dich an meiner Stelle ſehen, ob du wohl vergnügt wäreſt, zur Hochzeit Deiner Tochter zu gehen, ohne gekleidet zu ſeyn.

Madame Dufour. Sie werden jedenfalls gekleidet ſeyn. Davon iſt nicht die Rede.

Dufour. Und wovon ſonſt?

Madame Dufour. Vom Glücke meiner Tochter, ja, meiner Tochter.

Dufour. Gut, da ſchwimmſt Du wieder einmal in Thränen. Seit acht Tagen thuſt Du nichts anderes.

Madame Dufour. Weil ich ſeit acht Tagen die unglücklichſte Frau bin.

Dufour. Ich ſehe kein ſo großes Unglück darin, ſeine Kinder zu verſorgen.

Madame Dufour. Sie ſehen nie etwas.

Dufour. Zum Teufel! Man hat Dir das Meſſer nicht an die Kehle geſetzt.

Madame Dufour. Ich hätte es nicht geduldet.

Dufour. Du verheirathеſt Deine Tochter, weil Du es willſt; Niemand zwingt Dich dazu.

Madame Dufour. Sprechen Sie doch nicht ſo; man möchte meinen, daß es keinen andern Willen im Hauſe gebe, als den meinigen.

Dufour. einer Treu' . . .

Madame Dufour. Schweigen Sie . . . Gedenken Sie, den ganzen Tag in Ihrem Armſtuhle auf Ihr Kleid zu warten?

Dufour. Ich weiß wahrlich nicht, was ich thun ſoll.

Madame Dufour. Ich eben ſo wenig.

Dufour. Wenn ich hinginge?

Madame Dufour. Wohin?

Dufour. Zum Schneider.

Madame Dufour. Gehen Sie hin, wenn Sie wollen; was wollen Sie, daß ich Ihnen ſage?

Dufour. Glaubſt Du, es ſey ſchicklich, daß ich hingehe ... liebe Freundin ... Du antworteſt nicht ...

Madame Dufour. Ja.

Dufour. Ich frage Dich, ob es ſchicklich ſey, daß ich zum Schneider ginge?

Madame Dufour. Mein Gott, thun Sie, was Sie wollen, . . . nur laſſen Sie mich in Frieden.

Dufour. Haſt du nichts dagegen? (Er ſteht von ſeinem Armſtuhle auf.)

Madame Dufour. (Mit ihren Füſſen zappelnd.) Nein.

Dufour. Iſt's auch wahr?

Madame Dufour. (das nämliche Spiel mit den Füſſen, aber haſtiger.) So treibt er's bis morgen!

Dufour. Ich geh' ſchon, Miezchen, ich geh' ſchon. (Er kommt ſachte an die Thüre, und geht hinaus, nachdem er zuvor noch einen Augenblick das verdrießliche Geſicht ſeiner Gattin betrachtet hat.)

Madame Dufour. Und man will, daß eine Mutter ruhig und vergnügt ſey, wenn ihre Tochter der Gefahr ausgeſetzt iſt, ein Weſen zu finden, wie ihr Herr Vater, einen Mann, der zeitlebens keine Idee, keinen Schatten davon gehabt hat, einen Tölpel mit nicht mehr Kopf, als ein Kind; mein Gott! mein Gott! wie ſind doch die Frauen zu bedauern!

Madame Dufour, die Bonne, (ein Cafébrett in der Hand.)

Die Bonne. Hier iſt Ihr Café.

Madame Dufour. Ah! Du biſt's!

Die Bonne. Um wie viel Uhr ſind Sie denn aufgeſtanden?

Madame Dufour. Nicht ich, ſondern mein Mann.

Die Bonne. Ich kann nicht mehr aufſtehen, damit iſt's gar; Sie werden mir erwiedern, daß ich ſo ſpät mich niederlegte.

Madame Dufour. Gerade wie ich; ich habe kein Auge zugemacht, und die ganze Nacht geweint.

Die Bonne. Geht's denn nicht beſſer?

Madame Dufour. Sprich nicht davon; ich glaube, daß ich ſeit acht Tagen alle Thränen meines Leibes vergoſſen habe.

Die Bonne. Sie ſind nicht klug. Ich frage Sie, ob es vernünftig ſey, es ſo zu machen, wie Sie es machen?

Madame Dufour. Ich bin Mutter!

Die Bonne. Ich will ſterben, wenn Jemand,

der Sie ſähe, ſagen würde, daß Sie heute Ihre Demoiſelle verheirathen.

Madame Dufour. Haſt du ſie geſehen?

Die Bonne. Wen?

Madame Dufour. Meine Tochter.

Die Bonne. Ich komme von ihr.

Madame Dufour. Nun?

Die Bonne. Was wollen Sie, daß ich Ihnen ſage?

Madame Dufour. Was macht ſie?

Die Bonne. Ganz, wie wir, das Nämliche; ſie iſt ſchmerzlich betrübt in ihrem Zimmer.

Madame Dufour. Sie gleicht mir; das liebe arme Kind! Ganz mein Character!

Die Bonne. Zum Glücke, daß es den Herrn nicht angreift, ſonſt müßte man Sie eingraben.

Madame Dufour. Mein Gatte iſt ein Mann, und damit Alles geſagt.

Die Bonne. Ah! während wir da nichts thun, wird Ihr Café kalt; wollen Sie ihn nicht trinken?

Madame Dufour. Nein, ich habe zu nichts Appetit, ich verſichere Dich.

Die Bonne. Darum handelt ſich's hier nicht; iſt der Wein abgezapft, ſo muß man ihn trinken; nun denn, ſchlürfen Sie dieß aus.

Madame Dufour. Ich danke Dir.

Die Bonne. (ihrer Gebieterin die Taſſe unter die Naſe haltend) Ei was, ei was, machen Sie nur, ich habe keine Zeit zu verlieren.

Madame Dufour. Nein, ich ſagte Dir, ſeit geſtern iſt's, als ob ich ein Querholz auf meinem Magen hätte, ich bringe nichts hinunter.

Die Bonne. Sehen Sie die hübſche, hübſche Brodſchnitte! Oeffnen Sie ihrer Mama den Mund!

Madame Dufour. Du machſt aus mir, was Du willſt.

Die Bonne. Dieſe kleine noch, weil wir gerade daran ſind.

Madame Dufour. Wie kindiſch Du biſt!

Die Bonne. Es iſt wahr, Sie werden noch zur Tafel gehen, ich weiß nicht um wie viel Uhr.

Madame Dufour. Zwiſchen zwei und drei Uhr.

Die Bonne. Sagen Sie vier, und ſprechen wir nicht mehr davon.

Madame Dufour. Glaubſt Du?

Die Bonne. Ich kenne dieß; bei Hochzeiten wird man nicht fertig; Sie werden ſehen, daß Sie einen hölliſchen Hunger bekommen, wenn Sie aus der Meſſe gehen; Sie werden ſich wie eine Raſende auf die Schüſſeln ſtürzen, und mir erzählen, daß Ihr Magen gehorcht; kommt es dahin, werd' ich Ihnen ſagen, daß recht geſchehen ſey, und Sie nur haben, was Sie verdienen!

Madame Dufour. Mit Dir iſt nichts anzufangen, Du willſt immer Recht haben.

Die Bonne. Wenn Gutes bezweckt wird. Nun, die letzte der letzten, ſchließen wir damit. Das

laß' ich mir gefallen, ſehen Sie, das iſt gleich etwas Gutes.

Madame Dufour. Biſt du zufrieden?

Die Bonne Nicht ohne Mühe.

Madame Dufour. Sag mir.

Die Bonne. Was ſoll's wieder?

Madame Dufour. Iſt meine Tochter aufgeſtanden?

Die Bonne. Sie ſtand auf, als ich eintrat.

Madame Dufour. Armes liebes Kind! Dieß iſt der erſte Kummer, den ſie ihrer Mutter wird verurſacht haben.

Die Bonne. Ich ſage nicht nein; aber bücken Sie ſich ein wenig, damit ich hier abwiſchen kann.

Madame Dufour. Ich möchte ſterben.

Die Bonne Das iſt möglich; aber näher zum Kreuzſtocke, ohne Ihnen zu befehlen.

Madame Dufour. Wenn ich mein Kind beſuchte?

Die Bonne. Recht, um ſo mehr, da ſie Ihrer bedürfen kann.

Madame Dufour. Ich gehe hin.

Die Bonne. Gehen Sie, gehen Sie.

Madame Dufour. Wirſt Du nicht kommen, uns bei dem Ankleiden zu helfen?

Die Bonne. Ich verſpreche Ihnen nichts; rechnen Sie nicht darauf; wir werden ſehen, ob ich Zeit habe.

II.

Der Hof der Mairie

Nationalgardiſten, Tambours, Fiakerkutſcher, Comiſſionäre, gehend und kommend ꝛc.

Erſter Nationalgardiſt. Machen Sie doch, Herr Robinet, man fragt ſchon zwei Stunden lang nach Ihnen; wo waren Sie denn, daß man ſie überall ſucht?

Zweiter Gardiſt. Sprechen Sie nicht davon, ich wurde da unten aufgehalten, bei den Geburten, wo ich Zeuge eines Kindes war; ich will gehängt werden, wenn ich weiß, was dieß iſt. Nun denn, ſagen Sie doch... ſie werden keine Händel auf dem Poſten anfangen... Niemand!

Erſter Gardiſt. Alle, die auf Sie warten, ſind da unten beim Café.

Zweiter Gardiſt. Ei, ſagen Sie doch, daß man nicht mehr auf mich warte, ich geh hin.

Erſter Gardiſt. So recht, kommen Sie, wir haben höchſte Zeit, wenn wir uns noch anfeuchten wollen, bevor man uns ablöſet.

Dufour (am Kutſchenſchlage eines Fiakers. —) Kutſcher! Kutſcher! Zum Heirathsbüreau. Machen Sie uns den Schlag auf, ich bitte Sie... Um Vergebung, daß ich zuerſt ausſteige. (Er ſteigt aus dem Fiakerwagen).

Ein Commiſſionär. Vergeſſen Sie den Commiſſionär nicht, Bürger!

Dufour. Gleich. Ah! ich ſehe die andern Wagen nicht, ich glaubte, ſie ſeyen hinter uns.

Der Commiſſionär. Da kommen ſie, Bürger. Vergeſſen Sie den Commiſſionär nicht.

Dufour. Wo iſt denn der Kutſcher? Kutſcher!

Der Kutſcher, (von ſeinem Sitze.) Hier!

Dufour. Hören Sie, Kutſcher, von hier begeben wir uns unmittelbar in die Kirche, Sie verſtehen?

Der Commiſſionär. Sie verſtehen, Kutſcher?

Der Kutſcher. Sehr wohl.

Der Commiſſionär. Vergeſſen Sie den Commiſſionär nicht, Bürger.

Dufour. Wo ſind jetzt alle meine Leute? Ich ſehe wohl eine Heirath, aber dieß iſt nicht die meinige; wo iſt die meinige?

Der Commiſſionär. Ich weiß es nicht. Vergeſſen Sie nicht.

Dufour. Das iſt Ihre Schuld auch; Sie ſind zwei Stunden lang da, und ſtreichen um mich herum was wollen Sie?

Der Commiſſionär. Ich bin's, der Ihnen den Schlag geöffnet, Bürger, der zum Kutſcher geſagt hat, von hier weg in die Meſſe zu fahren.

Dufour. Und wie viel muß ich Ihnen dafür geben?

Der Commiſſionär. Nach Ihrer Großmuth, Bürger.

Dufour. Hier, und nun verlaſſen Sie mich.

Der Commiſſionär. Dank, Bürger. (Schleicht ſich fort.)

Dufour, (ihn zurückrufend.) Sagen Sie doch, ſagen Sie doch... ah! gut gehört, jetzt, da er ſein Geld hat, iſt er zum Teufel. Wo ſind nun die Büreaux? Ich habe meine Augenbrillen und mein Taſchentuch zu Hauſe gelaſſen; da bin ich ſchön angekommen.

Zweiter Commiſſionär. Sie wünſchen etwas, Bürger?

Dufour. Ja, das Büreau oder den Heirathsſaal, wenn Sie die Güte haben wollen.

Zweiter Commiſſionär. Hier, in der Ecke rechts. Vergeſſen Sie den Commiſſionär nicht, Bürger.

Dufour. Wieder! Aber das iſt ja eine wahre Inquiſition, Gott verzeih' mir's! Welchen Dienſt haben Sie mir denn geleiſtet?

Zweiter Commiſſionär. Ei Bürger, ich habe Ihnen geſagt: in der Ecke rechts.

Dufour. Sehr wichtig, meiner Treu. Wenn Sie mir noch ſagen könnten, wo meine Leute ſind.

Zweiter Commiſſionär. Da d'rin; ſie ſind ſo eben angekommen.

Dufour. Sehr verbunden.

Zweiter Commiſſionär. Vergeſſen Sie den Commiſſionär nicht, Bürger.

Dufour. Da, weil's denn kein anderes Mittel giebt, loszukommen.

Zweiter Commiſſionär. Dank, Bürger; viel Glück zu Hauſe; guten Abend Ihren Hühnern!

III.

Inneres der Mairie.

Dufour. O große Götter, wie voll! Das iſt nicht auszuhalten! Eine Schwitzſtube! (Zu ſeinem Nachbar.) Um Vergebung, mein Herr, dürfte ich es wagen, Sie zu bitten...

Der Nachbar. Nur zu, mein Herr, nur zu.

Dufour. Haben Sie nicht zufällig zwei Damen bemerkt?

Der Nachbar. Nein, mein Herr.

Dufour. Pardon, ich wollte ſagen: ſo eben angekommene Brautleute?

Der Nachbar. Nein, mein Herr.

Dufour. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, mein Herr. (Bei ſich.) Wo Teufel können ſie ſeyn? Und noch dazu meine Augenbrillen und mein Taſchentuch zu Hauſe gelaſſen. Madame Dufour?... Biſt du da? Wie beliebt? Ich verſtehe nicht.

Zweiter Nachbar. Werden Sie bald aufhören, wie ein Fiſch zu zappeln?

Dufour. Was beliebt, mein Herr?

Zweiter Nachbar. Ich frage Sie, ob Sie bald aufhören werden, mir die Füſſe zu zertreten?

Dufour. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, ich hatte gar nicht die Abſicht, Ihnen irgend wie läſtig zu ſeyn; ich ſuchte meine Frau zu entdecken; ich habe nie einen andern Gedanken gehegt, als dieſen.

Zweiter Nachbar. Das iſt kein Grund, den Leuten die Füſſe zu zerſtampfen.

Erſter Nachbar. Es dünkt mir aber, daß der Herr ſich bei Ihnen entſchuldiget habe.

Zweiter Nachbar. Was iſt dieß? Spricht man mit Ihnen?

Die Begleiterin des zweiten Nachbars. Ei, Lodore, wirſt du nicht aufhören?

Lodore. Ich will wiſſen, warum ſich dieſer Herr mit ſeinem Jabot einmiſcht.

Die Begleiterin. Ich ſage dir, laß die Leute in Ruhe.

Lodore. Hab' ich die Leute jemals beunruhiget? Ich beklage mich, daß man mir die Füſſe zertritt; ich kann dieß nicht leiden, jeder nach ſeinem Geſchmacke.

Eine dicke Dame. Wenn die Maires nicht immer auf ſich warten ließen, gäb's auch nie ſolche Streitigkeiten, wie dieſe da.

Ein Schwätzer. Abgeſehen davon, daß man die Maires ſehr theuer bezahlt.

Die dicke Dame. Gerade, wie in der vorigen

Woche, auf der Mairie des 12. Bezirkes; nicht wahr, Sauvage? Wie viel Uhr war's doch, als er kam?

Der Schwätzer. Und man beklagt ſich, wenn man Revolutionen anfängt.

Erſter Nationalgardiſt. Man würde der Braut wohl ein Paar Worte ſagen.

Zweiter Nationalgardiſt. Unartiger Menſch!

Dufour. Ich hätte nie geglaubt, daß es da ſo voll wäre.

Die dicke Dame. Das kommt daher, daß heute Sonnabend iſt, ſehen Sie.

Dufour. Es iſt möglich.

Die dicke Dame. Sehen Sie, es giebt viele Leute, die ſehr froh ſind, ihren Sonntag zu haben, um auszuruhen.

Dufour. Ich habe eine gräßliche Furcht, hier zu Bette zu gehen.

Die dicke Dame. Ich liebe die Heirathen aus Geſchmack; aber ich geſtehe, daß ich zuletzt den Geſchmack daran verlieren würde, wenn man immer warten müßte, wie man ſeit einiger Zeit wartet. Es iſt eben ſo wenig vernünftig, die Leute derlei Ewigkeiten lang warten zu laſſen.

Dufour. Verheirathen, Madame, Ihre Demoiſelle?

Die dicke Dame. Um eine zu verheirathen, müßte ich welche haben; ich habe keine mehr, Gott ſey Dank! Meine jüngſte iſt ſeit vier Jahren verheirathet, und ich darf mir dazu Glück wünſchen, nicht wahr, Sauvage?

Sauvage. Eine Unglücklichere, als ſie, giebt's nicht leicht.

Dufour. Ich glaube, daß meine Tochter es nicht ſeyn wird, wenn ſie vernünftig ſeyn will.

Die dicke Dame. Ei, hören Sie doch, man ſetzt die Kinder nicht auf die Welt, damit ſie unglücklich ſeyen. Weſſen Standes iſt denn Ihre Demoiſelle, ohne zu neugierig zu ſeyn? Kommt ſie aus einem Laden?

Dufour. Nicht ſie, aber mein Schwiegerſohn. Wenn ich ſage ... mein Schwiegerſohn, ſo iſt er's noch nicht ...

Der erſte Nachbar. Er wird's bald ſeyn.

Dufour. Ich hoffe es. Mein Schwiegerſohn, weil es denn einen Schwiegerſohn giebt, iſt Apotheker.

Die dicke Dame. Eine hübſche Partie, um ſo mehr, da die Apotheker nicht mehr das thun, was ſie ehemals thaten.

Dufour. Es iſt, wie Sie ſehr richtig ſagen, eine ſehr hübſche Partie, vorzüglich für eine Demoiſelle; ſein Vater war Apotheker; ſein Großvater war's auch; er hat ihn vor vier Jahren verloren; er würde ihm, nebenbei geſagt, ein hübſches Vermögen hinterlaſſen haben, wenn er nicht wieder geheirathet hätte.

Die dicke Dame. Ah! es giebt Perſonen, die ohne Frauen nicht leben können.

Dufour. Er hat ſeine Köchin geheirathet.

Die dicke Dame. Gerade wie unſer Hausherr; nicht wahr, Sauvage?

Erſter Nachbar. Ich meine eine Bewegung an der Thüre zu bemerken.

Dufour. Wirklich.

Eine Stimme in der Menge. Drücken Sie mich doch nicht! Warum drückt man mich?

Dufour. Madame Dufour!... Madame Dufour! Wo biſt Du? — (Geſchrei von Weibern und Kindern; die Menge ſtürzt in den Heirathſaal.)

IV.

Der Heirathſaal.

Die dicke Dame. Es ſcheint, daß der kleine Herr, der ſo eben da war, ſeine Leute angetroffen hat.

Sauvage. Wo iſt er denn?

Die dicke Dame. Da unten, gerade der Säule gegenüber; das iſt ſein Brautpaar, das vorangeht.

Sauvage. Nicht mehr das ſeinige, als ein anderes; man wird ſie Alle zugleich verheirathen. Da iſt der Maire, der ihnen vorlieſt, was ſie zu thun haben.

„Die Ehegatten ſchulden ſich wechſelſeitig Treue, Unterſtützung, Beiſtand.“

Die dicke Dame. Wenn dieß immer ſo geſchähe, würde man nicht ſo viele üble Haushaltungen ſehen.

„Der Mann ſchuldet ſeiner Frau Schutz, die Frau ihrem Manne Gehorſam.“

Die dicke Dame. Man ſieht wohl, daß dieß Männer gemacht haben.

„Die Frau ist verpflichtet, bei ihrem Manne zu wohnen, und ihm überall hin zu folgen, wo zu verweilen er für passend erachtet.“

Die dicke Dame. Auf diese Art hat man mich in einem Loche wohnen lassen.

„Der Mann ist verpflichtet, sie aufzunehmen, und ihr Alles zu verschaffen, was zu den Bedürfnissen des Lebens nothwendig ist, je nach dem Vermögen seines Standes.“

Die dicke Dame. Ihr zu verschaffen! das, was man mir wohl verschafft hat. Sie ist nicht schön, die Apothekersfrau mit ihrem zerknitterten Kleide.

Sauvage. Meinen Sie?

Die dicke Dame. Gleichviel; sie ist deßwegen nicht weniger verheirathet. Gut, sehen Sie ihre Mutter, welche weint; so bin ich nicht; keine Glücklichere, als ich, da ich meine Töchter verheirathet habe, nicht wahr, Sauvage?

V.

Die Kirche.

Madame Bonnet. Guten Morgen, meine Damen, wie befinden Sie sich?

Mademoiselle Branchu. Nun, wie Sie sehen.

Madame Bonnet. Kommen Sie doch da her.

Mademoiselle Branchu. Sind Sie schon lange da?

Madame Bonnet. Wir sind so eben gekommen die Zeit war auf Mittag bestimmt.

Madame Farin. Sie wiſſen, man iſt niemals ſehr genau.

Mademoiſelle Branchu. Dieſe Heirath hat mich um ſo mehr in Erſtaunen geſetzt, als die junge Perſon noch warten konnte.

Madame Bonnet. Aber ich ſehe nicht ein, warum. Wie alt halten Sie ſie?

Madame Farin. Etwa neunzehn Jahre.

Madame Bonnet. Ungerechnet der Ammenzeit.

Mademoiſelle Branchu. Ich hätte ſie für jünger gehalten.

Madame Cudot. Hören Sie, das iſt leicht auszurechnen, ſie iſt in Cudot's Alter.

Madame Bonnet. Es iſt wahr; ſie ſind ziemlich gleichen Alters, Ihr älteſter Sohn und ſie.

Madame Cudot. Ich war mit Cudot in der Hoffnung, als Madame Duſour ihre Demoiſelle geboren hat; Cudot wurde am verfloſſenen 17ten Auguſt 26 Jahre alt, nun rechnen Sie.

Mademoiſelle Branchu. Ich hätte nicht geglaubt, daß ſie ſchon ſo alt ſey; man ſagte geſtern in einem Hauſe, wohin ich gegangen bin, daß dieß eine Neigungsheirath wäre.

Madame Bonnet. Keineswegs; vor acht Tagen noch haben Vater und Mutter nichts davon gewußt.

Madame Farin. Ich will nicht widerſprechen; aber die Demoiſelle . . .

Madame Cudot. Genug; Sie wiſſen, daß das

arme Kind nie einen eigenen Willen gehabt hat; ſie iſt eine vortreffliche Perſon, die ich herzlich liebe; aber das Maliziöſe hat ſie von ihrer Mutter: die arme Frau hat nie daran Mangel gelitten.

Madame Farin. Ah! ja doch.

Madame Cubot. Hören Sie, wie ſich die Sache zugetragen: Die junge Perſon war alſo auf dem Lande bei ihrer Tante, einer Schweſter ihres Vaters.

Mademoiſelle Branchu. Mademoiſelle Jolivet.

Madame Cubot. Sie war noch nicht aus dem Wagen geſtiegen, als ihr Vater zu ihr ſagte: „Du weißt, daß Du Dich verheirathen wirſt; freut's Dich?“ Sie hat geantwortet: „Ja, Papa.“ Man ſetzte ſich zu Tiſche, und Alles war abgethan.

Madame Bonnet. Ich kann mich von meinem Erſtaunen noch nicht erholen.

Madame Cubot. Wer kommt da unten?

Mademoiſelle Branchu. Das iſt Madame Labiche mit ihrer Demoiſelle.

Madame Farin. Das iſt Mademoiſelle Labiche, die man für ſo hübſch ausgiebt?

Madame Cubot. Ich bin nicht dieſer Meinung; ſehen Sie, wie lächerlich ſie gekleidet iſt ... Guten Tag, Madame!

Madame Labiche. Wie befinden Sie ſich? Und Madame Cubot?

Madame Cubot. Nun, wie Sie ſehen. Und Sie, Madame, wann laden Sie uns zur Hochzeit ein?

Madame Labiche. Wir ſind noch nicht ſo weit. Euphemie, Du ſagſt nichts zu Madame!

Madame Cubot. Wie groß ſie iſt! Wenn ich bedenke, wie klein ich ſie geſehen habe. Sie erinnern ſich noch der Paradiesſtraße?

Madame Labiche. Eine ſolche Wohnung werde ich nie bekommen.

Madame Cubot. Kennen Sie den Bräutigam?

Madame Labiche. Sie?

Madame Cubot. Ich habe ihn neulich zum Erſtenmale geſehen.

Madame Labiche. Nun?

Madame Cubot. Was wollen Sie, daß ich Ihnen ſage; das ſind Geſichter, von denen man nichts ſagt; haben Sie Herrn Duplan zu Hauſe geſehen?

Madame Farin. Den Mann der Mademoiſelle Farjeaud?

Madame Cubot. Das iſt ein Geſicht von dieſem Schlage.

Madame Labiche. Ich mach' ihm mein Compliment nicht dazu.

Madame Branchu. Ich habe gefunden, und bin nicht die Einzige, die dieſe Bemerkung gemacht, daß Herr und Madame Dufour ſich ſehr beeilt haben, ihre Demoiſelle unterzubringen.

Madame Cubot. Ich finde dieß nicht.

Madame Labiche. Wie? Eine einzige Tochter, die, ſagt man, ſehr ſchöne Hoffnungen hat!

Mademoiſelle Branchu. Ich weiß nichts d von, ich habe mit ihr nicht gerechnet; aber ich glau nicht, daß ſie ſo wohlhabend ſind, als man wohl ſage mag ... Sie wiſſen, daß hinſichtlich ſolcher Dinge.. Im Grunde hat Herr Dufour, ſeitdem er bei den Fi nanzen iſt ...

Madame Labiche. Sie haben Recht; aber d iſt ein Haus, das immer viele Beſuche gehabt hat. Ic weiß wohl, daß man ſeiner Zeit geſagt hat, daß Ma dame Dufour ihren Vater hatte, der ihr etwas hinter laſſen; allein es waren ihrer, ſagt man, viele Kinder, und glaubt man den „man ſagt", ſo haben ſie ſich ſehr glücklich gefühlt, dieſe Partie für ihre Demoiſell zu finden; der Beweis iſt, weil ſie ihn nicht haben ſchmachten laſſen.

Euphemie. Mama, da ſind die Damen L'Heritier!

Madame Farin. Wie Madame L'Heritier ſich verändert hat! Sollte ſie krank geweſen ſeyn?

Madame Labiche. Kennen Sie Madame L'Heritier!

Mademoiſelle Branchu. Sie iſt eine vortreff liche Frau, der ich alle ihr gebührende Gerechtigkeit wi verfahren laſſe; wir haben aufgehört, uns zu ſehen ich weiß eigentlich nicht, warum; ich weiß, daß ſie ebe ſo ſehr in Verlegenheit wäre, es zu ſagen, wie ich.

Madame Farin. So geht's mir auch.

Madame Labiche. Sind Sie beim Mahle?

Mademoiſelle Branchu. Ich habe dieſe Ehre nicht

Madame Labiche. Wie?

Mademoiſelle Branchu. Ich habe nicht einmal ein Einladungsbillet erhalten.

Madame Labiche. Das wundert mich.

Mademoiſelle Branchu. Wir kommen ſeit undenklicher Zeit mit Madame Dufour nicht mehr zuſammen.

Madame Labiche. Wahrhaftig! Sie auch, Madame? —

Mademoiſelle Branchu. Ohne eigentlich zu wiſſen, warum.

Madame Labiche. Das iſt das Erſte, was ich höre.

Mademoiſelle Branchu. Sind Sie dabei?

Madame Labiche. Man konnte wohl nicht anders, da mein Mann der Zeuge der jungen Perſon war; ſonſt glaub' ich wohl . . .

Mademoiſelle Branchu. Daß es hiewegen wie bei Jedermann geweſen wäre. Es iſt ein Haus, wie man deren viele ſieht, neuen Bekanntſchaften nachjagend.

Madame Labiche. So bin ich nicht.

Mademoiſelle Branchu. Ich auch nicht, Gott ſey Dank.

Madame Labiche. Dennoch wäre ich untröſtlich geweſen, nicht zur Meſſe zu kommen.

Mademoiſelle Branchu. Ich auch; es iſt jedoch eine Betrügerei, Leute zu lieben, welche die Liebe nicht erwiedern.

Madame Labiche. Was wollen Sie, man wird nicht anders. Da ſind ſie!

Mademoiſelle Branchu. Ich weiß nichts davon, ich habe mit ihr nicht gerechnet; aber ich glaube nicht, daß ſie ſo wohlhabend ſind, als man wohl ſagen mag... Sie wiſſen, daß hinſichtlich ſolcher Dinge... Im Grunde hat Herr Dufour, ſeitdem er bei den Finanzen iſt . . .

Madame Labiche. Sie haben Recht; aber es iſt ein Haus, das immer viele Beſuche gehabt hat. Ich weiß wohl, daß man ſeiner Zeit geſagt hat, daß Madame Dufour ihren Vater hatte, der ihr etwas hinterlaſſen; allein es waren ihrer, ſagt man, viele Kinder, und glaubt man den „man ſagt", ſo haben ſie ſich ſehr glücklich gefühlt, dieſe Partie für ihre Demoiſelle zu finden; der Beweis iſt, weil ſie ihn nicht haben ſchmachten laſſen.

Euphemie. Mama, da ſind die Damen L'Heritier!

Madame Farin. Wie Madame L'Heritier ſich verändert hat! Sollte ſie krank geweſen ſeyn?

Madame Labiche. Kennen Sie Madame L'Heritier?

Mademoiſelle Branchu. Sie iſt eine vortreffliche Frau, der ich alle ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſe; wir haben aufgehört, uns zu ſehen, ich weiß eigentlich nicht, warum; ich weiß, daß ſie eben ſo ſehr in Verlegenheit wäre, es zu ſagen, wie ich.

Madame Farin. So geht's mir auch.

Madame Labiche. Sind Sie beim Mahle?

Mademoiſelle Branchu. Ich habe dieſe Ehre nicht.

Madame Labiche. Wie?

Mademoiſelle Branchu. Ich habe nicht einmal ein Einladungsbillet erhalten.

Madame Labiche. Das wundert mich.

Mademoiſelle Branchu. Wir kommen ſeit undenklicher Zeit mit Madame Dufour nicht mehr zuſammen.

Madame Labiche. Wahrhaftig! Sie auch, Madame? —

Mademoiſelle Branchu. Ohne eigentlich zu wiſſen, warum.

Madame Labiche. Das iſt das Erſte, was ich höre.

Mademoiſelle Branchu. Sind Sie dabei?

Madame Labiche. Man konnte wohl nicht anders, da mein Mann der Zeuge der jungen Perſon war; ſonſt glaub' ich wohl . . .

Mademoiſelle Branchu. Daß es hiewegen wie bei Jedermann geweſen wäre. Es iſt ein Haus, wie man deren viele ſieht, neuen Bekanntſchaften nachjagend.

Madame Labiche. So bin ich nicht.

Mademoiſelle Branchu. Ich auch nicht, Gott ſey Dank.

Madame Labiche. Dennoch wäre ich untröſtlich geweſen, nicht zur Meſſe zu kommen.

Mademoiſelle Branchu. Ich auch; es iſt jedoch eine Betrügerei, Leute zu lieben, welche die Liebe nicht erwiedern.

Madame Labiche. Was wollen Sie, man wird nicht anders. Da ſind ſie!

VI.

Ankunft der Braut.

(Die Damen ſtehen auf; einige ſteigen, ohne Rückſicht auf die Würde des Ortes, auf ihre Stühle, um den Zug zu muſtern, der ſich zur Sacriſtei bewegt.)

Madame Cubot (auf einem Stuhle). Ich ſehe die Braut nicht.

Mademoiſelle Branchu (auf einem Stuhle). Da unten, hinter einem dicken Herrn.

Madame Farin (auf einem Stuhle). Sie iſt gut gekleidet.

Madame Cubot. Finden Sie dieß?

Madame Labiche (auf einem Stuhle). Euphemie, ſteig von Deinem Stuhle herab, Du wirſt fallen.

Euphemie (auf einem Stuhle). Nein, Mama.

Mademoiſelle Branchu (von ihrem Stuhle herabgeſtiegen). Es ſind viele Leute da.

Madame Cubot. Mehr Neugierige, als Andere.

Madame Farin. Ich habe den Bräutigam nicht ſehen können.

Madame Cubot. Weil Sie ihn nicht haben ſehen wollen.

Euphemie. Er hat mir ganz klein geſchienen.

Mademoiſelle Branchu. Ein wahrer Knirps, ſehr gemein; er ſieht nichts gleich.

Madame Farin. Ohne Zweifel wird ſie der Abbé Forgeot vermählen.

Madame Labiche. Gewiß, als Hausfreund.

Mademoiselle Branchu. Er soll sehr liebenswürdig seyn.

Madame Cubot. Kennen Sie den Abbé Forgeot nicht?

Mademoiselle Branchu. O ja; ich hab' ihn oft bei Mademoiselle Lerat gesehen.

Madame Cubot. Das ist sein gewöhnlicher Weg.

Madame Farin. Wohlan, meine Damen, Sie werden mir sicher glauben, daß es mich immer ergreift, eine junge Person vermählen zu sehen, die man kennt.

Mademoiselle Branchu. Diese Wirkung bringt's bei Jedermann hervor.

Madame Cubot. Vorzüglich, wenn man sich für die Personen interessirt.

Madame Farin. Lassen Sie uns Platz machen, meine Damen, da kommen sie aus der Sacristei.

Mademoiselle Branchu. Ich sehe die Mama nicht.

Madame Cubot. Ich glaub's wohl, sie hat ihr Taschentuch vor dem Gesichte.

Madame Farin. Die arme Madame Dusour! Sie werden es erfahren, Madame, wenn Sie mit Ihrer Demoiselle in diese Lage kommen

Madame Labiche. Ich schwöre Ihnen, daß ich mich ganz an ihre Stelle denke.

Madame Farin. Wer möchte je glauben, wenn er den Abbé Forgeot sieht, daß er so lustig ist.

Mademoiselle Branchu. Ei, man findet zu

Allem Zeit. Ich war überzeugt, daß Madame Dufour ein gelbes Kleid tragen werde.

Madame Farin. Ich finde die Braut gut gekleidet.

Madame Cubot. Zu überladen! Es iſt ein Durcheinander, aus dem Niemand klug werden kann. Trägt ihr Mann Handſchuhe?

Eine Unbekannte. Ich glaub wohl! Er ſieht aus, wie ein Gensdarm.

Madame Cubot. Ich ſagte dieß, um zu lachen. Sehen Sie nur, ob man nicht meinen ſollte, daß ſie bei einer Beerdigung ſind.

Madame Farin. Ei, die Gemüthsbewegung, das iſt ganz natürlich. Ich weiß wohl, daß ich bei meiner Vermählung nicht luſtiger war, als die Anordnung.

Madame Cubot. Ich auch; ſo gehts Jedermann.

Die Unbekannte. Das iſt ein wichtiger Tag, meine Damen! Es iſt eine Lotterie.

Madame Labiche. Nun, Euphemie! Dein Gebetbuch?

Euphemie. Ich hab's zu Hauſe gelaſſen.

Madame Labiche. Du biſt immer die Nämliche.

Madame Cubot. Iſt dieß nicht Madame Lafolie, die da unten mit ihren Falbeln kommt?

Madame Labiche. Braucht's fragen?

Madame Cubot. Sie muß immer zuletzt kommen?

Mademoiſelle Branchu. Aus Beſorgniß, unbemerkt zu bleiben.

Madame Labiche. Euphemie, ich bitte Dich, bleib an Deinem Platze, halte Dich rechts.

Euphemie. Ja, Mama.

Madame Farin. Ich finde, daß der Abbé Forgeot den Gottesdienst wie ein Engel hält.

Madame Cubot. Welcher Unterschied gegen den Abbé Mangé!

Madame Labiche. Mir scheint der Abbé Forgeot mehr Vornehmes an sich zu haben.

Madame Farin. Es ist wie Tag und Nacht!

Madame Cubot. Sehen Sie Herrn Dufour, ob er einen Augenblick an seinem Platze bleibt.

Madame Labiche. Er muß wohl der Madame Lafolie die Honneurs machen.

Mademoiselle Branchu. Sie wird ohne Zweifel bei dem Mahle seyn?

Madame Cubot. Und noch dazu auf dem Ehrenplatze; ich habe diese Frau nie geliebt!

Mademoiselle Branchu. Sie sind nicht die Einzige.

Die dicke Dame der Mairie. (an eine Gitterstange der Capelle sich klammernd.) Die Frau ist zuerst aufgestanden, sie wird die Hosen anhaben; nicht wahr, Sauvage?

Madame Labiche. Wer sind diese kleinen jungen Leute, die den Trauungsschleier halten?

Madame Cubot. Auf dieser Seite, rechts, ist der kleine Lafolie.

Madame Labiche. Der Jüngste?

Madame Cudot. Ja; der Aelteste ist in einer Lehranstalt, wo er, glaub' ich, nicht viel Großes leistet.

Madame Labiche. Und links?

Madame Farin. Links ist Taboureau, der Sohn.

Madame Labiche. Ich sehe seine Mutter nicht.

Madame Cudot. Im kirschrothen Hute, neben Madame Dufour. Sie wird sich wohl hüten, sie zu verlassen; sie und ihr Mann könnten nicht zum Mahle gezogen werden.

Madame Labiche. Das sind drollige Leute.

Madame Farin. Ich weiß nicht, ob sie drollige Leute sind, aber jedenfalls gute.

Madame Labiche. Wir haben nicht die Absicht, etwas Anderes zu sagen, Madame.

Madame Farin. Nein, aber seit zwei Stunden hör' ich Sie Jedermann durch die Hechel ziehen; man könnte Sie auch durch die Hechel ziehen, Madame.

Madame Cudot. Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Madame.

Madame Farin. Der Unterschied ist, daß ich es weiß, Madame.

Mademoiselle Branchu. Ah! meine Damen. hier ist nicht der Ort . . .

Madame Farin. Seit zwei Stunden kocht es in mir; dieß wird mir zu arg.

Madame Labiche. Wenn Sie mir beistimmen, Madame, wollen wir auf die andere Seite gehen.

Mademoiselle Branchu. Gerne.

Madame Cubot. Es ist nicht der Mühe werth, meine Damen, die Messe ist aus.

Madame Labiche. Ich will diesen Damen mein Compliment machen.

VII.

Die Sacristei.

Ein Eingeladener. Mein lieber Herr Dufour, ich mache Ihnen mein Compliment.

Dufour. Ah! Herr Pezé, ich sah Sie nicht: lassen Sie sich umarmen! Sie haben meine Tochter gesehen?

Der Eingeladene. Es war unmöglich, bis zu ihr vorzudringen.

Dufour. Man wird Sie heute Abend sehen?

Der Eingeladene. Gewiß.

Dufour. Meinen Respekt an Madame.

(Allgemeine Umarmung; die Neuvermählte und ihr Gemahl umarmen die Versammelten der Reihe nach.)

Mademoiselle Branchu. Meine gute Madame Dufour, ich mache Ihnen mein Compliment.

Madame Dufour. Wie gut Sie sind... Herr Dufour, sieh zu, daß wir fortkommen, ich bitte Dich darum... Guten Morgen, Madame Labiche, ich sah Sie nicht? es ist recht schön von Ihnen, daß Sie ge-

kommen ſind. Guten Morgen, Euphemie; ſehen Sie, in welchem Zuſtande meine Augen ſind... Gott ſey Dank, es iſt vorbei.

Dufour. Auf, meine Damen, die Wagen ſind da.

Madame Dufour. Ohne Lebewohl, meine Damen, auf baldiges Wiederſehen.

Henry Monnier.

Unter dem Kaſtanienbaume der Tuilerien.

Erſte Scene.

Zwei Bürger.

Erſter Bürger. Was fehlt, Gevatter? Sie ſehen heute verdrießlich aus.

Zweiter Bürger. Auch Sie ſcheinen auffallend traurig, Vater Mathias.

Erſter Bürger. Das kommt daher, daß ich eingeſehen, ich habe mich hinſichtlich des Berufes meines Sohnes geirrt.

Zweiter Bürger. Ich meinerſeits habe den nämlichen Grund zur Betrübniß.

Erſter Bürger. Das iſt ſonderbar. Mein Sohn that von Kindheit auf nichts lieber, als an ſeinen Fingern zählen, und die Taſchentücher ſeiner Mutter zuſammenlegen. Ich habe ihn zur Handlung gethan.

Zweiter Bürger. So iſt's auch bei meinem

Sohne. Dem Anscheine nach gab es nichts Klareres, als seinen Beruf. Er konnte kein anderes Kleid leiden, als jenes eines Artilleristen, und vom achten Jahre an trommelte er so, daß Jedermann staunte. Ich ließ ihn also auf das Soldatwerden studiren.

Erster Bürger. Wohlan! Sollten Sie glauben, daß mein Schelm niemals Metre und Elle, Baumwolle und Seide unterscheiden gelernt hat? Dieß hat mir so eben sein Patron mitgetheilt.

Zweiter Bürger. Der Meinige ist in einem Scharmützel davon gelaufen.

Erster Bürger. Und doch ist mein Sohn voll Fähigkeiten.

Zweiter Bürger. Dieß wundert mich nicht, Vater Mathias; denn der Meinige ist voll Muth Adieu. (Sie entfernen sich.)

Zweite Scene.

Zwei Fremde kommen von zwei entgegengesetzten Seiten, und bleiben vor dem Kastanienbaume stehen, dessen hervorsprossendes Laubwerk sie betrachten. — 20. März.

Erster Fremder, (bei Seite.) Er blüht. Das ist vollkommen wahr. Er ist ein wunderbarer Baum.

Zweiter Fremder, (bei Seite.) Diese Franzosen sind ein großsprecherisches Volk; an diesem Baume sind nicht mehr Blüthen, als auf meiner Hand.

Erster Fremder, (bei Seite.) Ich hielt ihn nicht für so hoch.

Zweiter Fremder, (bei Seite.) Im Grunde iſt's ein kleiner Baum.

Erſter Fremder, (bei Seite.) Meiner Treu, ich bin ſehr froh, ihn geſehen zu haben.

Zweiter Fremder, (bei Seite.) Ich möchte ihn nicht in meinem Garten, wenn der König ihn mir anböte. (Sie gehen fort.)

Dritte Scene.

Ein General und ſeine Frau.

Der General. Mir dünkt, daß wir uns hier niederſetzen könnten, wenn Sie es für gut finden, Nancy.

Nancy. Haben Sie im Schloſſe keine Ordre zu holen?

Der General. Allerdings: Ich werde ſogleich gehen, und Sie werden hier zwei Minuten lang auf mich warten.

(Sie ſetzen ſich unter den Kaſtanienbaum.)

Der General. Dieſe erſten Frühlingstage ſind unerträglich.

Nancy. So ſprechen die Dichter nicht, mein lieber General.

Der General. Ich wollte, daß man Ihren Dichtern, meine Liebe, einen Torniſter auf den Rücken legte, um ſie die Sachen beurtheilen zu lehren.

Nancy. Das iſt eine ſehr wünſchenswerthe Maßregel, mein Herr.

Der General. Apropos, iſt es wahr, daß ich mich in Afrika ſo gebräunt habe, wie man ſagt.

Nancy. Sie?

Der General. Ja, ich.

Nancy. Gebräunt?

Der General. Gewiß. Man hat mir geſtern dieſes Compliment gemacht, und ich geſtehe Ihnen, daß ich darüber ſehr erfreut wäre.

Nancy. Warum dieß?

Der General. Weil dieß einem Manne gut anſteht, vorzüglich wenn er Militär iſt, und einen ſchwarzen Bart hat. Sind Sie nicht dieſer Meinung?

Nancy. Ja, General. Wer grüßt uns da unten?

Der General. Beaudouin iſt's. Der arme Teufel! Wiſſen Sie, was ihm ſeine Frau gethan hat?

Nancy. Durchaus nicht.

Der General. Das iſt ſehr ergötzlich. Aber ich kann mir nicht wohl erlauben, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen.

Nancy. Wie hätte ich's dann von einem Andern erfahren können?

Der General. Richtig. Nun, hören Sie, was es iſt. Sie wiſſen, daß die Geſchichten verführeriſcher Adjutanten eben ſo bekannt ſind, wie jene des Diebſtahles auf amerikaniſche Weiſe. Wohlan, ſieht denn Beaudouin nicht, der ſeinen Adjutanten ſeiner Frau vorſtellt, und ihm einen Platz anweiſet an der Tafel, am Feuer, und...

Nancy. General, das iſt ein Bivouacmährchen.

Der General. Kurz, meine Liebe, die Entwicklung iſt mit dergeſtalt unerhörten Umſtänden vermengt, daß die beſten Freunde von Beaudouin, und ich gehöre zu dieſen, nicht wiſſen, zu welchem Heiligen ſie ſich verloben ſollen, um ihm nicht unter die Naſe zu lachen.

Nancy. Ich begreife nicht, daß man über einen betrogenen Mann lacht, außer er iſt ſelbſt ein Mann, der bei den Damen Glück macht.

Der General. Ja, gewiß. Aber Beaudouin, meine Liebe, iſt eine Ausnahme. Ich ſage Ihnen, es ſind Details dabei, die einen Polizeirichter aufheitern müßten. (Er lacht.) Ah! ſehen Sie, Nancy, da iſt Lespars, von dem ich mit Ihnen geſprochen habe.

Nancy. Wer iſt dieſer Lespars?

Der General. Der vor zwei Monaten mein Adjutant war.

Nancy. Ah! es iſt möglich.

Der General. Wie, es iſt möglich! Ich habe mich vorgeſtern angeſtrengt, Ihnen die Geſchichte von ſeiner Verwundung bei Ouchda zu erzählen! Er iſt's, der ſich mit einem Kabylenchef ſo tapfer herumgehauen hat.

Nancy. Ich glaubte, Sie hätten mir geſagt, er wäre geſtorben.

Der General. Nein, weil er da iſt.

Nancy. Wer? Jener junge Mann mit der weiſſen Weſte?

Der General. Nein, der nicht; näher bei der Statue, dort, ein feiner Kopf, mit kleinem aufgedrehten Knebelbarte.

Nancy. Er hat keine militäriſche Haltung.

Der General. Es giebt nichts Täuſchenderes, als die Miene des loſen Vogels. Wenn Sie ihn ſprechen hörten, hielten Sie ihn für ein junges Mädchen. Ich werde ihnen denſelben vorſtellen, wenn Sie es erlauben.

Nancy. Ich will wohl. Nun werden Sie mir bald Ihr ganzes Regiment vorgeſtellt haben, wenn Sie nicht Einhalt thun.

Der General. Ei, meine Liebe, einen mehr oder weniger, was liegt daran?

Nancy. Mit dieſem Grundſatze kann man weit kommen.

Der General. Ich will ihn holen. Er ſoll Ihnen Geſellſchaft leiſten, während ich in das Schloß gehen werde; wollen Sie?

Nancy. Nach Ihrem Belieben, General.

(Der General kommt gleich darnach mit Lespars zurück.)

Der General. Meine Liebe, das iſt Lespars, von dem ich mit Ihnen geſprochen habe.

Nancy. Ah! mein Herr! Wollen Sie ſich ſetzen.

Der General, (leiſe zu Lespars.) Laſſen Sie ſich nicht einſchüchtern; ſie iſt im Grunde vortrefflich. (laut.) Ich geh' in's Schloß, Nancy. Der Herr wird Dein Beſchützer ſeyn. Entſchuldigen Sie mich, Lespars, ich komme ſogleich wieder.

(Der General entfernt ſich.)

Vierte Scene.

Nancy, Lespars.

Nancy. Warum ſind Sie heute Nacht nicht gekommen, mein Freund, und warum ließen Sie mich um ein Rendezvous unter dieſem Kaſtanienbaume bitten?

Unter den Linden des Place-Royale.

Eine alte Dame, ſitzend; ein alter Herr, neben ihr ſitzend; ein alter Diener, in Livrée; ein alter Greif.

Die alte Dame, (eine Priſe aus einer Porträtdoſe nehmend.) Ja, mein werther Herr, ſeit einem Jahre begehe ich die Indiscretion, Sie an jedem Morgen auf dieſem Platze zu bemerken, und ich bemerke Sie um ſo beſſer, da auf eine Meile in der Runde wir Beide ſo ziemlich die Einzigen ſind, die nicht wie Leinwandhändler ausſehen. Verzeihen Sie, ich vermuthe, daß Sie eine Doſe haben?

Der alte Herr, (artig eine Porträtdoſe aus ſeiner Taſche ziehend.) Ja, Madame.

Die alte Dame. Sehr gut; denn ich geſtehe, daß ich aus der meinigen nicht gerne einen Weihkeſſel mache. Dieſe Art von Höflichkeit zeigt einen Geſchmack, der nicht der meinige iſt.

Der alte Herr (lächelnd). Ich bin erſtaunt, daß man noch nicht auf den Einfall gerathen iſt, öffentliche Tabaksdoſen einzuführen.

Die alte Dame. Dieß wird kommen, mein werther Herr. Ich — ſo wie Sie mich ſehen, — habe einen Neffen, welcher raucht.

Der alte Herr, (mit einem Sonnenſtrahle auf ſeinem Knie ſpielend.) Ein herrlicher Morgen!

Die alte Dame. Darf ich mir ſchmeicheln, daß ich an dieſem herrlichen Morgen ein wenig Theil nehme?

Der alte Herr. Es iſt wahr, Madame, daß ich daran dachte.

Die alte Dame. Ei, ei, Sie werden es nicht auf dem Gewiſſen haben, mein' ich. Was liegt daran. Aber weil wir bei dem Kapitel der Indiscretionen ſind, und ich ſage Ihnen, daß ich in dieſem Punkte unerſchöpflich bin, was iſt denn ſo Rührendes an der Façade dieſes großen, garſtigen rothen Hôtels, daß Sie ſich verpflichtet halten, bei dem Anblicke deſſelben täglich Morgens zu ſeufzen? Darunter ſteckt eine Geſchichte, und ich geſteh' Ihnen, daß ich neugierig darnach bin.

Der alte Herr. Seufze ich wirklich auf eine ſichtbare Weiſe?

Die alte Dame. Mein Gott, ja! So ſichtbar, daß ich es bemerkt habe, die ich auf derlei Dinge nie viel Acht gegeben habe.

Der alte Herr. Ah! Madame, wie viele Unglückliche ſeh' ich in dieſer einzigen Aeußerung!

Die alte Dame. Der böſe Mann! Er verweigert mir eine Geſchichte, die ich gar zu gern hören möchte, und macht mir nur ſchale Lobeserhebungen, mit denen ich nichts zu ſchaffen habe. (Zum alten Diener.) Lepine, führe Zamor ein wenig ſpazieren. (Lepine geht mit dem Greife fort.) Gut! jetzt, mein werther Herr, hör' ich Sie an.

Der alte Herr. Sie haben eine Art, zu wollen, Madame, welche, wie ich ſehr vermuthe, immer unwiderſtehlich geweſen iſt.

Die alte Dame. Das iſt möglich, doch geht's Sie nichts an. Erzählen Sie mir dieſe Geſchichte.

Der alte Herr. Ich muß Ihnen ſagen, daß ſie ein wenig hochgeſchürzt iſt.

Die alte Dame. Ich werde es wohl ſehen.

Der alte Herr. Es ſey! Hier iſt ſie: — Geſchichte des Hammels der Präſidentin.

Die alte Dame. Ja doch!

Der alte Herr. Zur Zeit, da ich Haare hatte...

Die alte Dame. Dieß war, denk' ich vor der großen Revolution, mein Herr?

Der alte Herr. Ja, Madame, und ſie waren eine von jenen vortrefflichen Sachen, welche ſie verſchwinden machte. Ich trug ſie natürlich gelockt, auf Vließart, und der Puder, den ich nicht ſparte, kam der Natur zu Hülfe, um damit meiner guten Miene einen überraſchenden Rahmen zu bilden.

Die alte Dame. Ich bemerke Ihnen, daß ich gezwungen bin, Ihnen auf's Wort zu glauben.

Der alte Herr. Dieſes Hôtel da, Madame war damals von dem Präſidenten von M*** bewohnt, deſſen Frau, aus einer Officiersfamilie abſtammend, nie viel Geſchmack an der Amtstracht gefunden hatte.

Die alte Dame. Und Sie gehörten dem Militärſtande an?

Der alte Herr. Eben ſo gewiß, als ihr Mann dem Civil. Daraus erfolgte, daß in einer ſchönen Nacht... Aber zuvörderſt muß ich Ihnen füglich ſagen, daß die anmuthige Präſidentin, die ſich ſehr nach den Moden des Tages richtete, überall einen kleinen ganz roſabebänderten Hammel nachlaufen ließ.

Die alte Dame. War denn dieſe Präſidentin anmuthig?

Der alte Herr. Klein, friſch, kindiſch, hüpfend, ſchlau wie ein Teufel, und muthig, wie ein Löwe.

Die alte Dame. Der Henker! eine recht luſtige Präſidentin!

Der alte Herr. Kurz, gegen das Ende einer von jenen Nächten, von denen mit Ihnen zu ſprechen ich die Ehre gehabt, ſchlich ich ſachte durch ein Fenſter des erſten Stockes, wie gewöhnlich, mittelſt eines Gitterwerkes mich davon, um in den Garten hinabzuſteigen, als ein großer Lackei des Präſidenten flegelhaft dazu kam; ich hatte nur Zeit, in ein Gartenbeet zu ſpringen, nicht ohne eine Handvoll von meinen Haaren in den Händen des Schuftes zurückzulaſſen. Der mit dieſer widrigen Sache verſehene Präſident, geht mit

großem Lärme zu ſeiner Frau hinein, die noch wie eine arme Unſchuldige ſchlief.

„„Madame! Madame!““

„„Monſieur! Monſieur!““ ſagte die Präſidentin.

„„Madame! in Wahrheit, Sie werden mir ſagen von wem dieſe Haare ſind!““

„„Dieß ... Haare! Wolle iſt's! Ich bitte Sie, mich ſchlafen zu laſſen.

„„Wolle! Wolle! Das iſt keine Wolle, Madame! ich bin's, dem Sie welche auf dem Rücken abſchneiden wollen! Ein Mann iſt ſo eben durch ein Fenſter Ihres Gemaches in den Garten geſprungen.““

„„Nun, wohl, man packe ihn!““

„„Er iſt fort, Madame, Sie wiſſen wohl, daß er fort iſt!““

„„Ah!““ erwiederte die Präſidentin, ſich im Bette aufrichtend, „„erklären Sie ſich, mein Herr. Was wollen Sie mit Ihren Haaren behaupten?““

„„Das ſind nicht meine Haare, Madame, das ſind jene eines Andern, und gerade dieß iſt's, worüber ich mich beklage. Werden Sie mir ſagen, von wem dieſe Haare ſind?““

„„Warum nicht, wenn ich es weiß. Zeigen Sie ſie mir.““

Aber kaum hatte ſie dieſelben angeſchaut, als ſie in lautes Lachen ausbrach, und in endloſen Freudenconvulſionen in ihre Betttücher zu beißen begann.

„„Ah! wahrhaftig,““ ſagte ſie zuletzt zu dem ver-

bläſſten Präſidenten, „„ich hatte es errathen, es iſt mein Hammel! Ihr Diener und Perrette werden ſich eine wechſelſeitige Furcht eingejagt, und das arme Thier in den Garten ſich geflüchtet haben.““

„„Ich bleibe dabei ſtehen,““ verſetzte der Präſident: „„ſeit wann iſt ein Hammel gepudert?““

„„Der Meinige iſt's, mein Herr, ich und meine Zofe puderten ihn geſtern Abends zu meiner Unterhaltung.““

„Es iſt überflüſſig, beizufügen, Madame, daß Perrette in der That im Garten angetroffen wurde, und vom Kopfe bis zum Schweife gepudert und in dieſem Zuſtande ſo ergötzlich war, daß der Präſident vor Lachen beinahe geſtorben wäre. Er ermangelte nicht, es überall zu erzählen, und hielt ſich immer den Bauch, wenn er zuletzt ſagte: „„es war der Hammel meiner Frau!““ Darum nannte man mich den Hammel der Präſidentin. Ach! ich war glücklich, Madame, bis zu dem Tage, wo die Präſidentin, welche an der Schäferei immer mehr Geſchmack fand, ſich in den Kopf ſetzte, daß ein einziger Hammel, — wie ſtark gepudert er auch wäre ...“

Die alte Dame. Eine Eigenſchaft meiner Mutter, mein Herr.

Der alte Herr. Was beliebt, Madame?

Die alte Dame. Fahren Sie fort.

Der alte Herr. „So, daß nach Verfluß einer gewiſſen Zeit der Präſident mit gutem Gewiſſen hätte ſagen können: die Heerde meiner Frau!“

Die alte Dame. Und wer bewohnt jetzt das Hôtel, werther Herr?

Der alte Herr. Ich weiß es nicht. Sie werden meinen Widerwillen begreifen, hinzugehen. Die Präſidentin wanderte aus, und ich habe ſagen hören, daß ſie im Auslande wieder heirathete.

Die alte Dame. Ah! ſehr gut! Sie haben auf Ihrer Doſe ein Paſtellgemälde, das mir vortrefflich ſcheint. Es iſt ein Porträt ... das Porträt einer Frau!...

Der alte Herr. (lächelnd) Sie ſind ſcharfſichtig, Madame. Sehen Sie, was halten Sie davon?

Die alte Dame. Unterhalten Sie ſich, inzwiſchen meine Doſe betrachtend.

(Sie wechſeln ihre Doſen aus.)

Der alte Herr. (die Doſe der alten Dame betrachtend) Himmel! Es iſt unmöglich!

Die alte Dame. Ah! erlauben Sie, Chevalier. Ich hätte Ihnen eben ſo viel hiewegen zu ſagen. Sie ſind ein Laffe. Reichen Sie mir Ihren Arm bis in mein Hôtel. Ich weiß wahrlich nicht, ob ich Ihnen mein Porträt zurückgeben ſoll, das Sie auf den Straſſen ſehen laſſen.

Der alte Herr. Wenn ich bitten darf, liebe Präſidentin!... Und erlauben Sie mir, Ihnen das Meinige zurückzugeben?

Die alte Dame. Ich verlangte es von Ihnen nicht. Lepine, trag Zamor. (Auf den Greif weiſend.)

Dieſer — und Sie, Chevalier, — das iſt Alles, was mir von meiner — Heerde bleibt.

(Sie entfernen ſich.)

Im Garten des Luxembourg.

Erſte Scene.

Zwei Herren gehen ſpazieren, den Hut in der Hand.

Erſter Herr. Ich hatte eine der ergötzlichſten Wetten gemacht.

Zweiter Herr. Ja doch! Ich habe viel davon ſprechen hören.

Erſter Herr. Ich hatte ſie nur ein einzigesmal in meinem Leben geſehen; aber dieß genügte mir.

Zweiter Herr. Und auf dieſe einfache Erinnerung hin wagten Sie die Wette einzugehen.

Erſter Herr. Sie hatte da drin gewohnt, ſag' ich Ihnen, und nichts, was da hineingeht, geht wieder heraus.

Zweiter Herr. Sie ſind ein ſchrecklicher Mann! Aber wie machten Sie ihre Eroberung?"

Erſter Herr. Ich hatte gewettet, wie Sie wiſſen, ſie zu beſitzen, bevor drei Monate verfließen.

Zweiter Herr. Dieß war Ihrerſeits ein gewagtes Spiel.

Erſter Herr. Audaces fortuna *). Ich war auf's Aeußerſte getrieben, und entſchloſſen, Alles dabei aufzuwenden.

Zweiter Herr. Und Sie trafen ſie in Bern?

Erſter Herr. Gleich nach der Wette eilte ich zum Vater Sabran, Straße Menars, wo ich ſie ehedem geſehen.

Zweiter Herr. Gut!

Erſter Herr. Er war nach Florenz gereiſet, und hatte ſie nicht zurückgelaſſen: er ließ es bleiben; denn Sie werden wiſſen, wenn Sie den Vater Sabran gekannt haben, daß er ein loſer Vogel war, der ſich darauf verſtand.

Zweiter Herr. Gewiß, und deßwegen hat er ſich ruinirt.

Erſter Herr. Ich komme in Florenz an; der Vater Sabran war geſtorben.

Zweiter Herr. Geſtorben?

Erſter Herr. Ganz und gar: — er war ein erſchöpfter Mann.

Zweiter Herr. Da er geſtorben war, durften Sie Hoffnung faſſen, exspectata dies. **)

Erſter Herr. Wie Sie ſagen; aber nachdem ich Florenz umgekehrt hatte, wie ich dieſen Handſchuh umkehre, erfuhr ich, daß ſie in Rom ſeyn müßte.

---

*) Audaces fortuna juvat = „Das Glück hilft dem Kühnen."

**) „Der erſehnte Tag." D. Ueb.

Zweiter Herr. Gingen Sie hin?

Erſter Herr. Ich eilte mit verhängtem Zügel hin, quadrupedante putrem; *) aber als ich bei der einen Thüre eintrat, ging ſie bei der andern hinaus, mit einem Akademiker, einem gebornen Schweizer.

Zweiter Herr. Spes delusa! **) Ein widriger Querſtrich!

Erſter Herr. Das iſt nicht Alles. Nun bekam ich meine Frau auf den Hals.

Zweiter Herr. In Rom?

Erſter Herr. In Rom!

Zweiter Herr. Ah! Ah! Ah!

Erſter Herr. Die Beſorgniß, vielleicht die Eiferſucht, hatte ſie angetrieben, mich zu verfolgen.

Zweiter Herr. Genus irritabile; ***) dann?

Erſter Herr. Dann geſtand ich ihr Alles; ſie ärgerte ſich mäßig, und kurz, ſie wollte mich bei meinen Nachforſchungen begleiten. Ich reiſete mit ihr nach der Schweiz.

Zweiter Herr. Mit Ihrer Frau? (Er lacht.)

Erſter Herr. Mit meiner Frau, und in Bern endlich, mein lieber Freund, hab' ich meine Wette ge-

---

*) Der berühmte Herameter: Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum = „Galopprend erſchüttert der Huf den lockeren Boden.“

**) „Vereitelte Hoffnung.“

***) „Das reizbare Geſchlecht.“ D. Ueb.

wonnen. Ich traf ſie dort, rem acu tetigi. *) Ich beſitze ſie ſeit jener Zeit, und bedaure weder das Geld, noch die Langweile, die ſie mir gekoſtet hat. Da iſt ſie. (Er zieht eine kleine Ausgabe von Juvenal aus der Taſche.)

Zweiter Herr. Wollen Sie mir nicht den Beiſtrich ſehen laſſen, den Gegenſtand der Wette?

Erſter Herr. Dieſer da iſt's. Bemerken Sie: das iſt eine von den Jeſuiten veranſtaltete Ausgabe: nur dieſes Exemplar iſt noch davon übrig. Erwägen Sie ein wenig den Sinn, welchen der nach dem zweiten Worte befindliche Beiſtrich dieſem Verſe giebt.

Zweiter Herr. (nachdem er geleſen) Ho! ho! ho! Das Latein in den Worten ...

Erſter Herr. Nicht wahr? Meine Frau wollte es nie begreifen. Ich will meinen Curſus durchmachen. Guten Abend.

Zweiter Herr. Und ich meine Claſſe; Adieu!

(Sie entfernen ſich.)

Zweite Scene.

Zwei Damen.

Erſte Dame. Mein Gott! laſſen Sie ſie gehen, meine Liebe.

*) Wörtlich: „ich habe die Sache mit der Nadel berührt" (nämlich: „genau getroffen;") — ein Sprichwort von Plautus. D. Ueb.

Zweite Dame. Es mag ſeyn! Sie haben bei dieſer Gelegenheit Rom geſehen?

Erſte Dame. Ja, es iſt ſehr ſchön.

Zweite Dame. Hat Ihr Mann endlich gefunden, was er ſuchte?

Erſte Dame. Ja.

Zweite Dame. Und Sie ... haben Sie von dieſer Reiſe nichts heimgebracht?

Erſte Dame. Ich bitte um Verzeihung.

Zweite Dame. Was?

Erſte Dame. Dieſen jungen Römer, der uns folgt. (Sie entfernen ſich.)

Dritte Scene.

Der junge Römer, mit einem Buche in der Hand, dann Sebaſtian.

Der junge Römer. **La tavola**, der Tiſch; **il fazzoletto**, das Taſchentuch.

Sebaſtian. (ihn anſprechend) Was Teufel ſtudirſt Du da, Pierre? Gehſt Du in den Curſus?

Der junge Römer. Nenne mich künftig an öffentlichen Orten Pietro. Ich lerne italieniſch. Während der Ferien hab' ich in Rom jene Dame getroffen, die dort unten geht; ſie hält mich für einen Römer. Schicklicherweiſe kann ich ihr nicht in reiner franzöſiſcher Sprache ſchreiben. Ich gedenke, ihr bald toska-

nisch vorzuzwitschern. La tavola, der Tisch; il fazzoletto, das Taschentuch. (Er entfernt sich.)

Octave Feuillet.

Philibert Lescale.

Skizze aus dem Leben eines jungen reichen Mannes in Paris. *)

Ich kannte ein wenig jenen großen Herrn Lescale, der sechs Fuß maß; er war einer der reichesten Kaufleute in Paris; er hatte ein Comtoir in Marseille, und mehrere Schiffe auf dem Meere. Er ist so eben gestorben. Dieser Mann war nicht traurig; aber wenn es ihm begegnete, an einem Tage zehn Worte zu sprechen, konnte man über Wunder schreien. Dennoch liebte er die Heiterkeit, und that alles Mögliche, zu den Souper's geladen zu werden, die wir an den Sonnabenden veranstaltet hatten, und sehr geheim hielten. Er besaß Handelsinstinkt, und in einer zweifelhaften Sache würde ich ihn um Rath gefragt haben.

Sterbend erwies er mir die Ehre, mir einen Brief von drei Zeilen zu schreiben. Es handelte sich um einen

*) Diese ungedruckte Novelle von einem der originellsten Geister unserer Zeit, ist den zahlreichen Manuscripten entnommen, die sich in den Händen des Herrn Colomb, eines Freundes des Herrn Beyle, und dessen Testamentsexecutors, befinden. Unter diesen Manuscripten sind viele vollendet, und bilden eine sehr werthvolle Fortsetzung der Werke von Beyle (von Stendhal), von denen wir in diesem Augenblicke eine vollständige Ausgabe vorbereiten.

jungen Mann, für den er ſich intereſſirte, der aber ſeinen Namen nicht führte. Er hieß Philibert.

Sein Vater hatte zu ihm geſagt: „Thu, was Du „willſt, es liegt wenig daran: ich werde todt ſeyn, „wenn Du Dummheiten begehen wirſt. Du haſt zwei „Brüder; ich werde mein Vermögen dem am wenigſten „Dummen von den Dreien vermachen, und den beiden „Andern eine Rente von hundert Louisdor.“

Philibert hatte in der Schulanſtalt alle Preiſe davon getragen; aber als er ſie verließ, wußte er nichts. Seitdem iſt er drei Jahre lang Huſar geweſen, und zweimal nach Amerika gereiſet. Zur Zeit der letzteren hielt er ſich für verliebt in eine zweite Sängerin, die mir eine Erzſpitzbübin ſcheint, ſehr geeignet, ihren Liebhaber zum Schuldenmachen, dann zu Fälſchungen, und ſpäterhin ſogar zu einem hübſchen kleinen Verbrechen zu bringen, das ihn direkt vor den Aſſiſenhof führt. Dieß ſagte ich dem Vater.

Herr Leſcale ließ Philibert rufen, den er ſeit zwei Monaten nicht geſehen hatte.

„Wenn du Paris verlaſſen, und nach Neu-Orleans gehen willſt,“ ſagte er zu ihm, „geb' ich Dir fünfzehntauſend Francs, aber an Bord zahlbar, wo Du Supercargo [2]) ſeyn wirſt.“

---

[2]) Vom ſpaniſchen sobre = ſicher, und carga = Ladung; ein Beamter der oſtindiſchen Compagnie, beauftragt, eine Ladung zu überwachen, um ihren Verkauf und die Rückkehr zu beſorgen. D. Ueb.

Der junge Mann reiſete ab, und man leitete es ſo ein, daß mit ſeinem freien Willen ſein Aufenthalt in Amerika länger als die Gluth ſeiner Leidenſchaft dauern ſollte.

Er wurde durch die Nachricht von dem Tode jenes armen Lescale zurückgerufen, der ſich für 65 Jahre alt ausgab, und 79 zählte. In ſeinem Teſtamente anerkannte er ſeinen Sohn, und hinterließ ihm vierzigtauſend Livres Renten; überdieß, wenn er alle ſeine Beſitzungen verkauft haben, und völlig ruinirt ſeyn wird, wird ihm einer von Lescale's Freunden immer am Erſten eines jeden Monates zweihundert Franks ausbezahlen, und dreihundert Franks, wenn er wegen Schulden im Gefängniſſe ſitzt.

Philibert beſuchte mich; er ſah ſehr gerührt aus, und da er mich ernſthaft um Rath erſuchte, ſagte ich zu ihm: „Bleiben Sie in Paris, meinetwegen; aber unter der Bedingung, daß Sie ſich in die legitimiſtiſche Oppoſition werfen, und immer Böſes von der Regierung ſagen, welche es auch ſey. Nehmen Sie eine Demoiſelle der Oper unter Ihren Schutz, und ſuchen Sie ſich nur halb zu ruiniren; wenn Sie dieß Alles thun, werde ich fortfahren, Sie zu beſuchen, und in acht Jahren, wenn Sie zweiunddreißig zählen, werden Sie klug ſeyn.“

„Ich bin es von heute an, wenigſtens in einer Beziehung,“ antwortete er mir. „Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, nie mehr als vierzigtauſend Franks jährlich

auszugeben. Aber warum ſoll ich mich in die Oppoſition werfen?“

„Die Rolle iſt brillanter, und zudem geziemt ſie demjenigen, der nichts nachzuſuchen hat.“

Dieſe Geſchichte iſt nicht wichtig; aber ich wollte ſie mittheilen, weil ſie genau wahr iſt. Philibert hat Dummheiten begangen, aber im Grunde meine Rathſchläge befolgt. Nur hat er im erſten Jahre ſechzigtauſend Franks durchgejagt; allein er ſchämt ſich ſo darüber, daß ich denke, im heurigen werde er monatlich nicht über zweitauſend Franks ausgeben.

Aus eigenem Antriebe hat er angefangen, Latein und Mathematik wieder zu lernen; er gedenkt einſt auf einem ihm gehörigen Schiffe wieder nach Amerika zu ſegeln, Indien zu beſuchen. Mit einem Worte, ungeachtet ſeines unvermutheten Vermögens, kann er ein ſehr ausgezeichneter Mann werden, und wird eine gute Miene machen, wenn er dieß lieſt.

Ich habe ihm einige kleine Detailrathſchläge von gutem Erfolge gegeben. Er wohnt in einer der abgelegenſten Straſſen der Vorſtadt Saint-Germain, und wird von den Portieren ſeines Quartiers ſehr geſchätzt. Er verwendet fünfzig Louisd'or auf Almoſen; er hat nur drei Pferde, ſie jedoch ſelbſt in England geholt. Er iſt in keiner Leſeanſtalt abonnirt, und lieſt nie ein Buch, wenn es nicht ihm gehört und prächtig eingebunden iſt. Er hat nur zwei Bediente, mit denen er

niemals ſpricht, deren Lohn er aber jährlich um ein Viertheil erhöht.

Man hat ihn ſchon mehrmals wegen Heirathen ausholen laſſen, worauf ich ihm erklärt habe, daß er meine Protection verlöre, wenn er vor dem ſechsunddreißigſten Jahre heirathen würde. Ich hoffe immer, er werde irgend eine Dummheit begehen, und fürchte, mich dabei zu betheiligen. Er iſt ſehr ſchön und ſehr ſchweigſam. Auf meinen Rath iſt er immer ſchwarz gekleidet, als trüge er Trauer. Ich habe unter der Hand verbreitet, er ſey untröſtlich über den Tod einer Dame von Bâton-Rouge nahe bei Neuorleans. Er hätte gerne ſeine Oper-Geliebte weggethan, aber ich fürchte die Leidenſchaften, und nöthige ihn, ſie zu behalten.

Es gefällt ihm auf einem Landgute ſehr wohl, vier Meilen von Compiegne, zu deſſen Ankaufe ich ihn bewogen habe; dazu veranlaßte mich die gute Geſellſchaft, nämlich der biedere Charakter von acht oder zehn benachbarten Schloßbeſitzern. Alle Müßiggänger ſtimmen im Lobe des Herrn Lescale überein; er giebt viel Almoſen, und ſieht einem ſtets von Jedermann Betrogenen gleich. Er hat unbegreifliches Glück bei Damen gemacht; aber im Grunde kann er nur Eine lieben, die er wöchentlich zweimal auf der Bühne ſieht. Er findet, daß das von andern Frauenzimmern geſpielte Luſtſpiel ernſthaft und zugleich ſchal iſt.

Kurz, Philibert Lescale iſt ein wohlerzogener Mann, und was man gewöhnlich einen liebenswürdigen Mann nennt.

N. B. (Zwei Jahre ſpäter.) Ich habe Unrecht gehabt, den armen Philibert zu nöthigen, ſeine Sängerin zu behalten; er hat ſo eben ihretwegen ein Duell mit einem angeblichen ruſſiſchen Fürſten gehabt, der ihm eine Kugel durch die Stirne ſchoß, woran er geſtorben iſt.

Der ruſſiſche Fürſt, welcher verſchuldet, und übrigens weder Fürſt noch Ruſſe war, hat dieſe Gelegenheit begierig ergriffen, Frankreich und ſeine Viertelloge in der Oper zu verlaſſen.

Von Stendhal (Henri Beyle).

Einige ungedruckte Gedankenſpäne von Charles Nodier.

Die Menſchen verlieren viel Zeit, wenn ſie munter ſind.

Die wahre Wiſſenſchaft beſteht darin, zu vergeſſen, was man zu wiſſen glaubte, und die wahre Weisheit darin, ſich nicht darum zu bekümmern.

Cicero war Romantiker; er ſagt irgendwo, daß er hinſichtlich der Poeſie des Ausdruckes ... voraginem malorum *) der charybdim malorum **) weit vorziehe. — Das iſt die Frage.

*) „Den Abgrund der Uebel.“

**) „Charybdis“ (ein gefährlicher Strudel in der ſicilianiſchen Meerenge, dem Felſen Scylla gegenüber).

D. Ueb.

Die Sprache iſt eine dumme Ueberſetzung.

Man hat bemerkt, daß unter allen Thieren die Katzen, die Mücken und die Frauenzimmer am meiſten Zeit mit ihrer Toilette verlieren.

Wenn man zuerſt in dem Herzen eines Andern zu leben aufgehört hat, iſt man ſehr wirklich geſtorben. Es fehlt nur mehr die Form dabei. *)

Charles Nodier.

Geſchichte und Phyſiologie
der
Boulevards von Paris.

— Von la Madeleine bis zur Baſtille. —

Jede Hauptſtadt hat ihr Gedicht, worin ſie ſich ausdrückt, zuſammenfaßt, und eigenthümlicher ſie ſelbſt iſt. Die Boulevards ſind heutzutage für Paris, was die

*) Dieſe wenigen ungedruckten Gedankenſpäne von Charles Nodier ſind kürzlich unter ſeinen Papieren gefunden worden, und obwohl ſie von dem Verfaſſer von la Fée aux Miettes, Trilby, Jean Shogar und ſo vielen andern entzückenden Dichtungen, vielleicht nicht zum Drucke beſtimmt worden wären, haben ſie doch, gerade wegen ihrer Seltſamkeit, mitgetheilt zu werden verdient. Ohne Zweifel wird man finden, wie wir, daß es Pflicht der Preſſe iſt, nichts von dem verloren gehen zu laſſen, was von ausgezeichneten Geiſtern übrig iſt, und auch die geringſten, ihrer Feder entſchlüpften Theilchen zu retten.

große Wasserleitung für Venedig war, was la Corsia dei servi für Mailand, der Corso für Rom, die Perspective für Petersburg (Nachahmung der Boulevards), Unter den Linden für Berlin, der Bosch für Haag in Holland, Regent-Street für London, der Graben für Wien, das Sonnenthor für Madrid ist. Von allen diesen Städte-Mitten darf sich keine mit den Boulevards von Paris vergleichen.

Der Graben, kaum so groß, wie der Kleinste von unsern Boulevards, gleicht einem bürgerlichen Sonntagsstaate. „Unter den Linden" ist so finster, wie der Boulevard Pont-aux-Choux; sieht aus wie ein Maillespiel der Provinz, und beginnt mit Hôtels, welche Staatsgefängnissen gleichen. Die Perspective gleicht unsern Boulevards nur, wie der unächte Diamant dem ächten, es fehlt ihr jene belebende Sonne der Seele, die Freiheit... sich über Alles lustig zu machen, was die Pariser Pflastertreter auszeichnet. Die Gewohnheiten des Landes verhindern dort, zu Dreien zu plaudern, oder bei dem kleinsten rauchenden Kamine zusammenzulaufen. Endlich der in Paris so schöne, so reizende Abend fallirt in der Perspective; aber die Gebäude derselben sind auffallend, und wenn die Kunst sich nicht mit dem gebrauchten Stoffe befassen muß, wird ein unpartheiischer Schriftsteller gestehen, daß die architektonische Ausschmückung an vielen Stellen den Boulevards die Palme bestreiten kann.

Aber immer Uniformen, Federbüsche und Mäntel!

Aber nicht eine Gruppe, die ein Tagsgeſpräch hielte! Aber nichts Ueberraſchendes, weder Freudenmädchen, noch Freude. Die Kleiderlumpen des Volkes ſind dort ohne Verſchiedenheit. Das Volk iſt immer das nämliche marſchirende Hammelfell! Auch in Regent-Street immer der nämliche Engländer, und das nämliche ſchwarze Kleid, oder der nämliche Macintoſh! In Petersburg erſtarrt das Lächeln auf den Lippen; aber in London öffnet ſie die Langweile immer auf die unangenehmſte Weiſe. Zwiſchen London und Petersburg würde Jedermann das Eis der Natur jenem der Geſichter vorziehen.

Auf der Perſpective giebt es nur einen Czar, in London eben ſo viele Czare als Lords; das iſt zu viel. Die große Waſſerleitung iſt ein Leichnam, der Boſch im Haag nur ein großes Landhäuschen der Reichen, und la Corsia dei servi zu belauſcht, um ſie ſelbſt zu ſeyn, während in Paris . . .

O! in Paris, da iſt die Freiheit der Intelligenz, da iſt das Leben! ein ſeltſames und fruchtbares Leben, ein mittheilſames Leben, ein warmes Leben, ein Eidechſenleben und ein Sonnenleben, ein Künſtlerleben und ein ergötzliches Leben, ein Leben mit Contraſten. Der Boulevard, der nie ſich ſelbſt gleicht, fühlt alle Erſchütterungen von Paris: er hat ſeine melancholiſchen und ſeine luſtigen Stunden, ſeine öden und ſeine tummultvollen Stunden, ſeine keuſchen Stunden und ſeine ſchamrothen Stunden. Um ſieben Uhr Morgens macht

dort noch kein Fuß die Steinplatte erſchallen, kein Schwanken des Wagens ſtumpft das Pflaſter ab.

Der Boulevard erwacht höchſtens um acht Uhr bei dem Getöſe einiger Kabriolete, unter dem ſchweren Gange einzelner Laſtträger, bei dem Geſchrei einiger Arbeiter in Blouſen, die auf ihre Zimmerplätze gehen. Kein Sommerladen rührt ſich von der Stelle, die Boutiquen ſind wie Auſtern geſchloſſen. Es iſt ein unbekannter Anblick für viele Pariſer, welche glauben, daß der Boulevard immer aufgeputzt ſey, ſo wie ſie glauben, was auch ihr Lieblingskunſtrichter glaubt, daß die Seekrebſe roth geboren werden.

Um neun Uhr wäſcht ſich der Boulevard die Füſſe auf der ganzen Linie; ſeine Boutiquen öffnen die Augen, und zeigen eine gräßliche innere Unordnung. Einige Momente darnach iſt er wie eine Griſette beſchäftiget; einige ränkevolle Paletots durchfurchen ſeine Trottoire.

Gegen eilf Uhr eilen die Kabriolete zu Prozeſſen, Zahlungen, Advokaten, Notarien, bevorſtehende Bankerottirer fahrend, Viertelwechſelmäkler, Vergleiche, Intriguen mit nachdenklichen Geſichtern, mit zugeknöpften Ueberröcken entſchlummerte Glückſeligkeiten, Schneider, Hemdenmacher, kurz die früh aufgeſtandene und beſchäftigte Welt von Paris. Der Boulevard hat gegen Mittag Hunger; man frühſtückt dort; die Stipendiaten kommen. Endlich, von zwei bis fünf Uhr, erreicht ſein Leben den höchſten Gipfel; er giebt ſeine große Darſtellung gratis.

Seine dreitausend Boutiquen funkeln, und das große Gedicht des Auskramens singt seine farbigen Strophen von la Madeleine bis zur Porte-Saint-Denis. Die Vorübergehenden, Künstler ohne es zu wissen, singen Ihnen den Chor der alten Tragödie: sie lachen, sie lieben, sie weinen, sie lächeln, sie sinnen über leere Einbildungen tief nach! Sie wandeln wie Schatten oder wie Irrlichter! Man geht nicht über zwei Boulevards, ohne einen Freund oder einen Feind zu treffen, ein Original, das Anlaß zum Lachen oder Denken giebt; einen Armen, der einen Sou sucht; einen Vaudevillisten, der einen Stoff sucht, gleich dürftige, aber der Eine reicher, als der Andere.

Hier ist's, wo man die Comödie des Kleides beobachtet. So viele Menschen, eben so viele verschiedene Kleider, und so viele Kleider, eben so viele Charaktere; An schönen Tagen zeigen sich die Frauenzimmer, aber ohne Toilette. Die Toiletten begeben sich heut zu Tage in die Einfahrt der elysäischen Felder, oder in die Gehölze. Die Frauenzimmer von gutem Ton, die auf den Boulevards spazieren gehen, haben nur Gelüste zu befriedigen, ergötzten sich mit Veilschen; sie gehen schnell vorüber, und ohne Jemand zu erkennen.

Das Leben von Paris, seine Physiognomie, ist im Jahre 1500 in der Straße Saint-Antoine gewesen; im J. 1600 auf dem Place-Royale; im J. 1700 am Pont-Neuf; im J. 1800 im Palais-Royal. Alle diese Orte sind abwechselnd die Boulevards gewesen! Man

war da leidenſchaftlich für den Boden eingenommen, wie man es heut zu Tage für den Asphalt unter den Füſſen der Stipendiaten an der Freitreppe bei Tortoni iſt. Kurz, der Boulevard hat ſeine eigenen Geſchicke gehabt.

Der Boulevard ließ erſt im Jahre 1800 ahnen, was er dereinſt ſeyn würde. Von der Straße der Vorſtadt du Temple bis zur Straße Charlot, wo ganz Paris wimmelte, hat ſich ſein Leben im Jahre 1815 nach dem Boulevard du Panorama übergeſiedelt. Im J. 1820 hat es ſich auf dem Boulevard, genannt de Gand, feſtgeſetzt, und nun ſtrebt es von da gegen la Madeleine hinauf. Im J. 1860 wird das Herz von Paris von der Friedensſtraße zum Eintrachtplatze reichen.

Dieſe Ortsveränderungen des Pariſerlebens erklären ſich. Im J. 1500 war der Hof im Schloſſe des Tournelles, unter dem Schutze der Baſtille. Im J. 1600 wohnte die Ariſtokratie auf dem berühmten Place-Royale, von Corneille beſungen, wie man einſt die Boulevards beſingen wird. Der Hof war damals bald zu Saint-Germain, bald zu Fontainebleau, bald zu Blois; das Louvre war nicht das letzte Wort des Königthumes. Als Ludwig XIV. für Verſailles entſchied, ward der Pont-Neuf die große Pulsader, durch welche die ganze Stadt ſtrömte, um von einem Ufer zum andern zu gehen.

Im J. 1800 gab es keinen Mittelpunkt mehr; man

ſuchte die Unterhaltung, wo ſie ſich machte; die Schauſpiele von Paris befanden ſich auf dem Boulevard du Temple, der Boulevard du Temple war alſo die ganze Stadt, und Deſaugiers feierte ihn durch ſein berühmtes Lied. Die Boulevards waren alſo damals nur eine königliche Straße erſter Claſſe, die zum Vergnügen führte; denn man weiß, was le Cadran-Bleu war! Als die Bourbons im J. 1815 die Thätigkeit Frankreichs in die Kammer verſetzt hatten, wurden die Boulevards der Hauptweg der ganzen Altſtadt. Dennoch erreichte der Glanz des Boulevard ſeinen höchſten Gipfel erſt etwa von 1830 an.

Seltſam! die nördliche Seite kam in Schwung; die Pariſer wollten durchaus nur auf dieſer Linie gehen. Die mittägige Linie, ohne Vorübergehende, folglich ohne Werth, ſah ihre Boutiquen ohne Miether und ohne Kunden, Handelsgeſchäften ohne Luxus und Würde preisgegeben. Dieſe Wunderlichkeit hatte noch einen andern Grund. Paris lebte damals zwiſchen der nördlichen Linie und den Quais. In fünfzehn Jahren entſtand ein zweites Paris zwiſchen den Anhöhen von Montmartre und der mittägigen Linie. Von da an haben die beiden Linien an Eleganz gewetteifert, und die Spaziergänger einander ſtreitig gemacht.

Die Geſchichte des Boulevard, wie jene der Reiche, zeigt knauſerige Anfänge. Welcher Pariſer, wenn er ein Vierziger iſt, erinnert ſich nicht noch der Municipalbarbarei, die ſo lange Zeit am Eingange eines jeden

Boulevard Pfähle ſtehen ließ, gegen die ſchwangere Frauen anrannten, junge zerſtreute Leute, deren beſchäftigte Augen ihnen nicht erlaubten, dieſen Pfahl zu bemerken, an welchem man ſich den Bauch ſpießte? Es ereigneten ſich dort jährlich nicht weniger als tauſend ſchwere Unfälle, und man lachte darüber! Das barbariſche und dumme Beibehalten dieſer Pfähle, dreißig Jahre lang, erklärt die franzöſiſche Adminiſtration, und vorzüglich jene der Stadt Paris, die ungeſchickteſte, verſchleudernſte, und unerfindſamſte von allen.

Die Boulevards waren bei Regenwetter eine ungangbare Cloaque. Endlich unternahm der Auverner Chabrol ſeine knickerige Pflaſterung mit Volvicſteinen. Ein weiterer Municipalcharakterzug! Man ließ aus dem fernen Auvergne vulkaniſche, löcherige Steinplatten kommen, ohne Dauer, während die Seine von den Meeresküſten Granit bringen konnte. Dieſer Fortſchritt wurde von den Pariſern als eine Wohlthat begrüßt, obgleich die Wohlthat nicht drei Perſonen ſich zu begegnen geſtattete.

Noch heut zu Tage werden viele Verbeſſerungen erwartet. Der Weg der Boulevards ſollte bloß von Asphalt ſeyn, und kein Gemiſch von Steinplatten und Asphalt; denn in Paris denkt man auch mit den Füſſen, und dieſer Wechſel im Oberlauf rüttelt den Kopf. Die Straſſenpflaſterung ſollte reich, elegant, nach Art des in der Straße Montmartre gemachten Verſuches ſeyn. Kurz, der Boden ſollte von dem einen Ende bis

zum andern gleich gemacht, und die Porte-Saint Denis von Hemmungen geſäubert werden.

Aber die Boulevards werden der Stadt Paris nur nach einer radicalen Veränderung der Seitenanlagen würdig ſeyn, wenn man daſelbſt eben ſowohl bedeckt als unbedeckt wird ſpazieren gehen können, ohne weder die Brathitze noch den Regen befürchten zu dürfen. Die großen Koſten der Häuſerumbauung, würden dieſe unmöglich machen; aber man würde durch vorſpringende und fortgeſetzte Balkone herrliche Erfolge erreichen. (Siehe: Was aus Paris verſchwand.)

Und warum ſollte man nicht am Ende einer jeden Allée einen hellen Bach murmeln laſſen, vom Eintrachtplatze bis zum Baſtilleplatze? Welche Bäume! welche Vegetation auf den Boulevards heut zu Tage! Sollte man das Waſſer der Seine zum Quai Billy nur gehoben haben, um es an der Brücke Ludwigs XVI. wieder in die Seine zu gießen, indem man es durch Sirenenleiber ziehen läßt? Dieß wäre ein Kinderſpiel oder eine Mythe. Dennoch haben, ſelbſt ſo wie ſie ſind, zu keiner Zeit, bei keiner Nation, weder ſolche Ausblicke, noch ſolche Promenaden und Schauſtellungen exiſtirt, wie ſie die Boulevards von der Auſterlitzbrücke, an deren Ende der Pflanzengarten liegt, bis zu la Madeleine bieten, die an den Eintrachtplatz und an die elyſäiſchen Felder ſtoſſen.

Laſſen Sie uns nun unſern Weg fortſetzen, wie wenn wir im Omnibus ſäßen, und dieſem Fluße, die-

ſer zweiten trockenen Seine folgen, ihre Phyſiognomie ſtudiren...

Von la Madeleine bis zur Straße Caumartin ſchlendert man nicht. Es iſt ein durch unſere Nachahmung des Parthenon beherrſchter Durchweg, etwas Großes und Schönes, was man auch ſage, aber durch niederträchtige Caféhausbildhauerarbeiten beſudelt, welche die Seitenfrieſe ſchänden. Die dem Boulevard gleichlaufende Straße, von der Mittagsſeite, entfernt die Vorübergehenden von den Boutiquen, und die Bauten auf der linken Linie ſind erſt ſeit einem Jahre begonnen. Daher erwartet der Boulevard in dieſem Theile ſeine Geſchicke von der Zukunft; ſie werden glänzend ſeyn, insbeſondere wenn man die mittägige Straße aufhebt.

Bis zur nahen Umgeſtaltung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten in Häuſer mit Boutiquen, iſt dieſe ganze Zone geopfert. Man geht dort durchaus, aber nicht ſpazieren. Dieſer Theil iſt unbelebt, obgleich der Vorübergehende in der Regel gut, elegant und reich angezogen iſt. Dieß iſt die gefährlichſte Paſſage: fünf Straſſen münden dort aus. Dieß iſt die ſchlüpfrigſte Paſſage: das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten iſt dort. Dieß iſt vielleicht die Urſache, daß Niemand auf dieſem Boulevard verweilt; die Politik hemmt die Ortsveränderung; aber man will die Politik unterdrücken. So lange die Straſſe Basse-du-Rempart, die letzte der untern Straſſen beſtehen wird, wird dieſer Boulevard weder Fröhlichkeit, noch Charakter noch Schlen-

derer, folglich auch keinen Abſatz bekommen. O Beſitzer, wiſſet doch die hunderttauſend Francs zu ſäen, die Millionen ernten laſſen! In dieſer Gegend weiß ſich der Schlenderer zu ſehr bemerkt; der Pariſer ſieht es nicht gerne, daß die Häuſer ihm ſo unverſchämt ſagen, er ſey zum kleinen Vergnügen der erſten Stockwerke da.

Das Haus, welches die Ecke der Straße Caumartin bildet, iſt eines der berühmteſten Häuſer des achtzehnten Jahrhunderts; Mademoiſelle Guimard bewohnte es bis zu dem Augenblicke des Einzuges in ihr Hôtel in der Straße Chausée d'Antin. Man ſieht dort noch die in Stein gehauenen Attribute der Oper auf dem runden Pavillon, der die Ecke der Straße bildet. Es wird einſt abgetragen werden, wie Lulli's Haus, auch an einer Ecke gelegen, an jener der Straße Neuve-des-Petits-Champs und der Straße Sainte-Anne, und an das er ſeinen Namen in Bildhauerarbeiten geheftet hat, unter denen man, in Geſtalt einer Lyra, die Violine ſieht, die ſein Glück machte.

In der Friedensſtraße ändert ſich Alles; ſie wimmelt von Vorübergehenden. Ehedem endete da der Boulevard wirklich. Ganz Paris ſtrömte durch die Friedensſtraße, um in die Tuilerien zu gehen. Die Friedensſtraße iſt die künftige Widerſacherin der Straße Richelieu; ſie wird die moderne Straße Saint-Denis ſeyn. Sobald Sie an dieſem Punkte vorüber ſind, gelangen Sie in das Herz des gegenwärtigen Paris, welches zwiſchen der Straße der Chaussée-d'Antin und der Straße

der Vorſtadt Montmartre pulſiret. Hier beginnen jene ſeltſamen und wunderbaren Gebäude, die alle ein phantaſtiſches Mährchen, oder irgend eine Seite aus Tauſend und Eine Nacht ſind. Zuerſt der Pavillon Hannover, und das große Haus ihm gegenüber, von Simon gebaut, um dem Marſchalle von Richelieu den Anblick der Gärten zu entziehen. Ganz Paris geht da vorbei, ohne zu vermuthen, daß es hier einen zwanzigjährigen, vom Marſchalle verlorenen Proceß gab, und man glaubt an die Herrſchaft des Beliebens zu einer Zeit, wo der König ſelbſt im vollen Parlamente unterlag! Dann die chineſiſchen Bäder, eines der größten Speculationswageſtücke, eine Anmeldung einer Million, ein ewiger Zuruf, und, ſonderbar! unter dem Kaiſerreiche erbaut.

Wenn die ſchönen und vortrefflichen Gebäude, wie das Haus Dorée, wie jenes des großen Balkons, welche die Boulevards zieren, nicht mit ſchmutzigen und gemeinen Gypsgebäuden ohne Geſchmack, ohne Ausſchmückung untermiſcht wären, könnten die Boulevards, als Baukunſtphantaſie, mit der großen Waſſerleitung von Venedig wetteifern.

Betrachten Sie wohl den Eingang der Straße Grange-Batelière, an jeder Ecke mit Gebäuden ohne Größe und Charakter geſäumt, inmitten ſo großen Glanzes! Sollten Sie glauben, daß eines dieſer Häuſer dem Jockey-Club gehört? Finden Sie es nicht ſonderbar, daß ſeine eben ſo reichen als eleganten Mitglieder nicht auf den nationalen Gedanken gerathen, mit den Clubs

von London zu wetteifern, deren Pracht jene der Könige überſtrahlt? Einem ehemaligen, aus Beruf Architekt gewordenen Tapezierer verdankt man das berühmte Haus Dorée! Wohlan, auf der andern Seite des Boulevard verdanken die Boulevards dem berühmten Schneider Buiſſon das ungeheure, in den Hof des Hôtels gebaute Haus, worin allen Spielern von Paris ſeit fünfunddreißig Jahren das Herz gepocht hat! Hier war Frascati, deſſen Name auf eine religiöſe Weiſe durch ein Kaffeehaus bewahrt wird, Nebenbuhlerin des ihm gegenüberſtehenden, genannt Cardinal.

Bewundern Sie dieſe erſtaunlichen Umwälzungen des Eigenthumes in Paris! Auf die Bürgſchaft einer Pacht von neunzehn Jahren, die zu einer Miethe von fünfzigtauſend Franks verpflichtet, baut ein Schneider dieſe Art von colliſäumartiger Phalanſtere, und wird dabei, ſagt man, eine Million gewinnen, während, zehn Jahre früher, das Haus des Kaffeehauſes Cardinal, deſſen Erdgeſchoß heut zu Tage vierzigtauſend Franks erträgt, für die Summe von zweimalhunderttauſend Franks erkauft worden war! Buiſſon und Janiſſet, das Kaffeehaus Cardinal und la Petite Jeannette (wie viele Frühſtücke, Geſchäfte, Kleinodien, Liebeshändel in wenigen Worten!) bilden die Spitze der Straße Richelieu. Sind dieß nicht die Küche, das Kleid, die Robe, die Diamanten, und vielleicht ganz Paris? Denn ohne dieß oder für dieß geſchieht nichts.

Welcher Reiz, welche berauſchende Atmosphäre ſpru-

deln zwiſchen der Straſſe Taitbout und der Straſſe Richelieu bis zur andern Perſpective! Wer weiß es nicht?

Haben Sie einmal den Fuß an dieſe Stelle geſetzt, ſo iſt Ihr Tag verloren, wenn Sie ein denkender Mann ſind. Es iſt ein Traum von Gold und unüberwindlicher Zerſtreuung. Man iſt allein, und zugleich in Geſellſchaft. Die Bilder der Kupferſtichhändler, die Schauſtellungen des Tages, die Leckereien der Kaffeehäuſer, der Glanz der Juweliere, Alles berauſcht Sie, und regt Sie auf. Jede vornehme und feine Waare von Paris iſt da: Juwelen, Stoffe, Kupferſtiche, Bücher. Der Polizeipräfekt ſollte den Armen verbieten, da durch zu gehen; denn ſie müſſen unmittelbar zum agrariſchen Geſetze ſchreiten wollen.

Die Lorette geht unfehlbar durch die vier oder fünf Zugänge, die zu den Straſſen führen, die ſie liebt; und plötzlich iſt der Denker wie ein den Horaz leſender Jäger, der Rebhühnerkitte vor ſich hin trippeln ſieht! — Man weiß ſich dort zu treffen, die Rendez-vous werden dort gegeben. Man verläßt das Schlachtfeld der Börſe, um zu den Reſtaurateurs zu gehen, von einer Unverdaulichkeit zur andern. Iſt Tortoni nicht die Vorrede und zugleich die Entwicklung der Börſe? Faſt alle Clubs von Paris ſind da, die berühmten Künſtler, die berühmten reichen Käuze; die Oper und ihre tauſend Füße gehen dort in jedem Augenblicke vorüber; die Kaffeehäuſer ſind dort von fabelhafter Pracht.

Zehn Theater, mit Einſchluß jenes von Comte, be-

finden ſich in der Umgebung. Dieſer Punkt von Paris hat das Palais-Royal getödtet. Man hält ſich dort für reich, man kann ſich dort ſogar für geiſtreich halten, indem man fortwährend an geiſtvolle Leute anſtreift. Dort rollen ſo viele Equipagen, daß man bisweilen wähnt, man ſey nicht mehr zu Fuß. Dieſe ſchwindelige Bewegung erfaßt Sie; es iſt gefährlich, ohne ein Geſpräch oder einen intereſſanten Gedanken da zu verweilen. Daher kommt es, daß man in Paris mit einer Rente von hundert Louisd'or glücklicher iſt, als in London mit einem Vermögen von fünfzig Millionen, oder in Petersburg mit einer Rente von fünfzigtauſend Bauern.

Begiebt man ſich von der Straſſe Montmartre zur Straſſe Saint-Denis, ſo ändert ſich die Phyſiognomie des Boulevard gänzlich, ungeachtet der Gebäude, denen es nicht an Charakter mangelt, und unter denen man zunächſt das prächtige Hôtel Lagrange bemerkt, wo ſich nun die Tapeten von Anbuſſon befinden. Vergebens hat man das babyloniſche Haus du Pont de fer gebaut, das leider aus Gyps beſteht; das Gymnaſe zeigt vergebens ſeine kleine koquette Façade; vergebens iſt weiterhin der Bazar Bonne-Nouvelle, ſo ſchön wie ein venetianiſcher Palaſt, wie durch den Schlag des Zauberſtabes einer Fee aus der Erde emporgeſtiegen, dieß Alles iſt verlorene Mühe!

Es herrſcht bei den Vorübergehenden keine Eleganz mehr; die ſchönen Kleider ſind dort wie ausgewandert;

der Künſtler, der Löwe, wagen ſich nicht mehr in dieſe Gegend. Die uneleganten und provinziellen, verkehrenden Maſſen mit ſchlechter Fußbekleidung, von den Straſſen Saint-Denis, der Vorſtädte du Temple, der Straſſe Saint-Martin, kommen an; die alten Hausherren, die zurückgezogenen Bürger zeigen ſich, und dieß iſt eine ganz andere Welt!

Die nämliche Erſcheinung trifft man übrigens auch in Petersburg, wo das Leben der Perſpective zwiſchen Morskaja und dem Palaſte Anikoff zuſammengedrängt iſt. In Paris bewirkt ein einziger Zwiſchenraumboulevard dieſe totale Umgeſtaltung. Die Boutiquen haben nicht mehr jene Kühnheit in der Ausſchmückung, jenen Luxus in den Details, jenen Reichthum der Schauſtellung, welche die Boulevards zwiſchen der Friedensſtraſſe und der Straſſe Montmartre poetiſiren. Die Waaren ſind ganz anders, die unverſchämte Boutique zu fünfundzwanzig Sous kramt ihre eintägigen Produkte aus; die Einbildungskraft findet nicht mehr jene verſchwenderiſchen Reizmittel, wie einige Schritte weiter. Dieſer Contraſt iſt ſo auffallend, daß der Geiſt ihn empfindet; die Ideen ſind nicht mehr die nämlichen; man läßt ſeine Hundertſousſtücke, wenn man welche hat, ruhig in ſeiner Taſche.

Aber wenn Sie bis zur Porte Saint-Denis gehen, welche der Municipalrath ſeit zwanzig Jahren frei zu machen ſucht, ohne es dahin zu bringen, o! dann, ungeachtet des originellen Anblickes dieſes großen Baſſins,

gelüstet es den Füssen, umzukehren, wenn die Nothwendigkeit eines Geschäftes Sie zwingt, in diese Gegend sich zu wagen. Dieser Boulevard zeigt eine Verschiedenheit von Blousen, von zerrissenen Kleidern, von Karren, kurz von Volk, die zu einem etwas reinlichen Kleide einen schreienden Mißlaut, ein sehr merkbares Scandal bildet.

Sie finden hier die Albernheit der Stadt; sie glänzt am hellen Tage. Zehn Fuß von der Porte Saint-Denis läßt man seit fünfzig Jahren einen, lediglich zum Wasserverkaufe bestimmten Brunnen stehen. Es ist ein abscheulicher Sumpf, bei jeder Witterung unüberschreitbar, der auf zwanzig Meter in der Runde Koth macht, und diese Ecke schändet. Dieser Boulevard war immer ein gemeiner Sammelplatz. Man hat dort hundert Jahre lang eine kleine Mauer von einem Meter Höhe bestehen lassen, welche eine schlechte Strasse vom Boulevard trennte. Vor dem Durchwege mit dem Namen Bois-de-Boulogne stand eine kleine Treppe, über welche herabsteigend die berüchtigte Guimard sich den Fuß verrenkte. Ganz Paris war hierwegen in Unruhe. Die kleine Mauer stand nach jenem Unfalle noch fünfzig Jahre. Hätte Lafayette, den das Volk in dieser Gegend im Jahre 1832 auszischte, der Verrätherei ihn beschuldigend, unter der Pumpe sich einen Schnupfen geholt, so würde sie noch hundert Existenzjahre gewonnen haben. Durch Mißbräuche veranlaßte Unfälle befestigen in Paris die Mißbräuche. Man heißt nicht Präfekt der Seine für nichts; man muß ihr Wasser

überall verkaufen. Aber warum ſollte man das Waſſer nicht in eine Boutique unterbringen? Ergäbe ſich deßwegen ein Mangel an ſchlechten Winkeln, wo die Stadt elegante Behälter errichten könnte, denen in der Arcadenſtraße ähnlich?

Dieß iſt die populäre Gegend der Boulevards. — Geht man vom Theater der Porte Saint-Martin zum türkiſchen Kaffeehauſe, ſo hat das Volk von Paris Alles unter ſeinen Schutz genommen. Daher führt der Erfolg nicht Zuſchauer in das Theater, ſondern die ganze Bevölkerung der Vorſtädte. Das Château-d'Eau iſt von den populären Romanen-Dichtern nie verläumdet worden, und von Mittag bis vier Uhr iſt die Scene des Corporals und der Landsmännin, bei ſchönem Wetter, dort täglich ſichtbar.

Dieſe Zone iſt denn auch der Boulevard des Italiens des Volkes; aber er iſt es nur Abends; denn Morgens iſt dort Alles düſter, ohne Thätigkeit, ohne Leben, ohne Charakter; während Abends eine erſtaunliche Belebtheit herrſcht. Acht Theater rufen dort unaufhörlich ihren Zuſchauern. Fünfzig Krämer, von allen Seiten dem Winde ausgeſetzt, verkaufen dort Eßwaaren, und liefern dem Volke die Nahrung, das zwei Sous für ſeinen Bauch, und zwanzig Sous für ſeine Augen ausgiebt. Dieß iſt der einzige Punkt von Paris, wo man das Geſchrei von Paris hört, wo man das wimmelnde Volk ſieht, und jene Fetzen, die einen Maler überraſchen, und jene Blicke, die den Beſitzenden erſchrecken!

Der ſelige Bobèche war da, eine von den Herrlichkeiten dieſes Winkels, und, wie ſo viele Herrlichkeiten, ohne Nachfolger. Sein Gevatter hieß Galimafrée. Martainville hat für dieſe Hanswürſte die Poſſenſpiele geſchrieben, die das Kind, den Soldaten und die Bonne ſo ſehr lachen machten, deren Coſtüme beſtändig die Menge auf dieſem berühmten Boulevard ſchmücken.

Das Haus des Reſtaurateurs Deffier war die letzte Anſtrengung dieſes Stadtviertels, um mit den vornehmeren Boulevards zu wetteifern. Dieſes Gebäude, jene de l'Ambigu und du Cirque, ſind Verſuche ohne Nachahmen geweſen. Die andern Theater, die Häuſer, ꝛc., ſind nach den häßlichſten Muſtern gebaut: der Gyps, die Verzierungen ohne Dauer, Alles iſt prekär und armſelig; aber das Ganze bringt eine bizarre Wirkung hervor, der es nicht an Originalität mangelt. Der berühmte Cadran-Bleu hat kein einziges ſchnurgleiches Fenſter oder Stockwerk. Das türkiſche Caffeehaus iſt für die Mode das, was die Ruinen von Theben für die Civiliſation ſind.

Bald beginnen öde Boulevards, ohne Spaziergänger, die Steppen dieſer königlichen Promenade. Die Langweile erfaßt Sie dort; man riecht die Atmoſphäre der Fabriken von Weitem. Es giebt nichts Originelles mehr. In piscent desinit elegantia *). Man ſtellt dort auf Tiſchen kleine Paläſte von Eiſen oder Glas

*) „Die Eleganz endiget in einen Fiſch.“ D. Ueb.

aus; die Boutiquen ſind häßlich, die Schauſtellungen ſtinkend. Der Kopf iſt bei la Madeleine, die Füße ſind am Boulevard des Filles-du-Calvaire. Das Leben und die Bewegung beginnen wieder auf dem Boulevard Beaumarchais, wegen der Boutiquen von einigen Trödelwaarenkrämern, wegen der Bevölkerung, die ſich um die Juliusſäule ſchaaret. Es iſt ein Theater dort, das von Beaumarchais noch nichts genommen hat, als den Namen.

Jenſeit iſt der Boulevard Bourbon nicht mehr Paris: er iſt das Land, er iſt die Vorſtadt, er iſt die Hauptſtraße, er iſt die Majeſtät des Nichts; er iſt einer der prächtigſten Orte von Paris, der Fernblick iſt dort betäubend. Es iſt eine römiſche Pracht ohne Zuſchauer! Die Auſterlitzbrücke, die Seine in ihrer größten Breite, Notre-Dame, der Pflanzengarten, die Weinhalle, die Inſel Saint-Louis, die Speicher des Ueberfluſſes, die Juliusſäule, die Gräben der Baſtille, die Salpeterſiederei, das Pantheon, Alles iſt dort grandios. Wahrlich, das Ende des Pariſerdrama's iſt ſeines Anfanges würdig.

Gehen Sie im ſcharfen Trabe eines engliſchen Pferdes vom Eintrachtplatze und von la Madeleine zur Auſterlitzbrücke, Sie werden in einer Viertelſtunde dieſes Pariſergedicht leſen, vom Triumphbogen de l'Etoile, wo ſich drei tauſend Soldaten umthun, bis zum Palaſte, worin drei tauſend weibliche Irren leben; vom Garde-Meuble bis zum Muſeum, vom Schaffote Ludwigs XVI., von einem ägyptiſchen Kieſel bedeckt, bis zum erſten

Schuſſe der unter den Augen von Beaumarchais entzündeten Revolution, der das erſte Bonmot vor dem erſten Flintenſchuſſe losließ; von den Tournelles, wo der König von Frankreich geboren wurde, bis zur Kammer, wo er unter dem Könige der Franzoſen geſtorben iſt. Die Geſchichte von Frankreich, vorzüglich die letzten Seiten, ſind auf den Boulevards geſchrieben.

Eine furchtbare Concurrenz bereitet ſich gegen die Boulevards. Jetzt gehen angeſehene Leute in den elyſäiſchen Feldern ſpazieren, in der mittägigen Seitenallee; aber die nämliche Unvorſichtigkeit, welche die Boulevards bei Regenwetter, dem häufigſten in Paris, unpraktikabel macht, wird den Erfolg des ſchönen Baumganges der elyſäiſchen Felder lange Zeit verzögern. Caveant consules *)! Ich habe geſprochen.

Von Balzac.

Die Mätreſſen in Paris.

Dieſes Wort hat in den meiſten fremden Sprachen keine zarten Gleichgeltungen, weil der Gegenſtand, den es bezeichnet, bei andern Völkern nicht, wie bei uns, ein liebendes und geliebtes Weſen iſt. Die Ausländer haben dem rohen Wörterbuche der Sinne mehr oder minder verletzende Benennungen abgeborgt, um die unter Allen Auserwählte, die wir in Frankreich Mätreſſe nennen, zu betiteln. Ihre undankbaren Sprachen ent-

*) „Die Conſuln mögen ſich vorſehen!“ D. Ueb.

ehren ohne Mitleid, was die unſere erhöht; ſie beſudeln, was wir mit Blumen ſchmücken; ſie beſpritzen mit Koth, was wir krönen. Bei ihnen iſt die Mätreſſe noch die antike Sclavin, an der Ecke des Weges ſtehend, oder im Dunkel auf den Marmorſtufen des Palaſtes gekauert; bei uns geht die Mätreſſe aus dem Ritter- und Königthume hervor; ſie folgte Renaud und Tancred auf den Kreuzzügen, und ſetzte ſich auf den Thron mit Karl VII., Franz I., Heinrich III., Heinrich IV. und Ludwig XIV. Agnes Sorel, Diana, Gabrielle, Montespan, edle Frauen, zärtliche Herzen, anmuthige Geiſter! Ohne ſie hätten die Fürſten, über deren Willen ſie geherrſcht, weder Muth, noch Zartſinn, weder Loyalität noch Auszeichnung gehabt. Sie wären nur Könige geweſen.

Die in dem Worte: Maitreſſe liegende Macht.

Die Gebieterin*) iſt nicht das Weibchen des Gebieters, wie eine ungenaue Begriffsbeſtimmung es glauben zu laſſen ſcheinen möchte. Sie heißt Gebieterin, weil ſie ganz einfach der Gebieter iſt. Sie iſt die Gebieterin des Willens, oder der Handlungen, oder des Gedankens, oder der Geheimniſſe, oder des Vermögens, oder der Ehre, oder des Lebens des Mannes, was dem Gebieter, wenn ſie welchen hätte, kein großes Anſehen ließe; und daher heißt ſie mit vollem Rechte Gebieterin.

*) Das Wort „Maîtresse“ muß hier „Gebieterin“ überſetzt werden, um das Wortſpiel mit „Maître“ (Gebieter) beibehalten zu können. D. Ueb.

Wenn man ſagt: „der Herr Graf ging heute mit ſeiner Mätreſſe im Walde ſpazieren,“ ſo bedeutet dieß, daß die Mätreſſe des Herrn Grafen im Walde hat ſpazieren gehen wollen, nicht wegen der Luſt, die derſelbe dazu hatte, ſondern ungeachtet ſeiner Luſt.

„Ich habe meine Mätreſſe auf den Ball geführt, ich werde meine Mätreſſe heuer nach Italien oder in die Bäder führen, ich gehe zu meiner Mätreſſe,“ will nach den Pariſerſitten ſagen: „meine Mätreſſe will, daß ich ſie auf den Ball führe, daß ich ſie nach Italien führe, und ſie einwillige, mich in ihrer Wohnung zu empfangen.“

Eine Pariſermätreſſe läßt Sie alſo nicht Alles thun, was Sie wollen, aber wohl Alles, was ſie will. So iſt es nicht immer geweſen, wie man aus folgendem erſehen kann:

Die antiken Mätreſſen, die man nicht mit den alten Mätreſſen vermengen darf.

Schlagen Sie den geiſtvollen Horaz auf, den beiſſenden Juvenal, oder Ovid, und Sie werden ſich überzeugen, daß in Rom die Maitreſſen nur aus dem Stande der Sclavinnen hervorgehen konnten. Daher waren ſie weit entfernt, durch Anſehen, Phantaſie, beherrſchende Laune, die Pariſermätreſſe vorzuſtellen, welche Sie wählt, bevor Sie ſie gewählt haben. Bei der erſten Stirnfalte, bei der leiſeſten Furche in der Ecke der Schläfen, bei der mindeſten Veränderung der Schattirung in der Reinheit des Teints oder des bläulichen Schmelzes der

Zähne, ſchickte der Gebieter ſie auf ſein Landhaus zurück, oder in ſeine Küchen, oder zum Baddienſte; und er beſchäftigte ſich fortan eben ſo wenig mehr damit, wie mit der Wölfin des Romulus.

Was bei den Römern dieſen beſondern Verbindungen alle Lieblichkeit benahm, war die Geringſchätzung, welche das Geſetz gegen freigelaſſene Frauensperſonen und gegen Sclavinnen affectirte. Sie wurden ſo wenig beachtet, daß der Ehemann, der ſie öffentlich frequentirte, für keinen Ehebrecher galt. Keine Schmach, keine Schande traf ſie. Da nun die Zahl der etruskiſchen, griechiſchen, afrikaniſchen, jüdiſchen Sclavinnen und freigelaſſenen Frauensperſonen, die ungeheure Mehrzahl der auf dem Pflaſter von Rom wandelnden Frauenzimmer bildeten, war das Concubinat dort eben ſo verbreitet als wenig bemerkt.

Man ſieht, daß die antike Mätreſſe nichts gemein hat mit der Pariſermätreſſe, die ſo herrlich in jener perſonificirt iſt, die einſt zu ihrem Geliebten zu ſagen wagte: „Wann werden Sie aufhören, mich zu compromittiren? Immer zeigen Sie ſich öffentlich mit Ihrer Frau.“

Die Frau und die Mätreſſe.

Albertus Magnus hat in ſeiner berühmten Abhandlung der Naturgeſchichte ein ſehr gelehrtes und ſehr ſinnreiches Kapitel geſchrieben, worin er die große Reihe der Weſen von angeborner Abneigung gegen einander aufzählt; er nennt ſie alle, mit Ausnahme von

zweien, die er vergessen hat: die Frau und die Mätresse. Eben so füglich könnte man, die Geschichte der Erschaffung der Welt erzählend, Adam und Eva mit Stillschweigen übergehen.

Was die Mätresse in den Augen der im Sinne einer Ehefrau genommenen Frau ist.

Wäre sie schön, wie Ninon, sie ist ohne Schönheit, ohne Grazie, vorzüglich ohne Scham.

Wäre sie geistvoll, wie Aspasia und Frau von Sévigné, sie hat keinen Schatten von Intelligenz; sie ist albern, langweilig, dumm.

Besäße sie den Anstand einer Königin, sie ist gemein, pöbelhaft und Grisette.

Diese Beurtheilung ist ungerecht und falsch, obgleich die Frau, sobald sie von ihrem Manne sich verrathen glaubt, sich selbst mustert, um zu wissen, worin sie ihrer Nebenbuhlerin nachsteht. Nie hat eine Revisionscommission die Conscribirten einer so strengen Prüfung unterworfen. Es geschieht selten, daß die Frau nicht zuletzt die physische oder moralische Ursache ihrer Niederlage entdeckt, und noch seltener, daß sie sie nicht gelegentlich in Gegenwart ihres Mannes als Vorwurf auftischt.

Als eine Frau mit Recht von ihrer Ueberlegenheit überzeugt war, sagte sie zur Mätresse ihres Mannes, die ehedem ihre Freundin gewesen: „Ah! meine Liebe, wenn ich hätte voraussehen können, daß mein Mann schlechte Zähne liebe!“

Was die Frau in den Augen der Mätreſſe iſt.

Die Pariſermätreſſe hat eine inſtinktmäßige Furcht vor der Frau ihres Geliebten. Sie erwartet immer, ſie über ſie herfallen zu ſehen. Dieſer Schrecken iſt die Urſache einer beiſpielloſen Geringſchätzung. Die Mätreſſe malt ſich die Frau im unvortheilhafteſten und lächerlichſten Lichte. Zuvörderſt hält ſie ſie für ſehr alt, wäre ſie auch jünger, als ſie; für häßlich, das verſteht ſich von ſelbſt; für ſchlecht angezogen, einen alten Damenhut tragend, einen rothen Regenſchirm und ein Tartanhalstuch; als Auszeichnung die Mitte haltend zwiſchen einer Hebamme und einer Contrebandecigarrenhändlerin.

Meinung von der Mätreſſe und von der Ehefrau, geäußert von einem meiner Freunde, der nicht verheirathet geweſen iſt, und nie eine Mätreſſe gehabt hat.

„Ich habe von der verheiratheten Frau, als Gegenſatz der Mätreſſe, die Anſicht, daß ſie die ernſte, edle und nützliche Seite des Lebens, die architektoniſche Seite repräſentirt, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, ohne die es für den Mann weder Ruhe, noch Schutz, noch Würde gäbe. Sie iſt auch die ſchöne Frucht, welche alle Schößlinge der Familie und der Geſellſchaft enthält. Nehmen Sie die Ehefrau weg, und Sie ſind ſehr nahe daran, die Mutter aufzuheben, nicht jene, die lediglich den Beruf hat, Kinder zu bringen, ſondern jene,

deren Miſſion darin beſteht, ſie zärtlich zu lieben, ſie zu erziehen, Menſchen und Bürger aus ihnen zu machen. Daher iſt die Frau, aus dem Geſichtspunkte der Ehe, nicht weniger, als die Geſellſchaft ſelbſt, weil ſie dasjenige iſt, was die Kraft, die Größe, die Dauer und die Unaufhörlichkeit derſelben ausmacht.

„Nun hören Sie, was ich von der Mätreſſe denke. Sie iſt die junge und fröhliche Seite des Lebens, der Maimonat, der Geiſt, die heitere Poeſie, die Einbildungskraft deſſelben. Nehmen Sie die Mätreſſe weg, und Sie nehmen nothwendig Alles weg, was die Einbildungskraft, die Poeſie und der Geiſt... Anmuthiges und Schönes in der Sphäre des Idealen hervorbringen, nämlich die Künſte. Daher iſt leicht nachzuweiſen, daß zu den glänzendſten Werken (wählen Sie auf Gerathewohl) der Malerei, der Bildhauerei und der Poeſie, unabhängige Frauensperſonen begeiſtert haben, die wir heut zu Tage Mätreſſen nennen.

„Citiren Sie nicht; man müßte Alles citiren, die ganze Welt der Künſte in Anführungszeichen einſchließen. Eine nahe liegende Lehre, eine kränkende Lehre für die Ehefrau. Aber warum ſollte ſie ſie kränken? Sie iſt die Vernunft, die Mätreſſe nur der Verſtand; ſie iſt die Ordnung, die Mätreſſe nur der Enthuſiasmus; ſie iſt der geſunde Menſchenverſtand, die Mätreſſe nur das Delirium; ſie iſt die Erde, die Mätreſſe nur der Himmel; nicht jener, erklären wir uns ſchnell, wohin man ſeiner guten Werke wegen kommt, aber der-

jenige, wohin man kommen möchte, um gar kein Werk zu thun, nicht einmal ein gutes."

Sinnreiche Betrachtung, die aus meinem Stoffe entspringt: leider ist sie nicht von mir, sondern von einem wenig berühmten spanischen Schriftsteller.

„Ich habe," sagt dieser wenig berühmte Schriftsteller, „einen jungen vornehmen potugiesischen Herrn gekannt, „der glücklich genug war, die junge Mätresse zu heira„then, die er anbetete, und sie sterben zu sehen, sobald „sie seine Frau war."

Die Herzensmätressen in Paris.

Paris, das für die vorzugsweise an Allem zweifelnde Stadt gilt, ist dennoch jene, worin sich, mit allen ätherischesten Bedingungen der Hingebung, die Herzensmätressen befinden. Die Provinz träumt sie; Paris hält sie in Vorrath für jene Tausende von jungen Leuten, welche mit Hoffnungsschätzen dahin eilen, und dort nur Täuschungsabgründe finden. Man sieht sie dort mit stürmischer Selbstgenügsamkeit ankommen, und an die Pforten des Ruhmes und Glückes anklopfen. Diese Pforten sind schwer zu öffnen! Jahre entschwinden, die Schwingen der Täuschung matten sich ab, die Hoffnung sinkt erschöpft auf die Schwelle hin. Was wird dann aus diesen armen Verbannten? Viele verlöschen in den Nebeln des Selbstmordes: es giebt so viel Wasser und so viele Brücken in Paris! Einige kehren zu Fuß in

ihre Dörfer zurück, aber die größte Zahl findet zuletzt eine schützende Hand, auf die sie nicht gerechnet hatte. Diese ist aber nicht jene des reichen oder mächtigen Mannes, bei dem ein Empfehlungs- oder Mystifikationsbrief jene armen Betrogenen bei ihrer Ankunft eingeführt hatte.

Auf der Flur seines Dachstübchens hat eines Tages der junge Provinzler die Falten eines weißen Rockes fliegen, ein nacktes Bein schlüpfen sehen. Am andern Tage hat er das Leibchen bemerkt, am darauf folgenden singen hören. Der Gesang, der Rock, das Leibchen, verrathen das liebende und lustige, arme und fleißige Mädchen, Wäscherin oder Blumenmacherin. Der Zufall, dieser wackere Junge, fügt es, daß man sich eines schönen Abends Wasser leiht, eines andern schönen Abends Licht, eines andern, unendlich schöneren Abends die Lieblingsromanze. Bald leiht man sich nichts mehr, man schenkt sich Alles: man hat nur noch einen Miethzins zu bezahlen, wenn man ihn bezahlt.

Endlich hat der Künstler seine Muse gefunden, die ihn unterhält, ermuthiget, begeistert, seine Verse anhört, seine Gemälde bewundert, seine Romane oder Dramen abschreibt. Was für ein gutes Geschöpf ist die Parisermätresse, wenn sie sich von einer närrischen und freudigen Liebe zu demjenigen hat einnehmen lassen, der nichts hat! Ist er fröhlich, so lacht sie mit ihm; ist er entmuthiget, so lacht sie für ihn; ist er krank, so leidet sie mit ihm; findet er Beifall, so exaltirt sie sich

mehr, als er; wird er reich, so hat ſie aufgehört, bei ihm zu ſeyn. Ach! ja, es iſt traurig, dieß zu ſchreiben, aber es iſt wahr. Faſt alle dieſe großen Talente, alle dieſe berühmten Männer von Ruf, welche der Stolz der mediciniſchen Wiſſenſchaft, des Gerichtshofes, der Litteratur und der Künſte werden, wären ohne die Pariſergriſette, die ſie auf einem Speicher, im Spitale oder auf der Straße ſterben laſſen, vor Hunger und Kälte geſtorben. Herzensmeiſterinnen gegenüber... Meiſter in Undankbarkeit!

Nach dieſer Mätreſſe gehören jene, die vor unſern Augen erſcheinen werden, einer glänzenderen Claſſe an; aber prägen ſie dem Herzen auch eine ſo ſüſſe, ſo zärtliche Erinnerung ein? Ich laſſe Sie darüber urtheilen, mein Leſer!

Die Geldmätreſſen.

Unter dieſem Titel öffnet ſich vor uns eine große Gallerie von Porträten; denn man findet darin:

1) Die Mätreſſe, die Sie eben ſo ſehr Ihretwegen, als wegen Ihres Geldes liebt;
2) Jene, die Sie mehr wegen Ihres Geldes liebt, als Ihretwegen;
3) Jene, die Sie nur wegen Ihres Geldes liebt;
4) Jene, die Sie mehr Ihretwegen, als wegen Ihres Geldes liebt, und dennoch das Geld liebt.

Studiren wir zunächſt: Die Mätreſſe, die Sie

eben ſo ſehr Ihretwegen, als wegen Ihres Geldes liebt.

Dieſe, fürcht' ich, wird nicht lange auf gleicher Linie mit Ihnen verweilen. Sie wird, gegen jene Seite fallend, zu welcher ſie ſich hinneigt, damit enden, das, was in der Taſche klingt, demjenigen vorzuziehen, was in der Tiefe des Herzens glüht. Eines Tages wird das mühſam erhaltene Gleichgewicht völlig aufgehoben ſeyn. Die ſehr jungen Mätreſſen werden in Paris Beiſpiele dieſer Veränderungen dem Gelde zu Liebe, ſobald ſie bei Ihnen eine Erfahrung erworben haben, aus der ſie nur bei Andern Nutzen ziehen können. Nachdem ſie, wie Mahomet's Grab, zwiſchen dem Herzens- und Geldmagnete geſchwebt haben, verlaſſen ſie Sie zuletzt, entſchloſſener, als der Sarg des Propheten, mit einer Thräne und einem Lächeln, glücklich und zugleich traurig. Von dieſem Tage an ſtellen ſie ſich neben: Die Mätreſſe, die Sie mehr wegen Ihres Geldes liebt, als Ihretwegen.

Die Mätreſſen von dieſem Schlage ſind zu allen Zeiten in Paris ſehr zahlreich geweſen, und ihnen, nur ihnen, verdankt die Litteratur, ein unſchätzbarer Vortheil, jene unterhaltenden, jene köſtlichen Comödien des achtzehnten Jahrhunderts, worin man die Pächter mit Goldweſten, mit Brokathoſen ſieht, die Finanzmänner mit Stöcken, mit ſchnabelförmigen Knöpfen, von ſo vielen geiſtvollen vornehmen Damen um Hab und Gut gebracht, deren Zofen, eben ſolche Spitzbübinnen, wie ſie,

Nerine, Dorine und Marton heißen. Dancourt hat ſich einen Namen gemacht, indem er in der etwas ſtark aufgetragenen, aber ſehr ergötzlichen Schilderung dieſer Frauenzimmer excellirte, welche, thätiger als gewiſſe Säuren, das Gold, das Silber, und die Edelſteine auflöſen.

In unſerm Jahrhunderte hat das Vaudeville ſie mit minder günſtigem Erfolge dargeſtellt, weil ſie inmitten unſerer modernen Geſellſchaft eine ausgeprägtere Phyſiognomie angenommen haben; als im achtzehnten Jahrhunderte. Sie beſtahlen Mondor und Herrn von la Rapinière, ſie betrügen nicht einmal mehr den Banquier gewordenen Arthur. Die ſinnreichen Gaunerſtreiche, mit Hülfe deren ſie die Finanzpächter und Steuereinnehmer lebendig rupften, haben einem geregelten, und von beiden Theilen getreulich eingehaltenen Verfahren Platz gemacht. Dieß giebt Anlaß, hier aber ſehr kurz, von der Mätreſſe zu ſprechen, die Sie nur wegen Ihres Geldes liebt.

Die Mätreſſe, die Sie nur wegen Ihres Geldes liebt.

Dieſe glorioſe Unterabtheilung beſteht aus Mätreſſen, die Sie lieben: Straße Grammont ... für dreihundert Francs monatlich, Handſchuhe und Blumen;

Heldenſtraße ... für vierhundert Francs monatlich, und einen Groom *);

*) Jokei. D. Ueb.

Straße Saint-Lazare und Mont-Blanc ... für fünfhundert Franks monatlich und einen Einspänner;

Vorſtadt Roule ... für zweitauſend Franks monatlich, den Pavillon eines Hôtels, zwei Wagen, einen Koch, einen Jäger und zwei Pferde.

Endlich, um dieſes Verzeichniß zu mäßigen, nicht zu ſchließen, muß man noch jene anführen, welche Prinzen und Herzoge für deren Geld lieben, und immer gezwungen ſind, mit dem Intendanten derſelben ſich abzuſtreiten, wenn ſie die Koſten ihrer Liebe erheben wollen.

Dieſe Wappen-Mätreſſen ſehen mit tiefer Geringſchätzung auf: Die Mätreſſe, die Sie mehr Ihretwegen, als wegen Ihres Geldes liebt.

Dieſe uneigennützige Mätreſſe ſetzt ſich Ihrem Geize oder Ihrer Großmuth aus, zwei Gefühle, welche die Frauenzimmer verabſcheuen, weil ſie weder den Deſpotismus, noch die Conceſſionen gelten laſſen. Um weder den Conceſſionen, noch dem Deſpotismus anheimzufallen, wird ſie eine unſchuldige Falle legen, in welche Sie mit wunderbarer Leichtigkeit gehen werden. Wir wollen dieſe Falle bezeichnen, als Muſter von vielen andern, indem wir einen von einem Opfer ſtenographirten Dialog erzählen.

Frédéric ſagt zu ſeiner Mätreſſe, die ihn mehr ſeinetwegen liebt, als wegen ſeines Geldes: „Liebe Herminie, Du ſagteſt mir neulich, daß Du der Madame Rampon, Deiner Nähterin, zweihundert Franks ſchuldeſt. Da ſind ſie; bezahle ſie, und mach' uns davon los.“

„Ich danke, mein Freund.“

Herminie eilt, das Geld in ihren Sekretär zu legen.

Eine Woche darnach ſagt Frédéric, bei Gelegenheit von tauſend Sachen, zu ſeiner lieben Herminie: „Wohlan! haſt Du die kleine Rechnung der Madame Rampon bezahlt?“

Herminie, kleinlaut und verlegen: „Nein, mein Freund; aber höre warum. Mein unglücklicher Tapezirer iſt gerade an dem Tage gekommen, an dem ich Madame Rampon zu bezahlen gedachte, und hat mich genöthiget, — Du weißt, in welchen dürftigen Umſtänden er iſt? — ihm ſeine Rechnung zu bezahlen.“

„Wie viel betrug ſie?“

„Hundert und vierzig Franks.“

„Sehr wohl. Es fehlen Dir alſo nun hundert und vierzig Franks, um die Forderung der Nähterin berichtigen zu können?“

„Ja . . .“

„Hier ſind ſie. Deine zweihundert Franks ſind wieder beiſammen. Mach' mit dieſer Madame Rampon ein Ende.“

„O! ja, mein Freund, wir werden nicht mehr daran denken.“

Zehn Tage verſtreichen, und Frédéric ſagt zu Herminie, die ihm eine neue Haube zeigt, um zu wiſſen, ob ſie nach ſeinem Geſchmacke ſey: „Nun, haſt Du mit Deiner Nähterin abgerechnet?“

„Das eben nicht. Stelle Dir vor, daß mein Ju-

weiter — man ſollte meinen mit Fleiß! — am Morgen nach dem Tage gekommen iſt, an welchem Du mir die zweihundert Franks für die Madame Rampon vollzählig gemacht haſt; er hat mich dringend gebeten — zudem iſt er ſchon ſo oft gekommen! — ſeine Rechnung zu bezahlen, die auf hundert und zwanzig Franks ſteigt."

„Aber die Nähterin, die Nähterin?"

„Ah, wahrlich! ich habe jetzt nicht mehr genug für ſie, weil mir nur mehr achtzig Franks bleiben."

„Es handelt ſich alſo in dieſem Falle darum, Dir zum Zweitenmale die für Madame Rampon beſtimmten zweihundert Franks zu ergänzen?"

„Wenn Du wollteſt . . ."

Und Frédéric zahlt die Ergänzung, nämlich hundert und zwanzig Franks, ſo, daß Madame Rampon noch nicht bezahlt iſt, und Herminie vierhundert und ſechzig Franks erhalten hat.

Dieſe Wirthſchaft dauert bisweilen mehrere Wochen, bisweilen mehrere Monate. Man citirt eine dieſer Wirthſchaften auf die linke Hand, wo die Frau ſeit zehn Jahren ihre Tauſende von perſönlichen Einfällen mit zweihundert und zehn, dem Spiegellieferanten des Hauſes ſchuldigen Franks befriediget, die der Geliebte bezahlt, und von dem man glaubt, daß er nie werde bezahlt werden.

In der Regel muß man von ſeiner Mätreſſe verlangen, und ganz leiſe füg' ich bei: auch von ſeiner

Frau, daß ſie die Schuld auf der Stelle bezahlt, für welche Sie ihr Geld geben. Ich habe geſagt, warum.

Von einer ſehr gewöhnlichen Art von Mätreſſen in Paris und in den Departements.

Corneille hat in einem prächtigen Verſe, den er Auguſt in den Mund legt, geſagt: „auf dem Gipfel angekommen, ſtrebt der Menſch herabzuſteigen.“ Viele Pariſerbürger rechtfertigen dieſe Maxime, und ſtreben nicht nur herabzuſteigen, ſondern ſteigen ſogar zu ihren Köchinnen herab. Nichts iſt gewöhnlicher in Paris, als dieſe vertrauten Verbindungen zwiſchen den Dienſtherren und derjenigen, die ihr Mittagseſſen bereitet. Sie dauern lange, enthüllen ſich ſpät, verlauten wenig nach Auſſen, aber ſie haben ihr Drama und ihre zahlreichen Entwickelungen. Um uns eines unſerm Stoffe entlehnten Ausdruckes zu bedienen, wollen wir dieſe Intiguen **Dämpfleiſchliebſchaften** nennen. Sie bewirken eine ſociale Umwälzung, von der das folgende Sprichwort eine Idee geben kann.

Auguſtine und ihr Dienſtherr,

Sprichwort in einem Aufzuge und einer Scene vom Théatre-Français nicht angenommen.

Perſonen:

Auguſtine, Köchin.

Ihr Dienſtherr, vierzig Jahre alt, ein ſchöner Mann.

Die Handlung ereignet ſich in Paris, Straße Saint-Honoré. Das Theater ſtellt ein Schlafzimmer in Unordnung vor.

Der Dienſtherr (im Bette liegend, klingelnd und rufend. —) Auguſtine!

Auguſtine (antwortet nicht.)

Der Dienſtherr (noch ſtärker klingelnd und rufend.) Auguſtine! Auguſtine!

Auguſtine (fährt fort, nicht zu antworten.)

Der Dienſtherr (die Klingelſchnur abreiſſend.) Auguſtine! Auguſtine! Auguſtine!

Auguſtine. Da, da bin ich! Welchen gräßlichen Teufelslärm Sie machen! Was wollen Sie?

Der Dienſtherr. Meine Journale.

Auguſtine (erſtaunt) Ich las ſie.

Der Dienſtherr. Es dünkt mir, daß Sie ſie mir zuerſt geben könnten.

Auguſtine (mit Geringſchätzung.) O! mein Gott! da ſind ſie, Ihre Journale. Sie ſind nicht gar ſo intereſſant. Seit drei Tagen haben wir keine Feuilletons.

Der Dienſtherr. Meinen Café, Auguſtine.

Auguſtine. Er iſt nicht gemacht. So iſt's.

Der Dienſtherr. Um zehn Uhr!

Auguſtine. Sie vergeſſen, daß wir Winter haben, und daß es nie Tag wird.

Der Dienſtherr. Ich muß aber doch ausgehen.

Auguſtine. Sie könnten Ihren Café bei Ihrem zweiten Frühſtücke trinken.

Der Dienſtherr. Ich werde hier nicht frühſtücken.

Auguſtine. Da hab' ich um zwei Sorgen weniger in dieſem Falle. Und wo werden Sie frühſtücken?

Der Dienſtherr. Bei einem Freunde.

Auguſtine. ... inn.

Der Dienstherr. Bei einem Freunde, sag' ich Ihnen.

Auguſtine. (die letzten Buchſtaben betonend) inn.

Der Dienstherr. ... inn! inn! inn! inn! .... Ich muß mich ankleiden.

Auguſtine (ſich in einen Armſtuhl ſetzend.) Aergern Sie ſich nicht.

Der Dienstherr. Meine Stiefel!

Auguſtine (die Beine kreuzend.) Ihre Stiefel ſind nicht geputzt.

Der Dienstherr. Und warum?

Auguſtine (ſtolz.) Ich hab' Ihnen geſagt, daß ich ſie nicht mehr wichſen will. Dieſes Geſchäft paßt für kein Frauenzimmer.

Der Dienstherr. Sie haben mein Gemach nicht mehr bohnen wollen, weil dieß ein Geſchäft ſey, wie Sie ſagten, das für kein Frauenzimmer paſſe; Sie haben dann meine Kleider nicht mehr ausklopfen wollen, weil dieß, wie Sie wieder ſagten, ein Geſchäft ſey, das für kein Frauenzimmer paſſe; Sie haben meine Commiſſionen nicht mehr beſorgen wollen, immer weil dieß kein Geſchäft ſey, das für ein Frauenzimmer paſſe; heute weigern Sie ſich, meine Stiefel zu wichſen, weil dieſes Geſchäft für kein Frauenzimmer paſſe. Aber, ich bitte Sie, was iſt denn das Geſchäft einer Dienſtmagd?

Auguſtine (die Beine entkreuzend). Wie wenig es Ihnen koſtet, zu ſagen: Ihr Dienſtmädchen!! Wohlan, Ihr Dienſtmädchen verlangt ihren Abſchied.

Der Dienstherr (sehr bewegt). Es sey! Ich bin dieses Despotismus überdrüssig!

Augustine (den Armstuhl verlassend). Despo, was?

Der Dienstherr (seine Nachtmütze wegwerfend). tismus...

Augustine. Sie wissen nur die Leute herabzusetzen! Hier sind Ihre Schlüssel. Hier ist jener zum kleinen Keller; geben Sie darauf Acht. Ihre Portiere sind Trunkenbolde.

Der Dienstherr. Du hattest mir's nie gesagt.

Augustine. Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Silberzeuge. Geben Sie auch darauf Acht. Das Haus ist nicht sicher. Man tritt in dasselbe, wie in einen Kramladen.

Der Dienstherr. Es ist wahr.

Augustine. Hier ist der Schlüssel zu Ihren feinen Weinen und zu Ihren Likören. Lassen Sie sie nicht verschleppen. Die Bonnen*) lieben die vollkommene Liebe. **)

Der Dienstherr. Ein Calembourg. ***)

Augustine. Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr.

Der Dienstherr. Welch' ein stolzer Ton!

Augustine. Ah! ich vergaß, Ihnen dieses gol-

*) Erzieherinnen oder Kinderwärterinnen.

**) Parfait amour (= vollkommene Liebe) der Name einer Art von Likör.

***) Eine Art Wortspiel. D. Ueb.

dene Kreuz zurückzustellen, das Sie mir gaben, als ich Sie in Ihrem jüngsten starken Schnupfen pflegte.

Der Dienstherr. Behalte es, Auguſtine.

Auguſtine. Ich will nichts von Ihnen.

(Das goldene Kreuz ſuchend, das an ihrem Halſe am Ende einer ſeidenen Schnur hangt, bringt Auguſtine ihren Halskragen, ihr Halstuch in Unordnung; ſie verliert die Geduld.)

Der Dienstherr. Geh, Auguſtine, ſey nicht kindiſch. Ich werde einen Zugeher nehmen, der meine Stiefel wichst, Du haſt Recht.

Auguſtine. Laſſen Sie mich fortgehen.

Der Dienstherr. Bin ich nicht ein guter Dienstherr?

Auguſtine. Was geht dieß mich an?

Der Dienstherr (feierlich). Auguſtine, ich erhöhe Deinen Lohn auf fünfhundert Franks.

Auguſtine (nahe bei der Thüre). Glauben Sie, daß Eigennutz mich leitet?

Der Dienstherr. Sprechen wir nicht mehr davon.

Auguſtine. Wollen Sie ſich ankleiden?

Der Dienstherr. Ja, mein Kind.

Auguſtine. Werden Sie hier frühſtücken?

Der Dienstherr. Ich hab' es Dir geſagt, man erwartet mich.

Auguſtine (weniger ferne von der Thüre) Man wird warten. Sie hatten mir verſprochen, daß ich das Drama ſehen darf, das man an der Porte-Saint-Martin ſpielt. Man ſpielt es heute Abend.

Der Dienſtherr. Nun denn! Du wirſt heute Porte-Saint-Martin beſuchen. Biſt du zufrieden?

Auguſtine. Ja.

Der Dienſtherr. Nun höre mich an!

Auguſtine. Sprechen Sie.

Der Dienſtherr. Ich habe Dir einen Bedienten gegeben, um das Gemach zu bohnen, einen Bedienten, um meine Kleider auszuklopfen, einen Bedienten, um meine Commiſſionen zu beſorgen, einen Bedienten, um meine Stiefel zu wichſen. Nun laß mir auch einen nehmen, damit er mein Bett mache. Seit zehn Jahren ſchlaf' ich in einem ungemachten Bette.

Auguſtine (ſchmollend). Es ſcheint, daß alſo auch meine Vorgängerinnen Auctorität bei Ihnen hatten. Ich vermuthete es.

Von der Küche folgen Sie mir in das Theater, wo Sie durch mich werden kennen lernen:

Die Theatermätreſſen.

„Fliehet die Buhlerinnen und Theaternymphen," ſagen noch die alten Eltern in der Provinz, ihren Segen den jungen Familienſöhnen gebend, die nach Paris kommen.

Liebe alte Eltern, es giebt keine Buhlerinnen mehr in Paris, und die Theaternymphen ſind nicht mehr, was Sie davon denken. Die Einen von den Letztern ſind ehrbare Familienmütter, welche ihre Kinder mehr oder minder ſchlecht erziehen; die Andern, eine ſehr

kleine Zahl, ſind die räthſelhafteſten Geſchöpfe der Erde, oder der Hölle, wenn Sie lieber wollen.

Von ſechs Uhr bis Mitternacht gehören ſie dem Direktor, dem Regiſſeur, dem Friſeur, der Ankleiderin und dem Publikum. Nach Mitternacht, wenn ſie ſich Geſicht und Hände abgewaſchen haben, folglich wie ein verwiſchtes Paſtellgemälde geworden ſind, kehren ſie blaß, zerſchlagen, keuchend nach Hauſe. Sie eſſen zu Nacht. Gräßliche Lebensordnung! Den Magen mit kalten Speiſen angeſtopft, legen ſie ſich zu Bett, und ſchlafen ſchlecht bis acht Uhr Morgens.

Kaum haben ſie die Augen geöffnet, ſo fangen ſie an, ihre Rolle im einſtudirten Stücke zu wiederholen, dann trinken ſie ſchnell eine Taſſe Café mit Milchrahm, und eilen über Hals und Kopf in's Theater, wo die Probe ſie bis vier oder fünf Uhr zurückhält. Von fünf bis ſechs Uhr müſſen ſie zu Mittag eſſen. Dieß iſt der einzige Augenblick, der ihnen übrig bleibt, um an das zu denken, was das Leben von Jedermann ausmacht, an das Hausweſen, an die Familie, an die Gläubiger. Suchen Sie nun die Zeit, die ſie auf Vergnügungen, auf in Eis abgekühlten Champagner und auf Liebſchaften verwenden können.

Etwas übertriebene Begriffsbeſtimmung von einer Theaternymphe.

Sie iſt eine Winde, welche ächzt und ſchreiet. Wenn ſie nicht ſchreiet, iſt ſie von Holz.

Ein Ruſſe und ſein Liebchen.

Fabel.

Ein Ruſſe, reich in Pelzwaaren, liebte ſehr eine Schauſpielerin des Théâtre-Français. Gewiß hegen die Nationalitäten auf dieſem Boden keinen Groll; ſie umarmen ſich ſogar. Dieſer Ruſſe liebte alſo dieſe Schauſpielerin. Man ſah ihn alle Abende im Orcheſter ſeiner Angebeteten Beifall zuklatſchen. Man ſah ihn beſtändig auf dieſem Platze während der drei Monate, da ſie in einem ich weiß nicht welchen unendlich geiſtvollen Drama eine Männerrolle ſpielte. Wie glücklich mußte er ſeyn! Die junge Schauſpielerin war in der That bezaubernd in ihrer Atlaßhoſe, in ſeidenen Strümpfen, im knapp anliegenden Mannsrocke, mit ihrem Knebelbarte, mit ihren dunkelblauen Mandelaugen.

Sie glauben, daß er glücklich war?

Eines Tages verläßt er plötzlich das Orcheſter, Frankreich, und läßt dieſe Worte an ſeine Angebetete zurück:

„Mademoiſelle!“

„Man hatte mir in Rußland geſagt, daß Sie das „Frauenzimmer von Paris, folglich von der ganzen Welt „wären, das ſich am Beſten und Eleganteſten zu kleiden „verſtehe. Niemand, ſagte man mir, drapire ſich beſſer, „als Sie, in einen Shawl, Niemand gehe auf der Straße „entzückender, Keine ſey in einem Atlaßkleide ſo holdſelig.“

„Ich komme in Paris an, ſtelle mich Ihnen vor, „Sie empfangen mich. Ihre Thüre ſteht mir immer

„offen, ausgenommen bei Tage. Ihre Arbeiten, Ihre „Studien gebieten dieſe Ausnahme. Ich kann Sie alſo „nur Abends beſuchen, und nach dem Abende. Aber „ſeit drei Monaten ſind Sie als Mann gekleidet, und „nach dem Abende als gar nichts, wie übrigens Je„dermann.“

„Ich reiſe alſo fort, Mademoiſelle, ohne Sie in der „Tracht Ihres Geſchlechtes geſehen zu haben, in welcher „Sie, hatte man mir in Rußland geſagt, ſo entzückend „wären; und deßwegen reiſe ich fort.“

Moral der Fabel.

Keine. Ich finde keine darin.

Auf dem Wege, den wir uns vorgezeichnet haben, bis zu dieſem Punkte gelangt, erfaßt uns Entmuthigung. Wir ſind ſchon ſehr lange Zeit gegangen, und wie viel bleibt uns doch noch zu ſagen übrig? Wie viele intereſſante Epiſoden, Originalporträte, wahre und ſcherzhafte Gemälde ſind noch in der Vorhölle, die eine geſchickte Hand aus ihr ziehen könnte! Wir könnten auf dem wildpretreicheſten Boden eine herrliche Jagd halten, und bringen bloß einen Sperling heim. Dieſes Geſtändniß iſt nicht die Folge einer falſchen Beſcheidenheit, und wir beweiſen es, indem wir uns anklagen, nicht erwähnt zu haben:

Die Mätreſſe vor der man ſich fürchtet.

Dieſe ſchreibt Ihnen:

„Ungeheuer!“

„Wenn Sie heirathen, ſtürz' ich mich in's Waſſer, eſſe Grünſpan, oder ſtürze mich von den Thürmen von Notre-Dame herab. Man treibt nicht ſo ſein Spiel mit einer zärtlichen und leichtgläubigen Seele.

„Anaſtaſie."

Anaſtaſie zählt mitunter vierzig Jahre, und was das Schrecklichſte iſt, ſie wäre fähig, ihre Drohungen auszuführen. In Paris haben die Leidenſchaften kein Alter.

Eben ſo wenig haben wir zur Sprache gebracht:

Die vornehme Dam'-Mätreſſe,

die Ihnen unter parfümirtem Umſchlage alle Ihre Briefe zurückſendet, und die ihrigen zurück fordert, mit der nämlichen Kaltblütigkeit, womit ſie die gewöhnlichſten Geſchäfte des Lebens verrichtet, und die, wenn ſie drei Monate darnach, Sie in der Geſellſchaft erblickt, ſich zum Ohre ihrer Nachbarin neigt, ihr zuflüſternd: „Iſt dieß nicht der und der Herr? Helfen Sie mir doch ſeinen Namen nennen!"

Ich habe mit Stillſchweigen übergangen:

Die Mätreſſe, die man aus Schwachheit wieder zu ſehen ſucht, nachdem man ſie ſeit langer Zeit verlaſſen, um das Vergnügen zu genießen, ſich ſagen zu hören: „Wie dick Sie geworden ſind! Wie Sie gealtert haben!"

Die arme Frau, deren Augen Sie gefeiert, welche den Gänſefuß haben; deren Stirne Sie gelobt, die jetzt ſpiegelt und durch ihre Schattirung der Ananasconſerve

ähnelt; deren Busen Sie bewundert, jetzt schluchtdurchzogen, wie von einem Strome; deren schöne Haare Sie bewundert, die zur Stunde ein in Form russischer Scharlotte*) geschnittener Turban bedeckt. O! sehen Sie Ihre Mätressen nicht wieder, sehen Sie Ihre ehemaligen Porträte nicht wieder, sehen Sie nicht wieder .... sehen Sie nichts wieder!

Ich habe mit keinem Worte hingewiesen auf:

Die englische Mätresse.

Ein in eine Engelshaut genähter Dämon, eine rasende Rose von Bengalen, irgend Jemand mehr liebend, als ihren Mann, nämlich Sie, irgend Jemand mehr liebend, als Sie, nämlich sich selbst (viele Französinnen sind in diesem Falle), irgend etwas mehr liebend, als sich selbst, nämlich ihren Ruf, irgend etwas weit mehr liebend, als ihren Ruf, nämlich grünen Thee, vermischt mit russischem Thee.

Von wie vielen andern Mätressen müßte man noch sprechen, bevor man zur gefährlichsten von Allen käme, zu jener, die ihre Liebe weder im Kopfe, noch im Herzen, noch in den Augen hat, sondern in ihrem Schreibzeuge; zu jener, die Ihnen, wenn Sie zu ihr sagen: „Ich liebe Dich!“ antwortet: „Wann werden Sie meinen Roman in la Presse oder in le Siècle erscheinen lassen?“ zu jener, welche Sie nimmt, um ihre Fehler

*) Marmelade aus geschlagenem Rahme, mit kleinen Biscuits umgeben. D. Ueb.

zu corrigiren, und welche Sie behalten, um die Ihrigen abzubüßen:

Die Blaustrumpf-Mätreſſe!!!

Leon Gozlan.

Was die Liebe ſey, und ob man ſich liebe.

(Am 16. Februar des Jahres 1845., gegen zwei Uhr Nachmittags, ging ein noch junger, gut gekleideter und gut ausſehender Mann, wie es hieß, über den Pont-Neuf in dem Augenblicke, da die verſammelte Menge mit Schrecken die verzweifelten Anſtrengungen betrachtete, durch welche zwei arme Teufel, deren Schiff umgeſchlagen war, dem Tode zu entrinnen ſuchten. Ohne Zweifel einſehend, daß hier keine Zeit zu verlieren ſey, ſprang der junge Mann ganz angekleidet über die Brücke hinab, brachte einen von den zwei in Gefahr befindlichen Männern an's Ufer, und ſtürzte ſich, ohne ſich zum Verſchnauben Zeit zu nehmen, wieder in das Waſſer, um ſeine Aufgabe zu vollenden.

Schon hatte er mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit jenen der beiden Männer ergriffen, der noch nicht gerettet war, und widerſtandsunfähig nicht mehr mit den Fluthen kämpfte, und ſchon drängte er ihn, unter dem Beifallszurufe der durch ſeinen erſten Erfolg beruhigten Menge, gegen eine Rettungsbarke, die ihnen endlich zu Hülfe kam, als der Unglückliche, den er einem ſicheren Tode entriß, indem er in letzter und plötzlicher Todesangſt ſich ſo an ihn klammerte, daß er ſeine Be-

wegungen lähmte, ihn unter die Fluthen zog, wo sie Beide verschwanden.

Die beiden Leichen wurden einige Stunden darnach aufgefunden, jene des Schiffers seiner Familie verabfolgt, jene des jungen Mannes in die Morgue gebracht, wo sie während der gewöhnlichen Zeit ausgestellt blieb, ohne daß sich Jemand darum meldete.

Die Nachforschungen, welche die Polizei in solchen Fällen immer anstellt, blieben fruchtlos, und man fand in den Kleidern des jungen Mannes nur eine kleine Brieftasche von schwarzem Chagrin, aus der man keinen Aufschluß schöpfen konnte. In einem von den Fächern dieser Brieftasche befand sich ein Brief, oder vielmehr ein Billet, ohne Aufschrift und ohne Unterschrift, welcher nur folgende, offenbar von einer Frauenzimmerhand geschriebene Worte enthielt: „Morgen, um zwei Uhr." Dieses Billet war vom 15. Februar datirt, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der muthige Unbekannte auf dem Wege zu diesem Rendez-vous den Tod gefunden.

In einem andern Fache dieser Brieftasche staken einige geschriebene Blätter, und diese Blätter sind's, die wir heute unsern Lesern geben.)

Was die Liebe sey, und ob man sich liebe.

Diese Frage wird nur jenen Leuten ungereimt scheinen, die nie geliebt haben, oder die sich niemals zu erfahren bekümmert haben, was Lieben sagen wolle.

Aber jener, der geliebt hat, jener, der liebt im Sinne deſſen, was dieſes Wort an Zweifeln und Klarheiten, geträumten Herrlichkeiten und erlittenen Drangſalen in ſich ſchließt; jener, der, wenn auch nur eine Stunde lang, ſein ganzes Herz hat ſchlagen hören; jener endlich, der das Glück und das Unglück gehabt, zu lieben, je nachdem es uns gegeben war, hienieden zu lieben, wird dieſe Frage, ohne ſie löſen zu können, wenigſtens zu verſtehen vermögen. — Was iſt die Liebe?

Dieß iſt eine Frage, die man an Gott ſelbſt ſtellen müßte, weil Gott allein darauf antworten könnte.

Was wir unter dieſem erhabenen Worte — Liebe — verſtehen, iſt höchſtens, daß wir es ſagen können.

Aber zwiſchen unſerer menſchlichen Wahrheit und der reinen Wahrheit, welche Abgründe, gewiß!

Wenn ich nicht irre, iſt die Liebe nichts, oder faſt nichts, von dem, wozu wir ſie machen, von dem, wozu wir ſie machen können, wir armen Geſchöpfe, welche der Tod noch nicht belehret hat. Von der Liebe haben wir nur den Wunſch, das Verlangen, das Bedürfniß, aber ſicherlich nicht die Macht.

Wenn die Liebe auf der Erde wäre, wenn ſie in unſerer Mitte, zwiſchen uns wäre, würden die Erde und wir vollkommen ſeyn. Dann befände ſich auf der Erde das Gute ohne das Böſe, die Sonne ohne Schatten und ohne Flecken, das Leben ohne den Tod; denn die Liebe iſt die Vollkommenheit, und die Vollkommenheit könnte nicht aufhören.

Nein, wir wiſſen nicht, was die Liebe iſt, wir ſollen es nicht wiſſen, wir können es nicht. Es iſt unmöglich, daß, was einen Anfang und ein Ende hat, was entſteht und ſtirbt, wiſſe... was die Liebe ſeyn könnte, die ihrem Weſen nach ewig iſt.

Die Liebe iſt über unſern Köpfen, wie die Geſtirne. Wir ſehen von ihr nur einen kleinen Theil ihres Lichtes, aber wir ſtellen uns nicht vor, was ihr Herd ſeyn könne. Das Bißchen Wärme, welches uns von Oben kommt, und bisweilen genügt, uns Zwerge groß zu machen, die wir ſind, oder uns zu verzehren, iſt erſt noch ein lau gewordener Hauch der göttlichen Liebe.

Die Liebe? Sie frag' ich, die Sie zur Stunde lieben, da ich ſpreche, oder geſtern liebten; Sie, welche Kräfte Sie auch beſitzen mögen, wer immer derjenige ſey, den Sie lieben, wer auch Sie ſelbſt ſeyen... kennen Sie die Liebe? Liebt man hier? Und wenn man hier liebt, iſt's ſonſt nichts? Iſt, was Sie geben, Alles, was man von Ihnen verlangen kann? Iſt, was man Ihnen dagegen giebt, Alles, was Sie brauchen? Iſt endlich dieſes Wenige... Alles?

Wie! Sie leiden, und wiederholen das Wort: „Ich liebe." Wie! am Himmel Ihrer Liebe iſt eine Wolke vorübergezogen, und Sie glauben zu lieben?

Wo die Liebe iſt, giebt's keine Wolken, keine Leiden.

Wie! die Leidenſchaft durchſtürmt Sie, Ihr Blut wallet, Ihr Kopf verirrt ſich, Ihr Gemüth iſt verſtört, und Sie ſagen: „Das iſt Liebe?"

Die Liebe iſt ſtark, die Liebe iſt allmächtig, und was allmächtig iſt, iſt ruhig. — Sie lieben nicht.

Sind Sie blind? Sie lieben nicht. Nur in Ihren Fabeln bedarf die Liebe einer Binde; die Liebe iſt ... die Intelligenz, und die Intelligenz iſt ... die Sehkraft.

Aber was ſag' ich? Sie ſind eiferſüchtig; Sie ſind wüthend; der Verdacht zerreißt Sie, Sie hegen Mißtrauen, und Sie rufen: „Das iſt Liebe!“

Nein, das iſt nicht Liebe. Die Liebe ruft nicht, die Liebe ſchweigt; man begreift und verſteht ihr Schweigen; es iſt ein innerer Geſang, den nichts unterbricht, und der nicht endet. Die Liebe iſt die Gewißheit, iſt der Glaube; und die Eiferſucht iſt die Ungläubigkeit und der Haß, ein Haß, der wartet, die ſchlimmſte Art von Haß; Sie ſehen wohl, daß Sie nicht lieben. Man muß ſo klein ſeyn, wie ein Menſch, um Verzeihung zu erhalten, der Liebe den Haß beigeſellt zu haben.

Steigen wir ein wenig herab.

Sie verbergen ſich? Aber die Liebe iſt muthig, iſt glorreich, und iſt, mit einem Worte, nur dort, wo die Freiheit iſt.

Sie fliehen, Sie ſind ſtrafbar, was weiß ich? verbrecheriſch; aber da, wo es ein Vergehen giebt, beſteht keine wahrhafte Liebe; die Liebe kann nur die Unſchuld ſeyn.

Steigen wir ferner herab.

Sie verlaſſen ſich, Sie ſagen ſich Lebewohl; Sie leben und trennen ſich. Nein, Sie lieben nicht.

Die Liebe iſt ein unbedingter Beſitz; Sie ſind nicht in Beſitz genommen, Sie beſitzen nicht, Sie lieben nicht. Sie Alle ſind nur eine Heerde von wechſelweiſe getäuſchten Liebhabern und Liebchen, Frauen und Männern, von Oreſten und Hermionen, von Theater- und Romanenhelden; Sie haben Leidenſchaften, aus denen man Bücher machen kann, aus denen man nur Bücher machen kann, von denen nicht ein Einziges zu Gott ſich zu erheben vermag. Die Liebe iſt keine Leidenſchaft, die Liebe kommt von Oben, und jede Leidenſchaft iſt eine Frucht der Erde. Sie ſind nur Männer und Frauen, und Sie wagen von Liebe zu ſprechen!

Liebe giebt es nicht unter Ihnen, damit Sie es nur wiſſen, ach! und es kann unter Ihnen keine geben. Um Sie zu lieben, warten Sie, bis Sie aufgehört haben, neideid, treulos, eigenſüchtig, unwürdig, ſchwach zu ſeyn; warten Sie, bis Sie todt ſind, hoffen Sie in einem andern Leben; denn, ich fürchte, es zu ſagen, es giebt vielleicht nichts Weiſes auf dieſer Welt, als eine Liebe, jene des Todes, die im Grunde nichts Anderes iſt, als die Sehnſucht nach einer unbekannten Vollkommenheit, als das Bedürfniß eines beſſeren Lebens.

Und inzwiſchen ſeyen Sie demüthig. Die Demuth allein kann Sie retten. Der Menſch iſt vielleicht nur unter der Bedingung etwas, daß er einſehe, nichts zu ſeyn. Erheben Sie alſo Ihre thönernen Götzenbilder nicht ſo hoch. Die Götter, welche Sie machen, Ihre Liebſchaften, ſind nur Staub.

Und merken Sie ſich dieß wohl: So lange es unter Ihnen, als Beweis Ihrer Schwachheit, Verträge, Eide, gerichtliche Verhandlungen, Vorſichtsmaßregeln, andere Bande geben muß, als jene Ihres Gewiſſens und Ihres Willens, werden Sie, anſtatt ſich liebende Weſen zu ſeyn, nur Thoren, nur Kranke, nur Feinde zu ſeyn, die unaufhörlich gegen einander auf der Hut ſind.

Ach! was ſind wir alſo, die wir nicht einmal die Kraft haben, uns zu lieben? P. J. Stahl.

Von der Verhüllung des Bildniſſes Chriſti in den Juſtizhöfen.

Die vollſtändigſte und traurigſte Offenbarung unſerer Epoche, iſt die Verhüllung des Bildniſſes Chriſti in unſern Gerichtshöfen.

Es handelt ſich hier nicht um die Göttlichkeit Chriſti, ſondern um ſeine Menſchheit. Ich überlaſſe den Theologen die Streitfragen, welche ich ſchlecht oder gar nicht verſtehe. Ich ſpreche nicht von dem Menſch gewordenen Gotte, ſondern von dem Menſchen, der durch ſeine Tugend Gott geworden; von dem Beförderer der Wahrheit, dem Zerſtörer der Sclaverei, dem Märtyrer der Sache der Armen und Unglücklichen auf Erden, dem Urheber moraliſcher Geſetze, auf denen die Geſellſchaft ſeit faſt zwanzig Jahrhunderten ruht.

Man mußte vielleicht dieſes Bildniß wegthun, um es den Richtern unter die Augen zu ſtellen, anſtatt es den Angeklagten vor den Augen zu laſſen. Als Sinn-

bild eines unſchuldig Gemordeten, deſſen Blut noch ſchreit, iſt es für ſie keine unnütze Lehre.

Wenn den Leidenſchaften einer blinden und zügelloſen Menge das Opfer dieſes großen Sinnbildes der höchſten Hingebung gebracht wurde, deſſen Andenken die Welt bewahrt hat, wenn man ihnen das Evangelium des Weiſen und das Kreuz des Zimmermannes wie eine Beute hingeworfen, welches Opfer wird man ihnen nicht bringen?

Dem rechtſchaffenen Manne wird keine andere Hülfsquelle mehr übrig bleiben, als die Lehre Chriſti ſelbſt, welcher befohlen hat, ſich der Gewalt zu unterwerfen. Er wird kommen müſſen, um mit herzzerreiſſendem Gefühle ſich der Juſtiz zu Füßen zu werfen.

Charles Nodier.

Von den Täuſchungen in Paris.

Zum Nutzen der Provinzler.

Die Lotterie und die Spiele verhießen Vermögen, und ruinirten ihre Geprellten: man hat die Spiele und die Lotterie aufgehoben. Die Verheißungen von Paris ſind nicht minder verlockend, nicht minder trügeriſch: ich werde jedoch nicht vorſchlagen, Paris aufzuheben; aber ich will die Gefahr bezeichnen.

Wie viele Opfer ſeh' ich an mir vorübergehen!

Ein Sohn hat in der Gemeindeſchule aus den Händen des Herrn Unterpräfekten einen Preis erhalten; ſeine

Eltern träumen nur noch von Paris. Sie wollen ſich die härteſten Entbehrungen auflegen: bei ſo brillanten Anlagen kann der Preisträger ſeine Studien nicht mehr in einer kleinen Stadt fortſetzen; er wird nach Paris gehen; ſein Platz iſt in Louis-le-Grand oder Henri-Quatre, oder im Inſtitute Sainte-Barbe: er hat einen Preis bekommen, und welchen Preis! Einen Preis aus dem Griechiſchen! ... Glückliche Familie! Welche Zukunft!

Ich habe immer bedauert, daß das Griechiſche nicht zu meiner Zeit iſt erfunden worden. Was iſt geeigneter, die Beurtheilungskraft zu bilden, und die Intelligenz zu entwickeln?

Unſer Schüler hatte in der Gemeindeſchule die vierte Claſſe zurückgelegt; im Collége-Royal ſteckt man ihn in die ſechste. Der Vater tröſtet ſich; ſein Sohn wird alle Preiſe bekommen; ſein Name wird bei der Feierlichkeit der allgemeinen Mitbewerbung unter den Wölbungen der Sorbonne wiederhallen; er wird bei dem Miniſter zu Mittag ſpeiſen! Man weiß, daß jede Claſſe ungefähr ſechzig Zöglinge zählt, zwanzig, welche arbeiten, zwanzig, welche wenig thun, und zwanzig, die nichts thun; der Preisträger geräth im erſten Anlaufe an die Spitze des letzten Drittheiles, und erhält ſich dort bis in die Rhetorik.

O betrügliche Verheißungen von Paris und des Griechiſchen! Der junge Provinzler wird jedoch, Dank der Sorgfalt eines Accordunternehmers als Baccalaureus

aufgenommen. Welche Laufbahn wird er wählen? Seine Familie hat keinen Entſchluß gefaßt, er ſelbſt iſt mit ſeinem Berufe nicht im Reinen. Er ſoll zunächſt die Rechte ſtudiren, und zwar in Paris; da ſind die Studien unendlich gründlicher, da fehlt es keinem fleißigen und ordentlichen Jünglinge an Hülfsquellen.

In der Provinz hat der Studirende zu ſeiner Zerſtreuung nur das Caffeehaus und das Theater; aber in Paris ... wie viele gefahrloſe Erholungen! Die Spazierplätze der Sorbonne, des Collége de France, die Abendlektüren in den öffentlichen Bibliotheken ꝛc. ꝛc. Gewiß werden ihn ſeine Eltern in Paris laſſen; er wird dort die Rechte ſtudiren; denn die Rechtswiſſenſchaft führt zu Allem. — Ja, gute Eltern, zu Allem, und vorzüglich in den Prado, in die Jaumière, und auf den Ball Mabille.

Sein Name iſt in die Regiſter der Schule eingetragen: ſein feſter und beharrlicher Wille macht die Hoffnung ſeiner Familie aus; er wird ſeine öffentliche Streitübung ... vor Verfluß des ſechsten Jahres halten. Bis dorthin wird er viel Geld ausgegeben (vielleicht die Mitgift ſeiner Schweſter), und ſeine Geſundheit periodiſche Anfälle erlitten haben, ohne Zweifel in Folge übermäßiger Anſtrengung zu Ende eines jeden Carnevals. Nun kann er an den väterlichen Herd zurückkehren, er iſt fähig zu polken, eine Pfeife braun zu rauchen, die Billardkugel mit Carambolage zu doubliren, und die Arme kreuzend zu ſagen: „Ich habe die Rechte ſtudirt,“

eine Redensart, worin das zueignende Fürwort faſt immer ſehr ſchlecht begründete Anmaßungen bezeichnet.

Ein Maler hat im Hauptorte ſeines Departement Erfolge gehabt: das Porträt des Herrn Maire, im Berathungsſaale aufgeſtellt, vermochte den Vergleich mit einer von jenen tauſend Copien des Porträts des Königs auszuhalten, dem einzigen Geſchenke, welches einer übelgeſinnten Stadt von der miniſteriellen Freigebigkeit auf Anſuchen eines Deputirten der Oppoſition gemacht wurde; zwei Gräfinnen und eine Marquiſe, die er um zehn Jahre verjüngerte, haben überall die Zartheit ſeiner Züge und die Sicherheit ſeines Pinſels verkündet; nun fühlt er ſich in einer Stadt von fünfzehntauſend Seelen zu beengt; er erſtickt darin. Paris empfängt den großen Künſtler.

In ſeinem Atelier in der Straße L'Eſt, im ſechsten Stocke, hat er ein Bild gemalt; die Idee iſt neu, die Allegorie ſinnreich: es ſtellt das auf ſein Schwert geſtützte Frankreich vor, welches die Künſte, den Handel, den Ackerbau und die Induſtrie aufruft.

Die Ausſtellung naht. Während ſeiner unruhigen Nächte ſieht er nur goldene Medaillen, Ehrenkreuze und Kronen. Endlich wird der Salon geöffnet ... Sein Bild iſt nicht zugelaſſen worden!... Offenbar geſchah die Zurückweiſung auf Veranlaſſung des Herrn Guizot, des Schwertes wegen.

Nach zwanzig andern Täuſchungen änderte der arme Maler ſein Genre: in ſeiner Geburtſtadt lebte er geehrt

und malte Porträte; in Paris wird er unbekannt leben und Häuserſchilde malen.

Das Journal des Departement von ... hat ſich lange Zeit mit Charaden, Räthſeln, Logogryphen bereichert, unterzeichnet: P.. Litterat; ſpäterhin unterzeichnete Herr P. Kritiken über von einer herumziehenden Truppe geſpielte Stücke, welche mit gleichem Erfolge das Trauerſpiel, das Luſtſpiel, die Oper, das Vaudeville und das Melodrama cultivirte; noch ſpäter erſchienen Artikel, die ex-professo Gegenſtände von Localintereſſe abhandelten, über die einem Wege zu gebende Richtung, über die bei einer Viehſeuche anzuwendenden Mittel ꝛc.

Dann kam die Politik an die Reihe; endlich, nach dem Votum des Jagdgeſetzes, beſprach Herr P. in ſechs Spalten die merkwürdige Frage, ob die Kammer der Deputirten Recht gehabt hatte, zu erklären, daß die Wachtel kein Zugvogel ſey, oder ob die Kammer der Pairs Recht gehabt, das Gegentheil zu ſagen. Die Legezeit in Frankreich war ein mächtiges Argument zu Gunſten des Palais Bourbon, aber das Palais Luxemburg hatte die Reiſe nach Afrika für ſich. Die Schlußfolgerung des Herrn P. war, daß die Wachtel in Frankreich wie in Afrika nur ein verbleibender Vogel ſey. Dieſer ſehr ſtark logiſche Artikel, machte Herrn P. viel Ehre; er ward fortan zu unſern Publiciſten gezählt.

Paris reclamirte ſein Talent. Jules Janin erhält vom Journal des Débats jährlich zwölftauſend Francs für ein wöchentliches Feuilleton; unſer Litterat fühlt

ſich im Stande, deren zwei oder drei zu ſchreiben; die Stellung wird ſchön ſeyn. Er verläßt alſo ſeine hundertfünfzig Abonnenten, und kömmt in die große Stadt, ſeine Feder allen Directoren, Redacteurs-en-chef, Eigenthümern und Aktionären unſerer dreihundert täglichen oder periodiſchen Blätter anzubieten. Ach! alle Plätze ſind beſetzt! hier, wie bei dem Einſchreibungsamte, gibt es Ueberzählige, Bewerber um die Ueberzähligkeit, und ſogar Bewerber um die Bewerbung.

Sehen Sie jenes junge Mädchen an, mit dem blaſſen Teint, mit dem ſchmachtenden Auge, deren Anzug ohne Eleganz, aber nicht ohne Sorgfalt, bizarr und dennoch anſtändig iſt. Sie iſt eine Muſe: ſie ſinnt nach; ſie ſucht einen Reim. In ihrer kleinen Stadt hat ſie lange die Blumen beſungen, das Rothkellchen, und die Thränen der Morgenröthe *), unter den Beifallſpenden aller Schöngeiſter des Ortes; als ſie dann eines Tages ihre zweihundert Seiten fertig hatte, ſagte ſie zu ihrer Mutter: „Gehen wir nach Paris.“ Die Mutter hat eine ſchimmernde Glorie um die Stirne ihrer Tochter geſehen, und Beide, leicht an gemeinem Metalle, womit ſich der Pöbel befaßt, ſind dahin gekommen, wohin der Ruhm ihnen rief. Das koſtbare Manuſcript wurde dem Buchhändler überreicht: „Meine Schlafloſigkeiten, von ***.“

„Verſe finden keine Käufer, Madame.“

*) Morgenthau. D. Ueb.

„Mein Herr, es iſt ein Genre das.“

„Ich glaub' es; aber man liebt nur noch die Romane in zehn Bänden.“

„Weigern Sie ſich, mein Werk zu drucken, mein Herr?“

„Wie meinen Sie dieß, Madame?“

„Ich möchte eine Auflage von zweitauſend Exemplaren haben.“

„Dieß wird Ihnen, bei Vermeidung von Luxus, zwei tauſend Francs koſten.“

So empfängt Paris die Muſen.

Soll ich von einem andern jungen Mädchen ſprechen, welchem die Erfolge der Rachel den Kopf verrückt haben? Ei! wer weiß nicht, daß es in Paris, in den Logen der Portiere, immer fünfzehnhundert auf das Warten angewieſene Schauſpielerinnen giebt? Vom Arbeiter, den der Köder eines dreifachen Lohnes hinzieht, aber allzuoft zum Vortheile des Weinhändlers und anderer Betriebſamer beiderlei Geſchlechts? Von tauſend Geprellten endlich, aus allen Ständen und Claſſen?

Ah! bleiben Sie, junge Mädchen, bleiben Sie in Ihren Provinzen; geben Sie Lektionen, die Marke zu fünfzig Centimes, nähen Sie, ſticken Sie, machen Sie Verſe, bleiben Sie unverſtanden, aber gehen Sie nicht nach Paris, Sie werden dort nur Elend finden, oder jenen Luxus, den Sohn der Schande, der in's Spital führt!

Jünglinge, bleiben Sie in Ihren Provinzen; dort

giebt es beſſer als in Paris, Platz für die Arbeit und die Intelligenz. Die ſicherſte, die moraliſcheſte von allen Profeſſionen, der Ackerbau, ruft Ihnen; machen Sie das väterliche Feld fruchtbar, oder das Feld eines Andern; geben Sie den benachbarten Pächtern ein Beiſpiel, führen Sie neue Culturen, verbeſſerte Werkzeuge ein; der niemals undankbare Boden wird Ihre Mühen belohnen, und als nützliche Bürger werden Sie in der edelſten aller Beſchäftigungen Wohlſtand und Glück finden.

Man antwortet mir, daß Paris der Aufenthalt der auserleſenſten Geiſter ſey, und daß die Diamanten nicht im Finſtern glänzen.

Gewiß; aber die Diamanten ſind ſelten; die auserleſenſten Geiſter ſind es nicht weniger; und ich behaupte, daß mehr Thorheit als Muth darin liegt, ſeine Barke auf ein an Schiffbrüchen ſo reiches Meer zu ſchleudern.

Wo werden wir nicht dieſe ſchlecht berathene Sehnſucht, dieſe tolle Wuth treffen, ſich auf einem größeren Schauplatze zu zeigen? Ein neues Beiſpiel davon finde ich in der nachſtehenden Fabel, die ich von einem Freunde erhielt, dem erſten Dolmetſcher des Königs für die orientaliſchen Sprachen, und Profeſſor am Collége de France. Er wird es Ihnen in guter türkiſcher, arabiſcher oder perſiſcher Proſe, nach Ihrer Wahl, erzählen; für jene aber, denen das Franzöſiſche lieber ſeyn möchte, hab' ich ſie in dieſer zu dichten verſucht.

Die Veränderung des Schauplatzes.

Fabel.

Ganz allein in seiner Badstube, begann ein badender Muselmann die Verse des Korans herzusagen; seine Stimme donnert, unter der sonoren Wölbung rollend: „Wie man doch Talente besitzt," sagte er bei sich, „die man nicht kennt! Welche Stärke der Lunge! Ich will mir Ehre damit machen; die Güter, welche Allah uns giebt, nützen Niemanden, wenn wir sie vor dem Volke verhehlen."

An demselben Abende, zu der vom heiligen Gesetze bezeichneten Stunde, zur Stunde, da die Imans den Gläubigen zum Gebete rufen, erscheint unser Mann zuerst auf der Moschee, und wähnt mit seiner Stimme weit hin zu donnern: man hört ihn aber kaum zwanzig Schritte weit.

Wie so häufig ist der Irrthum dieses Muselmannes! Einer, weil er in seinem Salon sehr laut gesprochen, hält sich für einen Cicero, und stammelt auf der Tribune.

S. Lavalette.

Die Familienmütter in der schönen Welt.

„Wer ist denn jene dicke Frau, welche tanzt?" fragte ich einen Pariser, der mich zum erstenmale durch den Ball steuerte.

„Meine Tante ist's," erwiederte er mir, „eine sehr lustige, sehr junge Person, und, wie Sie an ihren Diamanten sehen, sehr reich."

„Sehr reich, ſehr luſtig, das kann ſeyn," dachte ich, „aber ſehr jung, das kann nicht ſeyn." Ich ſchaute ſie ganz erſtaunt an, und da ich keine Spur ihrer Jugend entdecken konnte, wagte ich es, mich nach der Zahl ihrer Jahre zu erkundigen.

„Das iſt eine alberne Frage," verſetzte Arthur, über meine Tölpelei lachend. „Ich beerbe meine Tante, mein Lieber, ich verrathe ihr Alter nicht." Und bemerkend, daß ich ihn nicht verſtand, fügte er bei: „Ich habe keine Luſt, enterbt zu werden. Aber komm, daß ich Dich meiner Mutter vorſtelle. Sie war ehedem in ſehr naher Verbindung mit der Deinigen, und wird ſich freuen, Dich zu ſehen."

Ich folgte Arthur, und wir fanden bei einem Camelienſtrauche zwei junge Perſonen, die inmitten einer Gruppe mehr oder weniger flatterhafter, männlicher Schmetterlinge ſaſſen. Arthur ſtellte mich der jüngſten vor, mindeſtens jener, welche mir's auf den erſten Blick ſchien; denn ſie war von Beiden am Beſten angezogen, die niedlichſte, die hübſcheſte, die hofirteſte. Ich war noch geblendet von den Lichtern, von der Muſik, von meinem erſten Auftreten in der ſchönen Welt der Hauptſtadt, von der Furcht, linkiſch und provinzleriſch darin zu erſcheinen, und richtig war ich dieß zum Ergötzen; denn ich hörte das Vorſtellungscompliment nicht, welches Arthur vortrug, indem er mich bei den Schultern gegen dieſe blendende Dame drängte, und ich brauchte wohl fünf Minuten, um mich von dem herausforderu-

den und zugleich ſpöttiſchen Blicke zu erhohlen, den ihre ſchönen ſchwarzen Augen auf mich hefteten. Sie ſprach mit mir, ſie fragte mich, und ich antwortete in den Tag hinein, unfähig meine Verwirrung zu bewältigen. Endlich gelang es mir, zu verſtehen, daß ſie mich fragte, ob ich nicht tanze, und auf meine Ablehnung ſagte Arthur: „Er tanzt ganz wie ein Anderer, aber er wagt ſich noch nicht daran.“

„Bah! es koſtet nur den erſten Schritt,“ entgegnete die Dame; „man muß dieſe Schüchternheit überwinden. Ich wette, daß Sie Niemand zu engagiren wagen? Wohlan, ich will Sie dieſer Verlegenheit entheben, und Sie in den Strudel werfen. Kommen Sie, walzen Sie mit mir. Geben Sie mir Ihren Arm, nicht ſo, legen Sie Ihren Arm ſo um mich, ungezwungen, zerknittern Sie meine Spitzen nicht, ſo iſt's recht? Sie werden ſich machen. Warten Sie das Ritornell ab; folgen Sie meinen Bewegungen, nun, fort!“

Und ſie riß mich in den Wirbel fort, leicht wie eine Sylphide, kühn wie ein Infanteriſt, feſt inmitten der Püffe des Tanzes, wie eine Citadelle unter der Kanone.

Ich hüpfte und drehte mich anfangs wie in einem Traume. Meine ganze Sorge beſtand darin, mit meiner Tänzerin nicht zu fallen, ſie nicht zu zerknittern, den Tact nicht zu verlieren. Nach und nach, als ich ſah, daß ich meine Sache eben ſo gut machte, als ein Anderer, nämlich: daß alle Pariſer eben ſo ſchlecht walzten, wie ich, beruhigte ich mich, ich gewann Aplomb. Ich

konnte jene anſchauen, die ich in meinen Armen hielt, und bemerken, daß dieſe glänzende Puppe, ein wenig in ihr Leibchen eingepreßt, ein wenig außer Athem gekommen, bei jeder Walzertour ſichtbar häßlich wurde. Sie begann brillant, hielt aber die Anſtrengung nicht aus; ihre Augen wurden hohl, ihr Teint fleckig, und ſie ſchien mir, aufrichtig zu ſprechen, immer weniger jung und leicht. Ich hatte einige Mühe, ſie an ihren Platz zurückzuführen, und als ich ihr mit angenehmen Worten dafür danken wollte, daß ſie mich meiner Tanzblödigkeit enthoben, fand ich nur ſo linkiſche, ſo kaltehrerbietige Ausdrücke, daß ſie ſie nicht zu hören ſchien.

„Ah," ſagte ich zu meinem Freunde Arthur, wer iſt denn jene Dame, mit der ich ſo eben getanzt habe?"

„Eine ſaubere Frage! Biſt Du verrückt worden? Ich habe Dich ihr eben vorgeſtellt."

„Aber daraus lern' ich nichts."

„Ei, Zerſtreuter, der Du biſt, meine Mutter iſt's!" antwortete er ungeduldig.

„Deine Mutter!" antwortete ich, über meine Albernheit beſtürzt. „Um Vergebung, ich hielt ſie für Deine Schweſter!"

„Charmant! Dann hat er meine Schweſter für meine Mutter gehalten! Mein Lieber, mach nicht mit ſolcher Selbſttäuſchung den jungen Perſonen das Compliment des Thomas Diafoirus."

„Deine Mutter!" verſetzte ich, ohne auf ſeine Spötteleien zu merken. „Sie tanzt gut, aber wie alt iſt ſie denn?"

„Ah! wieder? das iſt zu arg; Du wirſt es dahin bringen, überall davongejagt zu werden, wenn Du ſo beharrlich darauf beſteheſt, das Alter der Frauen zu erfahren?“

„Aber dieß iſt ein naives Compliment, das mir Deine Frau Mutter nicht übel nehmen ſollte; ihrem Putze, ihrer Taile, ihrer Heiterkeit nach, hab' ich ſie für eine junge Perſon gehalten, und ich kann mich nicht bereden, daß ſie das Alter habe, Deine Mutter zu ſeyn.“

„Ei,“ erwiederte Arthur lachend, „dieſe ſo einfachen Provinzler haben die Gabe, ſich Verzeihung zu erwirken. Sey aber mit meiner Mutter nicht allzu galant, ich rathe Dir's. Sie ſpottet gerne, und zudem verriethe es im Grunde den ſchlechteſten Geſchmack, ſich darüber verwundern zu wollen, daß eine Mutter noch tanze. Sieh doch, tanzen denn nicht alle dieſe Mütter, in ihrem Alter?“

„Die Frauenzimmer heirathen alſo hier wohl jung, da ſie ſo große Kinder haben?“

„Nicht früher, als anderswo. Aber gieb doch dieſe fixe Idee auf, mein Junge, und wiſſe, daß die Pariſerfrauen nach dreiſſig Jahren kein Alter mehr haben, aus dem Grunde, weil ſie nicht mehr altern. Es iſt die äuſſerſte Unhöflichkeit, wie Du es machſt, nach der Zahl ihrer Jahre zu fragen. Wenn ich Dir ſagen würde, daß ich ſelbſt das Alter meiner Muttter nicht weiß?“

„Ich würde es nicht glauben.“

„Und dennoch weiß ich es nicht. Ich bin ein zu

gut gearteter Sohn, und ein zu gut erzogener Junge, um je eine ſolche Frage an ſie geſtellt zu haben."

Meine Beſtürzung wurde immer größer. Ich näherte mich Arthur's Schweſter, und fand beſtimmt, daß ſie auf den erſten Anblick minder jung ſchien, als ihre Mutter. Sie war ein Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren, die man zu verheirathen vergeſſen hatte, und darob ungehalten. Sie war ſchlecht angezogen, ſey's aus Mangel an Geſchmack, oder weil man auf ihre Toilette die nöthigen Ausgaben nicht verwendete. In beiden Fällen beging ihre Mutter ein großes Unrecht gegen ſie, nämlich: daß ſie ihr keine Geltung zu verſchaffen ſuchte.

Sie war nicht gefallſüchtig, vielleicht durch die Abſicht des Gegenſatzes des flatterhaften Ausſehens ihrer Mutter. Man beſchäftigte ſich nicht viel mit ihr, und ließ ſie wenig tanzen. Ihre Tante, ihre dicke Tante, welche Arthur zu beerben behauptete, und die mit einer Art von Wuth tanzte, kam von Zeit zu Zeit, um ihr als Ehrendame zur Seite zu ſeyn, wenn ihre Mutter tanzte, und brachte ihr, ungeduldig, es auch ſo zu machen, einige Rekruten, denen dieſe Artigkeit oblag.

Ich wurde bald auserſehen, dieſes Geſchäft zu verrichten; ich entledigte mich deſſelben mit einer freiwilligeren Reſignation, als die Uebrigen. Dieſes Mädchen war nicht häßlich, ſondern nur linkiſch und kalt. Dennoch ermuthigte und beſeelte ſie ſich ein wenig bei mir. Sie geſtand mir ſogar, daß Geſellſchaft ſie langweile,

und der Ball ihre Marter ſey. Ich begriff, daß ſie wider ihren Willen hinkam, um ihre Mutter zu begleiten, und daß ſie eigentlich die Mutterrolle bei der Urheberin ihres Lebens ſpielte.

Sie war auserſehen, zum Deckmantel zu dienen. Arthur's Vater, mit den Neigungen des Alters, das ihm die Zeit gegeben, unterwarf ſich, in die Geſellſchaft zu eilen, oder im Kaminwinkel allein zu bleiben, als Madame zu ihm geſagt hatte: „Wenn man eine Tochter zu verheirathen hat, muß man ſie wohl auf den Ball führen.“ Inzwiſchen heirathete die Tochter nicht. Der Vater gähnte, und die Mutter tanzte.

Ich tanzte mehrmals mit dieſem armen Fräulein. Auf einem Provinzballe hätte dieß ſie compromittirt, und ihre Eltern würden mir den Text geleſen haben. Aber in Paris, hievon weit entfernt, wußte man mir darob den größten Dank, und das Fräulein nahm nicht jene hübſche Miene einer Spröden an, womit in einer kleinen Stadt zwiſchen jungen Leuten ein ganzer ſentimentaler Roman beginnt. Dieß gab mir das Recht, mich darnach an ihre Seite zu ſetzen, und mit ihr zu plaudern, während ihre beiden Matronen mit ihren Anbetern muthwillige Reden und charmante Ziereréien austauſchten.

Unſer Plaudern war keine leichte Aufgabe; Fräulein Emma beſaß Beurtheilungskraft, zu viel Beurtheilungskraft, und darum Schalkheit, obgleich ihr Charakter nicht heiter war. Meine Einfachheit flößte ihr Ver-

trauen ein. Sie ging ſo weit, mich über den Gegenſtand meines Erſtaunens ſeit dem Beginne des Balles zu belehren, und ohne daß ich viele Fragen an ſie zu richten wagte, diente ſie mir zu einem gefälligeren Cicerone, als ihr Bruder.

„Sie ſind erſtaunt, meine dicke Tante ſich ſo luſtig herumtummeln zu ſehen," ſagte ſie zu mir; „das iſt nichts; ſie zählt nur vierzig Jahre, ſie iſt eine junge Perſon. Ihre Wohlbeleibtheit betrübt ſie, weil ſie dadurch gealtert hat. Meine Mutter hat ſich viel beſſer conſervirt, nicht wahr? Dennoch hab' ich eine ältere Schweſter, und dieſe Kinder, und Mama iſt ſeit einigen Jahren Großmutter. Ich weiß nicht genau, wie alt ſie iſt. Aber wenn ich annehme, daß ſie ſehr jung geheirathet hat, ſo darf ich als gewiß vorausſetzen, daß ſie wenigſtens fünfzig Jahre alt iſt."

„Das iſt wunderbar," rief ich aus. „Ah, mein Gott! wenn ich meine arme Mutter mit ihren großen Hauben, ihren großen Schuhen, ihren großen Stricknadeln und ihren Brillen, mit den vielen Damen vom nämlichen Alter vergleiche, die ich hier in kurzen Aermeln, Atlaßſchuhen, mit Blumen in den Haaren, und mit jungen Leuten am Arme erblicke, glaub' ich zu träumen."

„Iſt's vielleicht ein Alp?" erwiederte die ſchelmiſche Emma; „meine Mutter iſt ſo überaus ſchön geweſen, daß ſie das Recht bewahrt haben mag, es immer zu ſcheinen. Aber meine Tante iſt minder zu entſchuldigen,

ſich ſo hals- und bruſtentblößt zu tragen, und den peinlichen Anblick ihrer Leibesfettigkeit allen Augen preiszugeben."

Ich kehrte mich unwillkürlich um, und gewahrte flüchtig zwei ſo pralle Schulterblätter, daß ich den blumigen Chignon der Tante anſchauen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich ſie von rückwärts ſah. Dieſer Geſundheitsluxus verurſachte mir einen wirklichen Schrecken, und Fräulein Emma bemerkte meine Bläſſe. „Das iſt nichts," ſagte ſie lächelnd zu mir, (und das Vergnügen am Spotte verlieh einen Moment ihrem Blicke jenes Feuer, welches die Liebe ihm niemals mitgetheilt hatte). „Sehen Sie vor uns hin, zählen Sie die jungen Mädchen und die hübſchen Frauen. Zählen Sie die Frauen auf der Umkehr, die häßlichen, die kein Alter haben, und ergänzen Sie die Reihe mit den Alten, den Buckligen... oder es fehlt nicht viel dazu... den Müttern, den Großmüttern, den Großtanten, und Sie werden ſehen, daß die Mehrzahl auf den Bällen, die Vorherrſchenden in der Geſellſchaft, der Abgelebtheit und Häßlichkeit angehören."

„O, das iſt wirklich ein Alp!" rief ich aus. „Und was mich am meiſten ärgert, iſt der zügelloſe Toiletten-Luxus an dieſen zerzauſeten Spukgeſtalten. Nie hat die Häßlichkeit mir ſo abſtoſſend geſchienen, als heute. Bisher bedauerte ich ſie. Ich fühlte ſogar eine Art ehrerbietigen Mitleidens mit ihr. Eine Frau ohne Jugend und Schönheit iſt etwas, was man zu achten ſuchen

muß, um ihr eine Entſchädigung bieten zu können. — Aber dieſes aufgeputzte Alter, dieſe arrogante Häßlichkeit, dieſe Runzeln, welche grimaſſiren, um wollüſtig zu lächeln, dieſe tauben, veralteten Odalisken, die ihre ſchwächlichen Cavaliere zuſammenrackern, dieſe mit Diamanten bedeckten Skelette, die zu krachen ſcheinen, als wollten ſie in Staub zerfallen, alle dieſe falſchen Reize und dieſe falſchen Mienen ſind ſchrecklich anzuſchauen, ein wahrer Todtentanz!“

Ein alter Freund der Familie Arthur's hatte ſich uns genähert; er hörte meine letzten Worte. Er war ein ziemlich ausgezeichneter Maler, und ein Mann von Geiſt. „Junger Mann,“ ſagte er zu mir, indem er ſich neben mich ſetzte, „Ihre Entrüſtung gefällt mir, obgleich ſie meine eigene nicht erleichtert. Sind ſie Dichter? Sind Sie Künſtler? Ah! wenn Sie Eines von Beiden ſind, was wollen Sie hier machen? Fliehen Sie! denn Sie könnten ſich vielleicht an dieſe abſcheuliche Umwälzung der Geſetze der Natur gewöhnen. Und das erſte Geſetz der Natur iſt Harmonie; die Harmonie iſt die Schönheit. Ja, die Schönheit iſt überall, wenn ſie an ihrem Platze iſt, und ſich nicht von den natürlichen Verhältniſſen entfernt.

„Auch das Alter iſt ſchön, wenn es nicht die Jugend nachäffen und grimaſſiren will. Was giebt es Erhabeneres, als den edlen Kahlkopf eines ruhigen und würdigen Greiſes? Schauen Sie dieſe alten Gecken in der Perücke an, und wiſſen Sie, daß ich, wenn ich ſie

nach meinem Belieben kleiden, ihren Kopfputz ordnen, und ihnen auch andere Gesichtsgeberden auftragen dürfte, schöne Modelle mir daraus machen könnte. So, wie Sie dieselben da sehen, sind sie abscheuliche Carikaturen. Ach! wohin hat sich denn der Geschmack geflüchtet, die einfache Kenntniß der ersten Regeln, und — muß man auch dieß sagen? — der einfache gesunde Menschenverstand? Ich rede nicht erst noch von den Kleidertrachten unserer Epoche; jene der Männer ist die traurigste, die lächerlichste, die widerwärtigste, und die unbequemste von der Welt. Dieses Schwarz ist ein Zeichen der Trauer, welches das Herz zusammenschnürt.

„Die Kleidertracht der Frauenzimmer ist glücklich, und könnte in diesem Augenblicke schön seyn. Aber wenige Frauenzimmer besitzen den Tact, zu wissen, was sie gut kleidet. Sehen Sie hier, Sie werden unter vierzig kaum drei zählen, die passend angezogen sind, und den Vortheil sich zu verschaffen verstehen, den ihnen die Mode gestattet. Bei den Meisten ersetzt der Geschmack am Reichen den Geschmack am Schönen. So verhält es sich in allen Künsten, in allen Ausschmückungssystemen. Was heut zu Tage den Vorzug hat, ist das Kostspielige für die reichen Verschwender, das Schreiende für die reichen Geizhälse, das Einfache und Schöne für Niemand. Ei doch! haben unsere Pariser Frauenzimmer nicht abscheuliche Muster vor Augen, ganz geeignet, ihnen Entsetzen vor dem Häßlichen einzuflößen? . . ."

„O! dieſe alten Engländerinnen, mit Federn und Diamanten beladen?“ rief ich aus, „dieſe ſo phantaſtiſch friſirten Apocalypſenhaare?“

„Sie können davon ſprechen,“ erwiederte er, „Sie ſehen vielleicht einige davon hier. Was mich betrifft, beſitz' ich das Talent, ſie nicht zu bemerken. Wenn ich vermuthe, daß ſie da ſind, mach' ich ſie mir durch eine Anſtrengung meines Willens unſichtbar.“

„Wirklich?“ ſagte das Fräulein Emma lachend; „o! dennoch iſt es unmöglich, daß Sie die coloſſale Lady *** nicht bemerken ſollten. Da tritt ſie Ihnen auf den Fuß, und wenn Sie ſie nicht ſehen, können Sie wenigſtens das Gewicht dieſer rieſigen Perſon ſpüren. Fünf und einen halben Fuß hoch, vier im Umfange, ein Marktſchifffederbuſch, Spitzen, von denen das Meter dreitauſend Franks koſtet, und die ſeit drei Generationen vornehmer Wittwen vergilbt ſind, ein Mieder in Form eines Schilderhauſes, Zähne, die bis zum Kinne herabreichen, ein von grauem Barte geborſtetes Kinn, und zur Harmonirung mit allem dem ... eine hübſche, kleine, hellblonde Perücke mit niedlichen Locken à l'enfant. — Sehen Sie doch, das iſt die Perle der drei Königreiche.“

„Meine Einbildungskraft erheitert ſich bei dieſem Porträte,“ verſetzte der Maler, den Kopf wegwendend; „aber die Einbildungskraft kann nichts ſo Häßliches erſchaffen, als gewiſſe Wirklichkeiten ſind; deßwegen würde ich dieſe Dame nicht anblicken, ſollte ſie mir auch auf den Leib treten.“

„Sie sagten doch," entgegnete ich, „daß die Natur nichts so Häßliches hervorbringe, dünkt mir?"

„Die Natur bringt nichts so Häßliches hervor, was nicht die Kunst verschönern, oder noch häßlicher machen könnte; je nachdem der Künstler ist. Jedes menschliche Wesen ist der Künstler seiner eigenen Person, im Moralischen und im Physischen. Es zieht guten oder schlechten Vortheil daraus, je nachdem es auf dem wahren oder falschen Wege ist. Woher giebt es so viele manierirte Frauenzimmer, und sogar Männer? Dieß rührt von einer falschen Kenntniß seiner selbst her. Ich habe gesagt, daß das Schöne die Harmonie sey, und daß, da die Harmonie an der Spitze der Gesetze der Natur stehe, das Schöne in der Natur liege. Wenn wir diese natürliche Harmonie stören, bringen wir das Häßliche hervor, und die Natur scheint uns dann beizustehen, so beharrlich ist sie, das aufrecht zu erhalten, was ihre Regel ist, und was den Contrast erzeugt. Hernach klagen wir sie an, und doch sind wir die Unsinnigen und Schuldigen. Verstehen Sie mich, mein Fräulein?"

„Das klingt mir ein wenig abstrakt, ich gesteh's," antwortete Emma.

„Ich werde mich durch ein Beispiel erklären, gerade durch das Beispiel dessen," entgegnete der Künstler, „was uns zu unseren Betrachtungen über diesen Stoff veranlaßt. Ich sagte Ihnen vorerst: es giebt nichts Häßliches in der Natur. Nehmen wir die menschliche Na-

tur, um uns auf eine einzige Thatſache zu beſchränken. Man iſt übereingekommen, zu ſagen, daß es abſcheulich iſt, alt zu werden, weil das Alter häßlich ſey. Deßwegen läßt die Frau ihre weißen Haare ausreiſſen, oder färbt ſie; ſie ſchminkt ſich, um ihre Runzeln zu verbergen, oder ſucht wenigſtens durch den täuſchenden Wiederſtrahl glänzender Stoffe, über ihr verblaßtes Geſicht ein lebhaftes Colorit zu verbreiten.

„Zur Vermeidung einer langen Aufzählung von Toilettenkunſtgriffen, werde ich dabei ſtehen bleiben, und ſagen, daß man durch die Bemühung, die Zeichen des Alters verſchwinden zu laſſen, ſie noch hartnäckiger und unverſöhnlicher mache. Die Natur ſträubt ſich, das Alter erbittert ſich, die Stirne erſcheint runzeliger, und das Geſicht eckiger unter jenem Haare, deſſen erborgte Farbe nicht mit dem wirklichen und unvertilgbaren Alter übereinſtimmt. Die friſchen und lebhaften Farben der Stoffe, die Blumen, die Diamanten auf der Haut, Alles, was glänzt, und den Blick auf ſich zieht, macht das ſchon Verwelkte um ſo welker.

„Und dann, abgeſehen von der phyſiſchen Wirkung, ſollte man doch auch auf den Eindruck denken, der auf unſere Augen gemacht wird. Dieſe Regelwidrigkeit iſt unſerer Beurtheilung anſtöſſig. Wozu, fragen wir uns inſtinktmäßig, dieſer Kampf gegen die göttlichen Geſetze? Wozu dieſen Leib ſchmücken, als könnte er ein Gelüſten einflößen? Warum begnügt man ſich nicht mit der Majeſtät des Alters, und mit der Achtung, die es gebietet?

Blumen auf dieſen kahlen oder weißen Köpfen! Welche Ironie! Welche Entweihung!

„Wohlan, dieſer Abſcheu, den das geſchminkte Alter um ſich her verbreitet, würde angenehmeren und ſchmeichelhafteren Gefühlen Platz machen, wenn es nicht verſuchte, die Geſetze der Natur zu übertreten. Es giebt eine Toilette, es giebt einen Putz für die Alten beider Geſchlechter. Betrachten Sie gewiſſe Porträte alter Meiſter, gewiſſe Männer mit weißem Barte von Rembrandt, gewiſſe Matronen von Van Dyck, mit ihrem langen Mieder von Seide oder ſchwarzem Sammet, ihre weißen Hauben, ihre Halskrauſen, ihre züchtigen Schleier, ihre große und edle Stirne unbedeckt und impoſant, ihre langen ehrwürdigen Hände, ihre ſchweren und reichen Ketten, dieſe Edelſteine, welche den Feſtſtaat herausheben, ohne ihm ſein ſtrenges Ausſehen zu entziehen.

„Ich verlange nicht, daß man durch ſclaviſche Nachahmung jener Moden der vergangenen Zeit excentriſch werden müſſe. Jedes Haſchen nach Originalität würde für das Alter unſchicklich ſeyn. Aber verſtändige Sitten und logiſche Gewohnheiten würden in der Geſellſchaft ähnlichen Gebräuchen Aufnahme verſchaffen, und der geſunde Menſchenverſtand des Publikums bald für jedes Lebensalter ein Coſtüm hervorbringen, anſtatt Trachten zur Unterſcheidung der Stände zu erſinnen, wie man es ſchon zu lange gethan hat. Man trage mir auf, jene der Greiſe zu erfinden, zu denen ich ſelbſt gehöre, und man wird ſehen, daß ich viele von jenen

Perſonen ſchön machen werde, die jetzt nur der Caricatur zum Vorbilde dienen können.

„Und mich vor Allen, der ich gezwungen bin, will ich nicht für einen Sonderling gelten und gegen Wohlanſtändigkeit verſtoſſen, in einem zu engen Kleide hier zu ſeyn, mit einer Fußbekleidung, die mich genirt, mit einer Cravatte, welche die ſpitzige Ecke meines Kinnes ausprägt, und mit einem Hemdkragen, der meine Runzeln zuſammenrafft, würden Sie in einem ſchönen ſchwarzen Kleide ſehen, oder in einem weiten und ehrenhaften Mantel, mit einem ehrwürdigen Mantel, mit bequemen Schuhen, oder gefütterten Halbſtiefeln, ganz in einem Anzuge, der meinem natürlichen Ausſehen entſpräche, der Schwere meines Ganges, und meinem Bedürfniſſe der Gemächlichkeit und des Ernſtes. Und dann, meine liebe Emma, würden Sie vielleicht ſagen: „„das iſt ein ſchöner Greis,““ anſtatt daß Sie, indem Sie mich in Kleidern ſehen, jenen meines Enkels ähnlich, zu ſagen gezwungen ſind: „„ah, der garſtige Greis!““

„Ich finde Sie zu aufrichtig gegen ſich ſelbſt und gegen die Andern,“ erwiederte Emma, nachdem ſie über ſeine angenehmen Aeußerungen gelacht hatte. „Bedenken Sie doch, welche Revolution, welche Wuth bei den Frauen ausbräche, wenn man ſie zwänge, ihr Alter zu verrathen, indem ſie mit fünfzig Jahren das Coſtüm trügen, welches Achtzigerinnen zukäme.“

„Dieß würde ſie verjüngen, ich ſchwör's Ihnen,“ fuhr er fort. „Uebrigens könnte man für jede zwan-

zig Jahre des Lebens ein verſchiedenes Coſtüm erfinden. Laſſen Sie mich Ihnen im Vorbeigehen ſagen, daß die Frauen eine alberne Berechnung machen, indem ſie ihren Geburtstag geheimnißvoll verhehlen. Wenn es einmal durch irgend eine, (immer unvermeidliche) Indiscretion hergeſtellt iſt, daß Sie in dieſem Punkte gelogen haben, wär's auch nur um ein Jahr, ſo würde ihnen die Bosheit der Leute deren mit vollen Händen geben: „„Je doch, dreiſſig Jahre!““ denkt man ſich... „„eher vierzig. Sie ſieht aus, als zähle ſie fünfzig,““ ſagt ein Anderer. Und ein Spaßvogel wird beifügen: „„vielleicht hundert!““ Was weiß man von einer Frau, die ſo geſchickt iſt, Alles an ihr zu bemänteln? Es dünkt mir, daß ich, wär' ich eine Frau, geſchmeichelter ſeyn würde, mit vierzig Jahren ſehr gut erhalten zu ſeyn, als ſehr abgelebt mit dreiſſig. Ich weiß wohl, daß ich, wenn ich von einer Frau ſagen höre, daß ſie ihr Alter nicht geſtehe, ſie ſogleich für alt, und ſehr alt halte.“

„Hierin denk' ich, wie Sie, ſag' ich meinerſeits; aber ſprechen Sie wieder von Ihren Coſtümen mit uns. Würden Sie jenes nicht ändern, welches jetzt die jungen Perſonen tragen?“

„Ich bitte Sie ſehr um Vergebung,“ erwiederte er, „ich finde es viel zu einfach; im Vergleiche mit jenem ihrer Mütter, das ſo verſchwenderiſch iſt, empört es durch Knauſerei. Ich finde, zum Beiſpiele, daß Emma's Toilette jene eines Kindes iſt, und ich wollte, daß ſie vom

fünfzehnten Jahre an mehr geputzt worden wäre, als ſie es iſt. Will man ſie ſchon verjüngen? Sie bedarf es nicht. „„Es iſt Sitte,““ ſagt man, „„es iſt guter Geſchmack; die Einfachheit ſteht der Züchtigkeit des jungen Alters gut;““ ich will's zugeben; aber ſteht es denn nicht auch der mütterlichen Würde gut?

„Ferner ſagt man zu den jungen Perſonen, um ſie zu tröſten: „„Wir bedürfen der Kunſt, und Ihr ſeyd durch Eure natürlichen Reize hinlänglich geputzt.““ Ein ſonderbares Beiſpiel, eine ſonderbare Anſicht von Züchtigkeit und Moral! Und welch' ein Widerſinn in den Augen des Künſtlers! Da iſt eine von Putz ſtrahlende Matrone, und ihre ſchöne und reizende Tochter im Kleide der erſten Communion, faſt in Nonnentracht! Und für wen alſo die Blumen und Diamanten, die reichen Stoffe und alle Schätze der Kunſt und Natur, wenn nicht um die Schönheit zu ſchmücken? Wenn Sie die einfache und beſcheidene Züchtigkeit loben, iſt ſie denn nur für die Jungfrauen da? Warum entziehen Sie ſich denn ſo ſtolz den einzigen Reiz, der Sie noch verſchönern könnte? Sie wollen jung erſcheinen, und machen ſich unbeſcheiden? Eine wunderliche Berechnung, ein unlösbares Räthſel!

„Die Frau, denken gewiſſe Unverſchämte, ſoll wie die Blume ſeyn, die ihren Buſen in dem Maße zeigt, als ſie aufblüht. Wiſſen Sie denn aber nicht, daß die Frau nicht, wie die Roſe, von der Schönheit zum Tode übergeht! Sie hat das Glück, nach dem Verluſte ihres

Glanzes, einen dauerhafteren Wohlduft, als jenen der Roſen, in ſich zu bewahren."

Der Ball war zu Ende. Die Mutter und die Tante Emma's blieben bis zuletzt. Sie gingen, ſich in dem Maße luſtig machend und erkühnend, als die Aufregung und Anſtrengung ſie noch mehr verhäßlicht hatten. Emma war guter Laune, weil ſie den Bannfluch über ihre Thorheit verkünden gehört. Nach der Entfernung des alten Künſtlers, unterhielt ſie ſich noch mit mir, und wurde ſo bitter und rachſüchtig in Worten, daß ich ſie tief betrübt verließ. Schlechte Mütter, ſchlechte Töchter! Iſt denn hier die Welt? ſagte ich bei mir.

George Sand.

Ueber die freiwillige Armuth reicher Leute.

Zur Zeit der kurzen Hoſen bildeten ſich gewiſſe krummbeinige oder rachitiſche Männer eines Tages ein, daß es für ſie ſehr wichtig wäre, ein Mittel zu finden, ihre Beine zu verbergen.

Aber ſie verbergen, während die wohlgewachſenen Männer fortfuhren, die ihrigen zu zeigen, hätte ſie um nichts vorwärts gebracht. Unter dem Vorwande der Mode bewogen ſie Jedermann, die kurze Hoſe mit dem Pantalon zu vertauſchen.

Die erſten Frauenzimmer, welche Mieder trugen, waren nothwendigerweiſe verkrümmte, ungeſtaltete, oder von der Zeit mißgeformte Frauenzimmer. Dieß brachte

gewiſſe Dinge an ihre Stelle, und ergänzte einige andere derſelben.

Aber der Zweck war, Frauenzimmer, die ſolcher Bußkleider nicht bedurften, dahinzubringen, ſie anzuziehen, und die Verſuche derjenigen, welche ſich dareinzufügen verweigern, und nach einiger Zeit ſie wirklich nicht mehr ablegen können, als unſchicklich zu erklären.

Dieß war eben ſo ſchwer zu bewirken, wie wenn man die Sache verkündet hätte, wie folgt: „Im Namen der Mode werden die Frauenzimmer, die weder bucklig noch ungeſtaltet ſind, aufhören, dieſen Vorzug zu zeigen, und ſich dergeſtalt kleiden, daß ſie völlig denjenigen gleichen, die es ſind.

„Die Männer mit gutgewachſenem Beine werden krumm, ſichelbeinig und verbogen ſcheinen, um die Mehrzahl der Nation nicht länger zu demüthigen.“

Eben ſo verhält es ſich mit dem Coſtüme und den Gewohnheiten, welche die reichen Leute ſich haben aufbürden laſſen.

Um es denjenigen zu erleichtern, reich zu ſcheinen, die es nicht ſind, haben ſie eingewilliget, es ſelbſt nicht zu ſcheinen.

Sie haben die Tuchkleider von düſterer Farbe angenommen, die Pantalons und die Stiefel.

Sie erlauben ſich nur mehr ſchüchterne Luxusgegenſtände, leicht zu erhalten, oder nachzumachen.

Die gefirnißten Stiefel, mit denen jeder Handlungsdiener am Sonntage für fünfzig Centimes ſich regalirt,

und die gelben Handschuhe, die fünfzig Sous kosten, und die man nachgemacht für neunundzwanzig Sous und noch wohlfeiler bekommt.

Die Cigarren zu fünf Sous, welche irgend ein Ministerialfunktionär, ohne sie zu rauchen, im Munde zu tragen sich begnügt, die er bei großen Gelegenheiten anzündet, wenn die Zuschauer zahlreich und die rechten Leute sind, und an der Ecke der ersten Straße auslöscht.

Wenn die reichen Leute Sammetschuhe anzögen, gäb's kein Mittel, es ihnen nachzumachen, weil das erste Paar Sammetschuhe dem Nachahmer auf acht bis zehntausend Franks zu stehen käme, indem man mit Recht den Preis des Wagens und der Pferde dabei mit in Anschlag bringt, ohne welche es kein Mittel gäbe, Sammetschuhe zu tragen.

Wenn sie anstatt der Cigarren zu fünf Sous, da sie durchaus rauchen wollen, Tabakspfeifen von großem Werthe hätten, oder die türkische Pfeife, deren Ambraspitze fünfzig Franks kostet, und die man noch mit glänzenden Metallfarben zieren kann, oder die deutsche, mit kostspieligen Malereien geschmückte Pfeife, die große Pfeife von Weichselrohr oder Jasmin, oder das Nargilhé *), aus denen die jungen, reichen und eleganten Leute in ihren Wagen parfümirten Tabak rauchen würden, so hätten diese Pfeifen ein ganz anderes Aussehen, als die Cigarren zu fünf und selbst zu zehn Sous, der höchste Luxuspunkt von diesem Schlage.

*) Eine türkische oder persische Pfeife.

D. Ueb.

Aber ich habe gut predigen, das menſchliche Geſchlecht iſt zu allen Zeiten von Dummen und Buckligen geleitet worden; ſo wird es auch fortgehen bis zum Ende der Jahrhunderte, was offenbar iſt, beſonders heut zu Tage, wo man die Regierung der Majoritäten erfunden hat.

Alphonſe Karr.

Wohin eine Frau geht, welche ausgeht.

Räthſel.

I.

Von der Freimüthigkeit in ſeinen Verhältniſſen zur Frau.

Von allen Verſtellungen, aus denen die Aufrichtigkeit der Frau beſteht, ſind die treuherzigen die geſchickteſten. Dieſe Wahrheit, alt wie Eva, iſt fruchtlos, wie die Erfahrung. Doch im Grunde, wenn die Wahrheiten zu etwas nützten, würde ſie nichts mehr von den Lügen unterſcheiden.

Wenn, anmuthig auf ihre Chauſeuſe hingeſtreckt, eine junge Frau ſich behaglich in ihre Träumereien wiegen läßt, und immer mit der Spitze ihrer kleinen Pantoffel die Broncevezierungen ihres Kamines ſtreifend, eine Rache ausbrütet, oder einer Hoffnung liebkoſet, iſt es vielleicht einem intelligenten Beobachter, namentlich vorgerückten Alters, nicht unmöglich, auf der ſchönen Stirne,

die er ſtudirt, dem Schatten der Launen zu folgen, die darin ſpucken.

So läßt jedes ruhige Waſſer die Kieſel ſeines Bettes ſehen; kommt aber ein ſchwacher Wind, ſo verſchwindet Alles. — So auch ſchließt ſich, bei der leiſeſten Bewegung des Kopfes, um eine Haarlocke zu ordnen, bei dem unmerkbarſten Stirnrunzeln, das weibliche Buch, bevor der Leſer auch nur ein Wort davon deutlich enträthſeln konnte.

Es läßt ſich alſo eigentlich zugeben, daß die Frauen in ihrem Nachſinnen nicht undurchdringlich ſind. Einige etwas bürgerliche und langvermählte Gelehrte gehen ſelbſt ſo weit, zu behaupten, daß es möglich ſey, bisweilen die Wahrheit in ihren Worten zu vermuthen. Aus Achtung für die Ehemänner, und müßte auch das unſchuldigſte junge Mädchen darüber lächeln, nehmen wir auch dieſe Anmaſſung männlicher Eitelkeit an.

Aber dann, o tiefe Phyſiologen! was errathet Ihr jemals aus dem Blicke Eurer eigenen Frauen, aus jenem ſehr durchſichtigen Blicke, der vor der Lüge ruhig bleibt, wie jener des Adlers vor der Sonne? Was entdeckt Eure Scharfſicht inmitten aller engelgleichen Treuloſigkeiten der Geberde und des Ganges? Was vermag endlich all Eure Wiſſenſchaft jenem künſtlichen Machiavelismus gegenüber, der die Verſtellung bis zum Natürlichen treibt, und die Doppelgängigkeit bis zur Freimüthigkeit?

Nichts, nicht wahr? Und zwar, weil in der That,

wo die Handlung beginnt, die Frau zur Phyſiologie geſagt hat: „Bis hierher und nicht weiter.“

Und die Phyſiologie enthält ſich der Berührung.

Welche bewundernswürdige und ſtandhafte Sorgfalt gehört aber auch dazu, dahin zu gelangen! Da verſchnappt man ſich nie durch ein unüberlegtes Wort; da giebt es nie ein Lächeln ohne Urſache, die nicht einen Zweck hat; nie ein der Seele entſchlüpftes Wort, das nicht aus dem Kopfe kommt. Immer auf der Hut ſeines Herzens ſeyn, und zwar ohne Raſt, Tag und Nacht, und in der Ehe mehr noch bei Nacht als am Tage, welche Kraft und welche Standhaftigkeit!

Und dennoch will keine Frau lieber wahr ſeyn. Es giebt kein kleines Mädchen, das nicht auf der Stelle zehn Arten findet, die Wahrheit nicht zu ſagen, ohne eben poſitiv zu lügen. Nehmen Sie nun einen Schüler, den Geſchickteſten ſeiner Klaſſe, einen Ausbund, wenn Sie wollen, legen Sie ihm den nämlichen Gegenſtand vor, und gewiß wird die Hoffnung der Univerſität ſich nur mit einer derben, ſcharlachrothen Lüge heraushelfen, und indem der Unglückliche ſie mit niedergeſchlagenen Augen ſtammelt, ſich zehnmal an der Wahrheit ſtoſſen.

Dieß rührt daher, weil die Frau von Kindheit auf ihrem Blicke gebietet, und ſchon ihr Spiel damit treibt, während oft der älteſte Wucherer durch den ſeinigen verrathen wird. Und mit welcher auserleſenen Katzenfeinheit ſtudirt ſie ihre Geberde, die ſie durch Kunſt

und Anmuth vergeßlich und treuherzig zu machen wiſſen wird!

Die Geberde des Mannes dagegen, gezwungen oder brutal, iſt immer ein elender Offenbarer. Der größte Feind eines Diplomaten iſt ſein Vorderarm. Daher iſt jeder großer Politiker genöthiget, ſich die Hände durch eine Gewohnheit zu binden, ſey's, daß er ſie in ſeine Hoſentaſchen ſteckt, wie Talleyrand, oder daß er ſie faltet, wie Ludwig XI., oder endlich, was noch das Klügſte iſt, daß er ſie hinter den Rücken verbirgt, wie Napoleon.

Anerkennen wir alſo demüthig dieß: die Geberde und der Blick der Frauen gehorchen, die Geberde und der Blick der Männer verrathen. Wo wir Verräther finden, haben ſie Sclaven. Daher ihre Kraft und unſer Verderben.

Wohlan, nein, weit entfernt ſich vor dieſer unbeſtreitbaren Ueberlegenheit zu demüthigen, nimmt die nämliche männliche Eitelkeit, indem ſie ſich in die Enge getrieben fühlt, ſodann ihre vornehme Miene an, wirft ſich in die Bruſt, und entgegnet uns: „Ah, mein lieber Herr, wir haben aber unſern Tartüffe!“

In der That iſt unſer großer Hauptheuchler: Tartüffe! Aber welch' ein erbärmlicher Heuchler, guter Gott! Ein armer Tropf, der damit anfangt, ſich zwei Akte hindurch zu verſtecken, ſo ſehr fürchtet er, ſich zu verrathen! ein kriechender, blöder, honigſüſſer Betrüger, deſſen düſteres Kleid, düſtere Stimme, düſteres Auge, düſterer Gang, auf zwanzig Schritte weit jedem Begeg-

nenden zurufen: „Mißtrauen Sie mir; denn ich bin ein sehr großer Spitzbube!“ ein Betrüger, der weder Elmire, noch Valere, noch Mariane, noch Dorine, kurz Niemand betrügt, außer einen Einfaltspinsel; ein Verführer, der prediget, anstatt zu lieben, und zwar bei einer Frau von dreißig Jahren, und noch dazu bei der Frau seines Freundes! zwei Umstände, die zu seiner Schande seyn gesagt, seinen Versuch zum Alpha der Verführung machen; ein gemeiner Lump, den bei der Entwicklung Jeder schmäht, und den man hinauswirft; wahrlich, das ist ein Held, auf den wir recht stolz seyn dürfen! O! lassen Sie uns den Kopf hängen!

Nun sehen Sie Célimène: immer lächelnd, immer charmant, immer geliebt, treibt sie mit Jedermann ihr Spiel, ohne Predigten, ohne Maximen, ohne Tiraden, und schier ohne es zu wissen. In diesem Contraste ist Molière tief und wahr gewesen, wie immer. Er hat zu den Männern gesagt, ihnen Tartüffe weisend: „Sehen Sie, wie wahr Sie sind, wenn Sie betrügen;“ und zu den Frauen, ihnen Célimène zeigend: „Sehen Sie, wie Sie betrügen, wenn Sie wahr sind.“

„Ei was!“ werden die Männer hier ausrufen, „sind wir denn dergestalt an Freimüthigkeit gebunden, daß wir nicht auch ein wenig lügen können? Aber, mein Gott! Sie Ehemänner, davon ist nicht die Rede, und Sie bleiben die Herren, Alles zu sagen, nur nicht, daß Sie die Herren sind. Es handelt sich darum, zu wissen, ob Sie täglich die Opfer weiblicher Verstellung sind, ja

oder nein. Nun aber ist, dieses Königthum läugnen, ein um so größerer Fehler, als jede bestrittene Macht um so strenger darauf hält."

„Aber was ist sofort zu thun?" wird die Bartpartei fragen; „müssen wir Asche auf den Kopf streuen, und in unserer Erniedrigung bis an's Ende der Jahrhunderte und der Frauen seufzen?" Nein, gewiß nicht; im Gegentheile müssen wir unser ganzes Herz stärken, und all unsern Muth zusammenraffen; aber dieses Herz müssen wir mit unbarmherziger Geringschätzung anfüllen, diesen Muth mit Geduld aufwenden. Was wir endlich thun müssen, ist: daß alle Männer von Klugheit, Geist und Wissenschaft, sich vereinigen, um langsam und ohne Nachlaß das große Geheimniß der weiblichen Verstellung zu studiren.

Freilich schützen alle Seekarten und alle astronomischen Beobachtungen ein Schiff nicht vor dem Untersinken; aber der Kapitain weiß wenigstens, wo er ist; und ist die Küste nahe, so kann die Mannschaft sich noch retten. Sehen Sie da, ganz da unten, in der Tiefe des Azurs, am Horizonte, jenen kleinen, schwarzen Punkt, den man für ein Schönpflästerchen halten möchte, das der Himmel sich aus Gefallsucht angeklebt; wohlan! der jüngste Matrose, sobald er die Richtung des Windes erkannt hat, wird Ihnen sagen, wo dieser Körper fallen wird, und was zu thun sei, ihm auszuweichen. Wie, ein Kind kann so wissen, wohin eine Wolke des Himmels geht, und der gelehrteste Mann Frankreichs

an dem Lächeln, an der Stimme, an der Toilette ſeiner Frau nicht errathen, wohin ſie geht, wenn ſie zu ihm ſagt: „Ich gehe aus!“ Dieß iſt weniger als traurig, und mehr, als dumm.

Und doch ſcheint dieſe, unter allen weiblichen Hieroglyphen, am einfacheſten ſtudirbar.

Und doch, zu wiſſen, wohin eine Frau geht, die ausgeht, iſt eine unaufhörliche und peinliche Unruhe, die jeden Mann von dem Tage an quält; wo er heimkehrend zum erſtenmale ſagen hört: „Madame iſt ausgegangen.“

Von dieſem Momente an erwachen in ihm alle Eiferſuchtsanfälle, die einen Ehemann bei dem Prologe ſeines Unglückes ergreifen.

In der That hatte Madame bisher ihre Familie, oder eine Freundin beſucht, oder Einkäufe gemacht.

Es liegt alſo eine ganze, vollkommen deutliche Unabhängigkeitserklärung in dieſem ſo einfachen und doch ſo ſchrecklichen Worte: „Madame iſt ausgegangen.“

II.

Was eine Frau ſei, die ausgeht. *)

I. Jede Frau, die allein, ohne ſich um die Sonne, den Schatten, die Witterung, den Weg zu bekümmern,

*) Nach der Akademie iſt ausgehen (sortir) ein thätiges Zeitwort, welches einfach bedeutet: von Innen nach Auſſen ſich verfügen, (passer du dedans au de-

leicht und ernſthaft gerade durchaus geht, und ohne auszuſehen, als ob ſie eile, und ohne zu ſcheinen, als ob ſie Jemand ſehe, an Jedermann vorübergeht, iſt ſicher — eine Frau, welche ausgeht.

II. Aehnlich den Engeln, die durch Stürme ziehen, ohne ihren flammenden Heiligenſchein auszulöſchen, oder ihre weißen Schwingen naß zu machen, hat eine Frau, welche ausgeht, um ſich her immer eine Glorie von ſchönem Wetter.

Bei dem traurigſten Himmel vermeidet der Regen ihre Stirne, und weiß und trocken rückt unter ihrem Fuße das Pflaſter dahin, das ſie kaum berührt.

Wie auch die Witterung ſeyn möge, eine Frau, die ausgeht, kömmt alſo immer dort, wohin ſie geht völlig unbefleckt an.

Freilich iſt bei der Rückkehr die Glorie verſchwunden; aber dann iſt ſie nur noch eine Frau, welche zurückkehrt.

III. Eine Frau, welche mit ihrem Manne ſpazieren geht, iſt niemals eine Frau, die ausgeht.

Jedenfalls, wenn der Mann ausgeht, in der Abſicht, rechts ſpazieren zu gehen, und, ſich anders beſinnend, im Gegentheile links geht, und einem Freunde von friſchem Datum begegnet, betrachten ihn die Caſuiſten als den Mann einer Frau die ausgeht.

---

hors). Das Zeitwort, welches wir hier anwenden, bittet uns, zu erklären, daß es mit jenem der Akademie nichts gemein habe. L. J.

nenden zurufen: „Mißtrauen Sie mir; denn ich bin ein sehr großer Spitzbube!“ ein Betrüger, der weder Elmire, noch Valere, noch Mariane, noch Dorine, kurz Niemand betrügt, außer einen Einfaltspinsel; ein Verführer, der prediget, anstatt zu lieben, und zwar bei einer Frau von dreißig Jahren, und noch dazu bei der Frau seines Freundes! zwei Umstände, die zu seiner Schande seyn gesagt, seinen Versuch zum Alpha der Verführung machen; ein gemeiner Lump, den bei der Entwicklung Jeder schmäht, und den man hinauswirft; wahrlich, das ist ein Held, auf den wir recht stolz seyn dürfen! O! lassen Sie uns den Kopf hängen!

Nun sehen Sie Célimène: immer lächelnd, immer charmant, immer geliebt, treibt sie mit Jedermann ihr Spiel, ohne Predigten, ohne Maximen, ohne Tiraden, und schier ohne es zu wissen. In diesem Contraste ist Molière tief und wahr gewesen, wie immer. Er hat zu den Männern gesagt, ihnen Tartüffe weisend: „Sehen Sie, wie wahr Sie sind, wenn Sie betrügen;“ und zu den Frauen, ihnen Célimène zeigend: „Sehen Sie, wie Sie betrügen, wenn Sie wahr sind.“

„Ei was!“ werden die Männer hier ausrufen, „sind wir denn dergestalt an Freimüthigkeit gebunden, daß wir nicht auch ein wenig lügen können? Aber, mein Gott! Sie Ehemänner, davon ist nicht die Rede, und Sie bleiben die Herren, Alles zu sagen, nur nicht, daß Sie die Herren sind. Es handelt sich darum, zu wissen, ob Sie täglich die Opfer weiblicher Verstellung sind, ja

oder nein. Nun aber iſt, dieſes Königthum läugnen, ein um ſo größerer Fehler, als jede beſtrittene Macht um ſo ſtrenger darauf hält."

„Aber was iſt ſofort zu thun?" wird die Bartpartei fragen; „müſſen wir Aſche auf den Kopf ſtreuen, und in unſerer Erniedrigung bis an's Ende der Jahrhunderte und der Frauen ſeufzen?" Nein, gewiß nicht; im Gegentheile müſſen wir unſer ganzes Herz ſtärken, und all unſern Muth zuſammenraffen; aber dieſes Herz müſſen wir mit unbarmherziger Geringſchätzung anfüllen, dieſen Muth mit Geduld aufwenden. Was wir endlich thun müſſen, iſt: daß alle Männer von Klugheit, Geiſt und Wiſſenſchaft, ſich vereinigen, um langſam und ohne Nachlaß das große Geheimniß der weiblichen Verſtellung zu ſtudiren.

Freilich ſchützen alle Seekarten und alle aſtronomiſchen Beobachtungen ein Schiff nicht vor dem Unterſinken; aber der Kapitain weiß wenigſtens, wo er iſt; und iſt die Küſte nahe, ſo kann die Mannſchaft ſich noch retten. Sehen Sie da, ganz da unten, in der Tiefe des Azurs, am Horizonte, jenen kleinen, ſchwarzen Punkt, den man für ein Schönpflästerchen halten möchte, das der Himmel ſich aus Gefallſucht angeklebt; wohlan! der jüngſte Matroſe, ſobald er die Richtung des Windes erkannt hat, wird Ihnen ſagen, wo dieſer Körper fallen wird, und was zu thun ſei, ihm auszuweichen. Wie, ein Kind kann ſo wiſſen, wohin eine Wolke des Himmels geht, und der gelehrteſte Mann Frankreichs

an dem Lächeln, an der Stimme, an der Toilette ſeiner Frau nicht errathen, wohin ſie geht, wenn ſie zu ihm ſagt: „Ich gehe aus!“ Dieß iſt weniger als traurig, und mehr, als dumm.

Und doch ſcheint dieſe, unter allen weiblichen Hieroglyphen, am einfacheſten ſtudirbar.

Und doch, zu wiſſen, wohin eine Frau geht, die ausgeht, iſt eine unaufhörliche und peinliche Unruhe, die jeden Mann von dem Tage an quält; wo er heimkehrend zum erſtenmale ſagen hört: „Madame iſt ausgegangen.“

Von dieſem Momente an erwachen in ihm alle Eiferſuchtsanfälle, die einen Ehemann bei dem Prologe ſeines Unglückes ergreifen.

In der That hatte Madame bisher ihre Familie, oder eine Freundin beſucht, oder Einkäufe gemacht.

Es liegt alſo eine ganze, vollkommen deutliche Unabhängigkeitserklärung in dieſem ſo einfachen und doch ſo ſchrecklichen Worte: „Madame iſt ausgegangen.“

II.

Was eine Frau ſei, die ausgeht. *)

I. Jede Frau, die allein, ohne ſich um die Sonne, den Schatten, die Witterung, den Weg zu bekümmern,

*) Nach der Akademie iſt ausgehen (sortir) ein thätiges Zeitwort, welches einfach bedeutet: von Innen nach Auſſen ſich verfügen, (passer du dedans au de-

leicht und ernſthaft gerade durchaus geht, und ohne auszuſehen, als ob ſie eile, und ohne zu ſcheinen, als ob ſie Jemand ſehe, an Jedermann vorübergeht, iſt ſicher — eine Frau, welche ausgeht.

II. Aehnlich den Engeln, die durch Stürme ziehen, ohne ihren flammenden Heiligenſchein auszulöſchen, oder ihre weißen Schwingen naß zu machen, hat eine Frau, welche ausgeht, um ſich her immer eine Glorie von ſchönem Wetter.

Bei dem traurigſten Himmel vermeidet der Regen ihre Stirne, und weiß und trocken rückt unter ihrem Fuße das Pflaſter dahin, das ſie kaum berührt.

Wie auch die Witterung ſeyn möge, eine Frau, die ausgeht, kömmt alſo immer dort, wohin ſie geht völlig unbefleckt an.

Freilich iſt bei der Rückkehr die Glorie verſchwunden; aber dann iſt ſie nur noch eine Frau, welche zurückkehrt.

III. Eine Frau, welche mit ihrem Manne ſpazieren geht, iſt niemals eine Frau, die ausgeht.

Jedenfalls, wenn der Mann ausgeht, in der Abſicht, rechts ſpazieren zu gehen, und, ſich anders beſinnend, im Gegentheile links geht, und einem Freunde von friſchem Datum begegnet, betrachten ihn die Caſuiſten als den Mann einer Frau die ausgeht.

---

hors). Das Zeitwort, welches wir hier anwenden, bittet uns, zu erklären, daß es mit jenem der Akademie nichts gemein habe. L. J.

IV. Eine Frau kann auch mit einem Kinde ausgehen, wenn dieſes Kind noch nicht ſpricht, oder mit einer Freundin, wenn dieſe Freundin ſie unterwegs verlaſſen muß.

V. Eine Frau, die ihren eigenen Wagen hat, beginnt erſt von dem Momente an auszugehen, wo ſie ausſteigt.

Jede Frau, die, zu Fuße ausgegangen, unterwegs einen Miethwagen nimmt, iſt eine Frau, die erſt in dem Momente ausgeht, wo ſie einſteigt.

VI. Vor der Ankunft an dem Orte, wo ſie nicht geſehen werden will, geht eine Frau, die ausgeht, immer dort, wo ſie geſehen werden will.

VII. Die Toilette einer Frau, die ausgeht, verräth im Momente ihres Fortgehens nichts. Es iſt der tägliche Hut, das neue Kleid, der wohlbekannte Shawl. Aber bald verlängert ſich der Shawl, der Hut rückt vor, der Schleier fällt herab, die Spitzen verſchwinden, die Juwelen verbergen ſich, und die ganze Toilette verſchließt und verdüſtert ſich, wie ein Schmetterling, der ſeine glänzenden Schwingen zuſammenlegt.

VIII. Eine Frau, die ausgeht, ſchlägt immer jene Richtung ein, die derjenigen entgegengeſetzt iſt, wohin ſie geht.

IX. Ohne jemals den Kopf umzuwenden, oder die Augen aufzuſchlagen, wird eine Frau, welche ausgeht, magnetiſch gewarnt, ſobald man ihr folgt, oder ſie auch nur erkannt wird. Dann geräth ſie plötzlich von der

Poeſie in die Proſa, wie eine Theaterſylphide, ſobald der Strick gebrochen iſt, an dem ſie ſchwebte.

X. Ein Dummkopf grüßt eine Frau, die ausgeht, ein Geck weicht ihr lächelnd aus, ein galanter Mann begegnet ihr niemals.

Die Einfachheit der Axiome dieſer zehn Gebote beweiſet, daß es eben ſo leicht, einer Frau zu begegnen, welche ausgeht, als ſchwer, zu wiſſen, wohin ſie geht.

Es iſt wahr, daß ſich viele Männer mit dem begnügen, was man ihnen nach der Rückkehr darüber ſagt, wo man nicht geweſen iſt; aber dieſe Verſtändigkeit erwirbt man nur mit der Zeit, und des Leidens müde.

Es iſt auch wahr, daß einige Eiferſüchtige ſich ſogar zur Anwendung der Spionerie erniedrigen, was immer mit ihrer Beſchämung endet, indem ſie ihnen eine Menge unbekannter Tugenden, rührender Ueberraſchungen, und zartſinniger Zuvorkommenheiten an ihren Frauen offenbaret, von denen ſie nicht die entfernteſte Vermuthung hatten.

Ohne weder die Gleichgültigkeit der Einen, noch das beleidigende Mißtrauen der Andern zu theilen, wollen wir kaltblütig die Hülfsquellen unſerer Lage prüfen.

Geiſtvolle und ſinnreiche Studien ſind zu unſerer Zeit von Schriftſtellern gemacht worden, deren ausgezeichnetes Talent man mit Recht bewundern muß. Leider mußten dieſe Arbeiten, ohne Enſemble und oft ohne ernſten Zweck ausgeführt, für die Wiſſenſchaft wie für die Ruhe der männlichen Menſchheit, ohne Erfolg bleiben.

Man kann ſo herrliche Porträte machen, und charmante Ausnahmstheorien entwerfen, aber nichts Abſolutes, nichts Vollſtändiges, kurz nichts dem geſelligen Verkehre Dienliches. Hiewegen hat kürzlich ein Nachfolger Plato's herrlich geſagt: „Der Geiſt iſt ein Kleid, die Wiſſenſchaft ein Paletot; des erſteren kann ſich nur deſſen Herr bedienen, aber der letztere muß Jedem paſſen.“

Alſo nur die Wiſſenſchaft wird uns vielleicht einſt in den Stand ſetzen, einige der activen oder von jener ſo verführeriſchen und ſo furchtbaren Sphinx geſprochenen Räthſel zu löſen. Aber ſeitdem die gelehrten Geſellſchaften ſich dem Glücke der Welt opfern, hat es, ach! nie eine einzige gewagt, wie Oedipus, ſich für das Wohl Aller zu opfern; nein, nicht einmal die Univerſität von Frankreich, die älteſte Tochter unſerer Könige! Inzwiſchen müßte ihr dieß, in ihrer Eigenſchaft als alte Tochter, als Läſterſucht ausgelegt werden. Es geſchieht aus beſcheidener Reſignation, ſagen die Vertheidiger der Akademien; Reſignation ſo viel Sie wollen, aber auf dieſe Art ſind auch die Auſtern beſcheidentlich reſignirt.

Wenn doch die Menſchen einer einzigen Generation, einer einzigen Stadt, ſogar eines einzigen Stadtviertels, ſich verſtehen und einander aufrichtig beichten wollten, welche plötzliche Helle würde den Nebel erleuchten, worin wir ganz eiferſüchtig einer den andern ſtoſſen, ohne uns zu kennen! welche unruhige Liebkoſungen, welche fieberhafte Freuden, welche ſauertöpfiſche Empfindeleien, geläufig im offenen Herzen geleſen!

Vorschlag.

Setzen wir, zum Beispiele, eine Mairie, was keine glühende Einbildungskraft erfordert, und in dieselbe ein ungeheures Register von doppelter Buchführung, zur Hälfte von den Ehemännern des Bezirkes, zur Hälfte von ihren Freunden. Auf der ersten Seite würden jene täglich alle bittersüssen Rathschläge, alle anmuthigen Sorgen, alle Launen, alle Toiletten, und vorzüglich die plötzlichen Tugenden ihrer treuen und süssen Gefährtinnen einschreiben; dann gegenüber die Freunde ihrerseits den ursprünglichen Text erklären und mit Anmerkungen versehen. Man könnte auf der einen Seite Freund, und zugleich auf der andern Ehemann seyn. Es versteht sich aber, daß beide Theile die unverbrüchlichste Verschwiegenheit beobachten, und diese köstlichen Ehestandschroniken ohne den Namen der Verfasser erscheinen müßten.

*

Wird dieses Projekt, einfach, wie alle erhabenen Dinge, dereinst verwirklichet werden? Ach! wir wissen es nicht, aber dreimal gesegnet und verehret würden die großen Herzen seyn, die sich mit einem solchen Werke nur fünf Jahre lang beschäftigen möchten. Verstehen Sie dieß, rechtschaffene Leute? Ein Universaldictionär aller Worte, Thaten und Gebärden der Frau, in Freimüthigkeit und mit den Abstammungen übersetzt, ein Arsenal, worin jeder sich bewaffnen könnte, je nach der Gefahr und der Natur des Feindes, kurz eine Ehestands-

encyclopädie, worin alle Gegenſtände nach Fragen und Antworten ſo abgehandelt würden:

Beiſpiel:

Auf der erſten Seite:

„Meine Frau iſt geſtern auf dem Balle ſo lächerlich ſpröde geweſen, daß der arme C. hiewegen ganz aus der Faſſung gerieth.

Auf die ihr darob gemachten Vorwürfe, hat ſie mir trocken geantwortet: „„Möchten Sie lieber durch meinen Leichtſinn leiden, als lächeln ſehen über meinen — Rückhalt?““

Ehemann C.“

Auf der Gegenſeite:

„O Glück! Aber warum haben Sie mir denn, Marie, geſtern das Herz ſo grauſam gebrochen?

„„Mein Freund, weil wir, wie alle großen Generäle, wenn wir eine Niederlage vorherſehen, immer vorrücken laſſen — unſern Rückhalt.““

Freund B.“

Dieß genüge. — „Ah! ah!“ würde dann jeder Mitarbeiter in zweifelhaften Umſtänden ausrufen, „ſehen wir ein wenig in unſeren Hauptbuche die Erklärung von dieſem!“ Und in einem Augenblicke, ohne Anvertrauung, und folglich ohne Beſchämung, bekäme unſer Mann, um auf ſeiner Hut zu ſeyn, den Geiſt geöffnet, und das Herz geſchloſſen.

Gewiß bliebe vielleicht noch hie und da viel übrig, einige kleine unverſchämene Klippen in dem Oceane des Eheſtandes; aber kundig ſeiner launenhaften Strömun-

gen, ſeiner treuloſen Stille, und ſeiner dem Waſſer gleichen verborgenen Gefallſuchtsklippen, könnte ein junger Ehemann wenigſtens die Hauptgefahren vermeiden, welche die lebendigen Werke ſeines Glückes ſo heimtückiſch bedrohen. — Iſt dieß bei unſerer Unwiſſenheit und Selbſtſucht wohl möglich? —

Halten Sie jenen dicken Herrn an, der mit der Kreppe an der Stirne vorübergeht; er iſt ein dreifacher Wittwer, ein luſtiger Zeiſig, der dreimal muthig die Eheſtandstour gemacht hat. Wohlan, fragen Sie ihn um Rath, und Sie werden ihn eben ſo verlegen finden, wie einen Reiſenden, der dreimal die Reiſe um die Welt im unterſten Schiffsraume gemacht hätte. — Und dieß muß ſeyn; denn ſeine Lage iſt genau die nämliche. Gehen, ohne zu ſehen, leiden ohne zu lernen, zu Grunde gehen, ohne es zu wiſſen, ſo iſt ſeine Vergangenheit, und ſo wird ſeine Zukunft ſeyn, wenn er es wagen ſollte, morgen einen vierten Feldzug zu unternehmen. Das Unglück ohne Erfahrung iſt ein Unglück mehr. Nun aber, ſehen Sie, iſt dieß unſer Loos in allem dem bis zur Stunde.

Mit welchem Leichtſinne ſchifft man ſich aber auch ein! — Der Himmel iſt an dieſem Tage ſo rein, das Meer ſo ruhig, der Wind ſo lieblich: wozu einen Sturm vorherſehen? Und zudem, kann es einen Schatten von Gefahr auf einem ſo heiteren Meere geben? Auf alſo! Hoch der Eheſtand, und es lebe das Vergnügen! Eine ſchmeichleriſche Woge küßt koſend den Sand unter Ihren

Füßen, und hebt Sie empor; man fährt ab, man iſt abgefahren. — Adieu. — Mit welchem Eifer macht man ſeine erſte Quartierwache, ſeine Honigquartierwache! — Immer in Galla, immer auf dem Verdecke, immer am Steuerruder, zieht man freudenſtrahlend zwiſchen den andern Schiffen hin, wie ein edler Schwan inmitten gemeiner Enten. Ach! dieſe Enten waren einſt Schwäne, wie Ihr! . . .

Mit der Zeit jedoch wird der Wind ein wenig ſtärker. Man ſteigt herab, man verhätſchelt ſich ſo ſehr und ſo wohl im Schiffsſchwanken ſeines Glückes, daß Ihre Augen zufallen. „Um Gotteswillen, ſchlafen Sie nicht!“ — „Ah bah! das Meer iſt ſo ruhig.“ — „Aber, Unglücklicher, der Schlaf richtet Sie zu Grunde!“ — „Im Gegentheile,“ antworten Sie, „er richtet mich auf“ . . . Und Sie ſchlafen . . . Verdammt! Bei dem Erwachen droht das Gewitter, die Schiffsmannſchaft ſchmäht, Ihr Schiff wird ganz von Wind und Wellen getrieben. Allein, ohne Anker, ohne Compaß, was wird geſchehen? Zufällig fährt eine Barke vorüber. — „Heda! he! Barke, heda, he!“ — Sie legt an. Noch viel zufälliger trifft es zu, daß es einer Ihrer Freunde iſt, der da ſpazieren fuhr. Er ſteigt achtungsvoll an Bord, grüßt noch achtungsvoller die Mannſchaft, tadelt ſie ein wenig, beklagt Sie ſehr, rathet Ihnen achtungsvoll und unter Beklagungen und Rathſchlägen wirft er Sie gerade an die Küſte, immer achtungsvoll. — Schreien Sie nicht, löſen Sie nicht die Lärmkanone; denn nur Gelächter

und Hahngeſchrei würden Ihnen auf Ihre Nothſignale antworten, und weit entfernt, Ihnen zu helfen, jedes Segel mit den Worten ſich entfernen:

„Es iſt ein Ehemann, der unterſinkt; laſſen wir ihn rinnen.“

Wer möchte denken, daß drei Viertheile dieſer Elenden wären, wie Sie geſtern, und das vierte Viertheil morgen Ihnen gleichen werde!

III.

Letzte demüthige Bitte.

Noch einmal, ſehr werthe, ſehr berühmte und ſehr ritterliche rechtſchaffene Leute, wie Rabelais Sie grüßt, im Namen Ihrer vergangenen Väter, Ihrer gegenwärtigen Söhne, und Ihres künftigen Geiſtes, nehmen Sie unſern Vorſchlag an, und wollen Sie endlich das Geheimniß der Frauen mit einem Dietriche aufſchließen?

„In Gottes Namen, ja, wir wollen es,“ antworten Sie, „aber wir glauben, daß dieſe Arbeit wunderbar langweilig ſeyn dürfte.“

„In der That,“ würde Ihnen Panurge ſagen, der Sie gerne oft beſuchte; — „für Gefährten, die ſich früh Morgens mit politiſcher Lectüre ergötzen, und den Tag mit Anhören von Muſik oder Tragödie, dem Anſcheine nach mit Vergnügen, endigen, ſcheint mir dieß ein dürftiger Grund.“

„Werden wir denn nicht,“ entgegnen Sie, „zu Hauſe ſtudiren können, jeder für ſich?“

Wenn dieß Ihr letztes Wort und Ihr erster Muth iſt, werden wir Sie mit dem Wunſche des Meiſters Alcofribas verlaſſen: „Bleiben Sie in erwünſchter Geſundheit, lieben Sie Ihre Frauen, ſchlafen Sie tüchtig, trinken Sie rein aus, wiegen Sie Ihre Kinder, und Gott rette und bewahre Sie!“

Aber dann wird man niemals erfahren:

„Wohin eine Frau geht, die ausgeht.“

Laurent — Jan.

Verſuch über die Sitten der Marktſchreier.

Um die Lage Montgazon's und deſſen Freundes Parpignolle kurz zu ſchildern, will ich bemerken, daß ſie ſich um neun Uhr Abends auf den elyſäiſchen Feldern befanden, im Tumulte der Zurüſtungen, am Vorabende eines jener großen Feſte, die für eine öffentliche Ergötzlichkeit gelten, und will beifügen, daß weder Parpignolle noch ſein Freund Montgazon ſoupirt hatten. Da ſehen Sie Contraſt.

Wer waren dieſer Montgazon und ſein Freund Parpignolle? Zwei liebenswürdige, geſchäftsloſe Jungen, hinreichend unterrichtet für ſolche, die nicht alle Tage ſoupiren; eine zahlreiche und jedenfalls intereſſante Gattung. Leſer, ich kenne Dein Herz, ich ſage Dir nicht mehr davon, und du reicheſt meinen jungen Leuten die Hand.

Sie ſaſſen im Graſe, und ſahen um ſich her die Vorbereitungen zum Feſte ſich vollenden. Die Allee ent-

lang waren seit dem Vortage drei Reihen von Gebäuden aus Holz und Leinwand errichtet. Ungeheure Schilderein, nicht weniger merkwürdig durch die Arbeit, als durch die Wunderlichkeit der Stoffe, entrollten sich neben einander: Riesen, Zwerge, Seiltänzer, Ungeheuer, Legenden, Schlachten, Vergötterungen, erschienen dort auch in außerordentlichen Formen und Farben. Einige säumige Etablissements vollendeten ihren Aufbau mit kräftigen Hammerschlägen; andere, in voller Thätigkeit, nahmen vorweg einen Abschlag auf die Vorstellungen des folgenden Tages. Die Klarinetten, Trommeln, Posaunen, Cymbeln, vermischten sich mit dem Lärme des Klöpfels, und die Vorzeiger auf ihren Gerüsten schrien sich heiser mit kreischender Stimme, um die Menge zusammen zu treiben. — „Herein! herein! zwei Sous die Person! Man muß dieß sehen, meine Herren! Nur immer herein!“

Auf diese Schreie, auf dieses Fußstampfen der Virtuosen, auf das verdoppelte Getöse der verteufelten Musik, setzte sich die Menge in Bewegung, und verlor sich in die schmale Oeffnung der Barake.

Und indem Montgazon sodann seinen Freund Parpignolle anblickte, der wie er die Parade und die Anrede der Marktschreier gehört hatte, brachen sie Beide in ein lautes Gelächter aus.

„Wenn ich Dich darüber trösten muß, mein Freund,“ sagte der Erstere, „daß Du da nicht hineingehen kannst, will ich Dir sagen, daß man nichts darin sieht. Aber

dennoch regen mich dieſe Muſik, dieſe ſich überſtürzende Menge auf, ergötzen mich, reißen mich fort wider meine Neigung. Dieß lockt auch Dich, ich wette, und hätt' ich nur die zwei Sous, die man an der Thüre verlangt, würd' ich Dich mit dieſen Seltenheiten regaliren."

„Welche Regalirung!" erwiederte Parpignolle. „Wenn Du nicht lachen willſt, beklag' ich Dich, daß Du bei dem appetitlichen Dufte der Erdäpfel, die man gleich neben an ſchmoret, mit dieſen Bagatellen Dich beſchäftigeſt."

„Wohlan, dieß giebt mir Stoff, zu philoſophiren, und wir können nichts Beſſeres thun. Ich will alſo, mein lieber Freund, in Folge langer Erfahrungen beifügen, daß das Beſte, was man an dieſen Arten von Spectakeln ſehen kann, gerade das iſt, was an der Thüre vorgeht. Hierin hat der Marktſchreier die Ehre großer Aehnlichkeit mit den meiſten Vergnügungen hienieden, ich behaupte ... mit den auserleſenſten und beliebteſten."

„Gott'sblitz, mein Freund, wie Du ausgreifeſt! Welche Tiefe! Du ſteigſt mit einem Rucke von hundert Fuß unter die Erde."

„Biſt du manchmal in dieſe Baraken gegangen? Man ſieht nichts darin, was der Mühe lohnt, und nie iſt Jemand zufrieden herausgegangen; aber ſeit Menſchengedenken ſtürzt ſich die Menge hinein. Denk darüber nach."

„Der Lärm, die Muſik, die phyſiſche Erſchütterung ſind's, wovon Du ſpracheſt."

„Aber dieß iſt's nicht Alles. Weißt Du, warum die Menge in's Theater läuft? Weil man Mauern ringsherum baut, und Geld an der Thüre verlangt. Wenn die Schauſpieler unter freiem Himmel ſpielten, möchte Niemand ſtehen bleiben. Der Marktſchreier kennt inſtinktmäßig die Menſchen beſſer, als der raffinirteſte Philoſoph oder Staatsmann. Willſt Du Geld verdienen? Umſchließe zwanzig Quadratfuß mit einem Rollvorhange, und verkünde nur, daß Du ein Wunder darin verbirgſt, ſo wird Jedermann es ſehen wollen.

„Als ich ein Kind war, fühlte ich keine beſondere Neugier, wie Du Dir einbildeſt, nach den Seidenknäueln im Stickkörbchen meiner Mutter. Andere Kinder ſammelten einige Abfälle dieſer verſchiedenfärbigen Knäuel; ſie bedeckten ſie mit einem Stücke Glas, umhüllten das Ganze mit einem durchbrochenen Papiere, daß es ausſah, wie ein kleines Fenſter, und begehrten einen Sou für das Herzeigen dieſer Seltenheit. Was hätt' ich nicht darum gegeben, ſie zu ſehen!"

„Das iſt ein Kinderzug, der wohl auch dem Manne eigen iſt."

„Weil der Mann nur ein Kind iſt."

„Ein großgewachſenes, das iſt klar, und darum noch mehr Kind, wenn Du Wortſpiele liebſt."

„Höre noch eine Erzählung. Man zeigte einſt in einem gewiſſen Lande, eine außerordentlich ſeltſame Sache; man mußte aber auf einem ſchlechten Wege drei Meilen

machen, um ſie zu ſehen; die Menge lief hin. Der Schauplatz glich einem Labyrinthe: man irrte lange in finſtern Gängen herum; man durchſchritt einen Saal, dann eine Gallerie, dann einen grünen Platz, dann andere Säle; man gelangte in einen kleinen, halb von einer Draperie verhüllten Keller; dieſer Vorhang bedeckte deren andere, welche zwei geſchloſſene Thürflügel bedeckten; man öffnete endlich einen mit Seide überhängten Kaſten, und als die Seide weggenommen war, ſah man... ein kleines Rad, das ſich drehte. Stellſt Du Dir die Phyſiognomie der Neugierigen vor? Die Verwunderung, das Erſtaunen, die Enttäuſchung, machten ſie regungslos. Zuletzt wagte es der verſtändigſte Mann, mit Schüchternheit zu ſagen, daß dieß vielleicht nicht ſo ſeltſam ſey, als man geglaubt habe; ein Mann von Verſtand, hörſt Du? ſchließ auf die Uebrigen."

„Nun denn, auf was willſt Du damit anſpielen?"

„Auf das Geheimniß, Geld zu verdienen, welches ich Dir auf eine liberale Weiſe bezeichne. Du umſchließeſt Deine Seltenheit mit vier Brettern, und rufeſt auf der Schwelle aus, daß ein unvergleichliches Wunder ſich darin befinde; die Menge eilt herbei. Begleiteſt Du Dein Rufen mit einer Klarinette, ſo wird's nur um ſo beſſer ſeyn, und ſchlägſt Du auf eine Trommel, ſo iſt Dein Glück gemacht, und hätteſt Du auch nur das Schnittchen von einer alten Citrone vorzuzeigen."

„Und gerade dieß iſt's, worüber ich ſtaune."

„Du zwingſt mich zu Gemeinplätzen. Ei doch, erkennſt Du denn nicht die auffallende Aehnlichkeit dieſes Marktſchreiergewerbes mit den meiſten menſchlichen Unternehmungen? Was thut eine Partei, die gerne herrſchen möchte? Sie trommelt, verſammelt die Einfaltspinſel, verſpricht ihnen goldene Berge und blaue Wunder, betäubt ſie, treibt ſie, reißt ſie fort, und läßt ſie die zerbrochenen Töpfe bezahlen. Was thut ein ruhmſüchtiger Mann? Er ſteigt auf Gerüſte, und ſagt: „„Meine Herren, ich bin der Sondergleichen!““

„Was ſind unſere Journale, unſere Bücher, unſere Syſteme, unſere Politik, unſere Philoſophie? Ein Lärm von Cymbeln vor den Baraken. So iſt es hierin ſtets geweſen, ſo wird es immer gehen. Ich erinnere mich die folgende Berechnung von einem geſchickten Manne machen gehört zu haben, welcher die Theorie der Ankündigung in den Journalen zum Beſten gab: „„Meine Herren,““ ſagte er, „„nehmen Sie reines Waſſer, Sand oder Sägeſpäne, füllen Sie damit Tüten oder Phiolen, und verwenden Sie hunderttauſend Francs auf Ankündigungen; Sie werden für zweimalhunderttauſend Francs Sand oder reines Waſſer verkaufen; Gewinn: hunderttauſend Francs. Die Ankündigung iſt eine ſichere Geldanlegung, welche gerade das Doppelte erträgt.““

„Dieſer Mann hatte Recht. Mit andern Worten geſagt, das Glück der Acrobaten beruht, wie ſo manches andere, auf der menſchlichen Dummheit, ein unerſchöpflicher Fond, eine ewige Hülfsquelle! Wenn ich

daher immer ſagen höre, daß die Menſchen aufgeklärt, raffinirt, beſſer werden, ſo . . .“

„Sieh,“ unterbrach ihn Parpignolle, „da iſt Deine Erfahrung zur beſtimmten Zeit.“

In der That ſtellte ein Mann, der nahe bei ihnen ſtehen geblieben war, ein Paket und ein Brett auf den Boden; er legte dieſes Brett in's Gleichgewicht auf ein Geſtell in Form eines X, nahm aus dem Pakete eine rothe Weſte, die er anzog, ſetzte ſeinen Oberrock an die Stelle dieſer Weſte, und begann aus vollem Halſe tolles Zeug zu ſingen. Ein Vorübergehender war ſeines Coſtüms wegen ſtehen geblieben, zwei Andere näherten ſich, weil er ſang, und als er mit ſeinem Liede fertig war, umgab ihn ein zahlreicher Kreis.

„Siehſt du,“ ſagte Montgazon, „ſo lang ich einen Dummen durch die bloße Macht eines abſurden Liedes ſo viele Andere ſeines Gleichen werde ſchaaren ſehen, werde ich nicht glauben, daß die Welt ſeit der Zeit des Hundes von Anubis *) einen Schritt vorwärts gemacht habe.“

„Höre wenigſtens, um was es ſich handelt. Es iſt

*) Eine Gottheit der alten Aegyptier. Seine Bildſäulen ſtellen ihn bloß mit einer Tunica bekleidet vor, und mit einem Hundskopfe auf einem menſchlichen Leibe. Er trägt in der rechten Hand ein Siſtrum (Klapper), und in der Linken einen Mercurſtab, daher man eine ſolche Bildſäule oft mit dem Mercur verwechſelt hat.

D. Ueb.

noch ſchlimmer, als Du glaubteſt. Dieſer Menſch in Lumpen rühmt ſich, die Vergangenheit zu errathen, und die Zukunft vorherzuſagen; er wird keine Kunden finden."

„Er wird deren mehr finden, als die Uebrigen; ſchau nur zuvor; da ſind ſchon ein Soldat und eine Frau, die ſeine Karten befragen."

„Ei, was ſeh' ich?" verſetzte Parpignolle, „ein Mann von reifem Alter!"

„Spotte nicht, dieſer Marktſchreier ſagt Dir mehr über unſern Stoff, als ich vermocht hätte; er ſchlägt die empfindbarſte Saite an. Man hat ſeit vielen Jahrhunderten viel geſchrieben, viel erfunden, viel zerſtört, und die Wahrſagung iſt in vollem Schwunge. Dieß gebe Dir den unveränderlichen Maßſtab des menſchlichen Gehirnes; der Diameter deſſelben blieb ſeit ſechstauſend Jahren unverändert, der Inhalt iſt der nämliche. Muß man leichtgläubig genug ſeyn, daran zu denken, die Leichtgläubigkeit zu zerſtören! Man bemüht ſich vergebens, der Menſch will die Zukunft kennen; daß iſt ein Bedürfniß, ein Inſtinkt ſeiner Seele, und könnte, in die Materie eindringend, beweiſen, daß er eine Seele und eine Zukunft habe.

„Und wende mir nicht ein, daß es ſich um Unwiſſende und um Leute aus dem Volke handle; ich gebe dieſe Arten von Unterſchied nicht zu. Sie die auserleſene Geſellſchaft, ſkeptiſch auf der Oberfläche, dieſe Gelehrten, dieſe Zergliederer, dieſe Induſtriellen; erfinde irgend ein Phänomen, irgend ein Hirngeſpinſt, irgend

eine ungeheure Albernheit; ſie werden daran glauben, und wenn Du mir's beſtreiteſt, ſo verſtehſt Du nichts davon. Die Beweiſe ſind da."

„Regnet es nicht heut zu Tage Tauſende von Propheten, von Magnetiſeuren, von philoſophiſchen Wunderthätern, von wunderbaren Arzeneien und ſpecifiſchen Mitteln; haben ſie nicht Adepten und Anhänger, deren Wiſſen imponirt? Ich würde nicht darüber ſtaunen, wenn zur Stunde, da ich mit Dir ſpreche, die Entdeckung eines viereckigen Zirkels Fanatiker fände. Es iſt alſo ganz natürlich, daß dieſer Menſch Zuhörer findet. Und was jene betrifft, welche warten, bis es anders werde, was ſoll ich davon ſagen? Ich meine jenen Menſchen zu ſehen, der an dem Geſtade eines Stromes wartete, bis das Waſſer abfließe, um durchzugehen."

„Ein ſo ſicheres und einträgliches Gewerbe," entgegnete Parpignolle, „macht mir einige Luſt, es auszuüben, wär's auch nur zur Unterhaltung. Es muß nicht ſehr ſchwer ſeyn."

„Dieſes Projekt hat mich oft in Verſuchung geführt; aber es bedürfte noch eines Zugehörs, das wir nicht haben, wenigſtens heute nicht."

Montgazon ſtand auf, als wäre ihre Unterredung zu Ende; Parpignolle folgte ihm mechaniſch, und ſie befanden ſich bald zwiſchen den Baugerüſten der Baraken, wo ſie ſich in die Abſteckpfähle und ausgeſpannten Seile ſo ſehr verwickelten, daß ſie ſich nicht mehr herauszufinden wußten. Während ſie dahin und dorthin

tappten, und einander auslachten, hörten ſie in einem ſehr dunklen Winkel ſeufzen, und da Montgazon ſich gebückt hatte, erkannte er ein gekauertes Kind, daß heiße Thränen weinte; er faßte es bei der Hand, führte es an das Licht einer nahen Laterne, und fragte es, was ihm fehle; aber das Kind begann noch ärger zu weinen und die jungen Leute ſahen nun, daß es in einen ich weiß nicht welchen buntſcheckigen Kittel gekleidet war, mit bauſchigen Hoſen, die Haare von einem diademartigen Silbergeſpinnſte zurückgehalten.

Gerührt gab ſich Parpignolle Mühe, die Urſache ſeines Kummers zu erfahren; aber der arme Kleine ſchluchzte nur immer; die Worte blieben ihm in der Kehle ſtecken, und endlich, durch Liebkoſungen dahin gebracht, articulirte er unter Thränen:

„Mein Bru-d-er, ah! mein Bru-d-er!“

„Nun?“

„Mein klei-ner Bru-d-er, o!“

„Was iſt ihm begegnet? Sprich, mein Kind!“

„Ar-thur, Ar-ar-thur hat ihn gefreſſen!“

„Was ſagſt Du da?“ rief Parpignolle zurückfahrend aus.

„Er ha-hat ihn gefreſſen, meinen kleinen Bru-d-er!“

„Gefreſſen!“ ſagte Montgazon.

„Wer?“ fragte Parpignolle.

„A-arthur.“

Zu gleicher Zeit ſtreckte der Kleine den Arm nach der Stelle hin, aus der man ihn gezogen hatte.

Montgazon und ſein Freund näherten ſich mit einer ſchreckengemiſchten Neugier; ein wildes Knurren ließ ſich vernehmen, und Parpignolle, der ich weiß nicht was unter ſeinem Fuße geſpürt hatte, that einen Sprung rückwärts, während ein großes Thier im Dunkel auf ſeine Füſſe ſich emporrichtete.

„Iſt es angehängt?“ rief Montgazon aus, der die Idee von irgend einem Ungeheuer gelegentlich der auf einer Meſſe zu ſehenden Seltenheiten faßte.

„Arthur iſt's,“ ſagte der Kleine weinend.

„Ich verwundere mich nicht mehr, daß er den kleinen Bruder gefreſſen hat,“ ſagte Parpignolle von weitem.

Aber das Thier that einige Schritte, ſeine Kette fortſchleppend, und kam zum kleinen Acrobaten, an deſſen Kittel es ganz ſachte ſeine Schnauze rieb, und als es nun im Lichte der Laterne ſtand, ſahen Montgazon und deſſen Kamerad, daß dieſes Thier nur ein großer Hund ſey, worauf ſie ſich näherten.

„Wie,“ rief Parpignolle aus, „es iſt nur ein Hund, und hat ſich erlaubt, eine Familie in Trauer zu verſetzen!“

„Warum hat man ihn nicht getödtet?“ fragte Montgazon.

„Mich hat man ge-ge-ſchlagen,“ ſagte der Kleine.

„Ein ſolches Verfahren verblüfft mich,“ erwiederte Parpignolle erſtaunt.

Eine Frau, welche dazu kam, bewog ſie umzukehren, und ſich auf den Kleinen ſtürzend, machte ſie ſich daran, ihn zu beohrfeigen; ſie merkten, daß ſie die Mutter ſey;

jedensfalls versuchten sie, Beide zu trennen, und den Kleinen zu entschuldigen; denn sie sahen nicht ein, daß er an dem geschehenen Unglücke Schuld seyn könne.

„Sprechen Sie mir nicht davon," rief die Frau ihrerseits weinend aus; „er ist ein Taugenichts, der uns in's äusserste Elend versetzt hat! Wir haben achtzehn Meilen in zwei Tagen gemacht, um zum Feste einzutreffen; wir haben Kosten für die Herberge und den Platz gehabt, und im Augenblicke der Einnahme läßt dieses Unglückskind unsern Brodgewinner vernichten! Vergebens läuft sein Vater auf dem Meßplatze herum, um die Sache zu ordnen, wir werden immer dastehen, ohne zu wissen, was wir thun sollen, gehen Sie!"

Diese Erzählung fachte den Zorn der betrübten Mutter wieder an; aber der Kleine hatte sich hinter Parpignolle geflüchtet, und die Frau trocknete ihre Thränen mit dem Rücken ihrer Hand. Diese Betrübniß paßte gar nicht zu dem Costüm dieses armen Geschöpfes, das im Geschmacke seines Sohnes gekleidet war; sie trug eine amarantfarbene Tunica mit flittergoldgesticktem Kamisole; eine eben solche Binde umschlang das rothe und krause Haar; endlich ließ ihre bis zum Knie reichende Hose, in der Reinheit ihrer durch einen schmutzigen Strumpf ausgeprägten Formen zwei Beine und zwei Füsse sehen, welche die kühnsten Gleichgewichtsstellungen ihres Gewerbes sehr begreiflich machten. Dieses dem Ungestüme des Voltigirens geweihte Zugehör, entlehnte von dem Umstande ich weiß nicht was höchst Erbärmliches.

„Aber in wie ferne," ſagte Montgazon, „iſt das Kind ſtrafbar, wenn der Hund dieſe Abſcheulichkeit begangen hat?"

„Wenn der Hund ſich darein gemiſcht hat," rief die Frau aus, „ſo geſchah's, weil dieſer Galgenſtrick ihn gewähren ließ."

„Wo war denn das andere Kind?"

„In der Büchſe; dieß iſt, wer ſich darauf verſteht, der Pokal, der am Koſtſpieligſten wieder anzuſchaffen iſt, und der ganze vergoſſene Branntwein."

„Mir ſteht der Verſtand ſtill. Branntwein?" ſagte Parpignolle.

„Ah! mein Herz beruhiget ſich," äußerte Montgazon; „es war irgend ein in Weingeiſt aufbewahrtes Ungeheuer."

„Sie ſind ſehr ekel," verſetzte die Frau mit gereiztem Tone; „er war von Wachs. Man iſt eben ſo delicat, wie ein Anderer."

„Da der Kleine ſagte: mein Bruder . . ."

„Es war ſein Bruder, wenn Sie wollen; wer ſich darauf verſteht, das Porträt von Wachs. Ich habe aus meinem armen Kinde keine Speculation und keine Waare machen wollen. Ich hab' es an einen Arzt verkauft."

„Ah! Sie tröſten mich," ſagte Parpignolle.

„Es bleibt immer ein großes Unglück," erwiederte die Frau, „in einem Wirthshauſe zu zehren, ohne unſer morgiges Brod verdienen zu können. Da kommt mein armer Mann zurück, der ſicher nichts gefunden hat."

Die Frau nahm einen Feuerstahl aus einem Korbe, und zündete ein Licht an. Die jungen Leute drehten sich um, und erblickten einen unbeweglichen Mann, der sich die Stirne trocknete.

„Nun?“ fragte die Frau.

„Nichts,“ antwortete der Mann.

Und er setzte seinen Kammerherrnhut mit weißen Federn wieder ruhig auf seinen Kopf. Er war so in Gedanken, daß er auf unsere jungen Leute gar nicht Acht gab, und diese, aus Neugier verweilend, betrachteten diese Person, deren Anzug Aufmerksamkeit gebot.

Man kann sagen, daß Herr Frédéric (ein Wimpel von seinem Etablissement trug diesen Namen in großen Buchstaben) der Nestor der Marktschreier war. Er war ein grauwerdender, halb kahler Mann, ausgetrockneten Leibes, gekrümmten Rückens, dessen hohle, erloschene, gebrochene Stimme nur mehr ein Pfeifen war. In dieser Beziehung besaß er mehr als einen Aehnlichkeitszug mit der kreischenden Vogelorgel, die so oft in seinen knochigen Händen schnarrte.

Zwei dicke Backenbärte flankirten sein ziegelrothes, durch den Ungestüm der Jahreszeiten eben so verwittertes Gesicht, wie alte, in den Gärten aufgestellte Statuen. Sein Auge war lebhaft, durchdringend und kühn. Herr Frédéric trug das Kleid eines Marschalls von Frankreich, nicht mehr, nicht weniger, verziert mit Spuren von Stickerei; eine Postillionshose von grünlichem Leder, Stallmeisterstiefel, schlaff und mit Faltenwürfen,

wie zwei Federbuſchüberzüge. Die zwei Spitzen ſeines Hemdkragens flohen einander hinter den Ohren, und die auf der Bruſt halbgeöffnete Uniform ließ einen Schatz von Lumpen ſehen, deren unterſcheidbarſter eine geblümte Weſte aus dem Stoffe alter Vorhänge war; ſo ſah Frédéric aus, mit geneigtem Kopfe, feſt hingepflanzt in ſeinen auseinandergeſpreizten Stiefeln, mit nachdenkender Miene Aber als die Mutter den Kleinen durch eine neue, vom Beginne der Exekution gefolgte Drohung zum Schreien brachte, rief Frédéric aus: „Wenn Du dieſen Kleinen todtſchlägſt... kannſt Du Dich nur eines zweiten Subjektes berauben.“

Nun erſt richtete er einen fragenden Blick auf die jungen Leute, und Montgazon glaubte ihm erklären zu müſſen, daß ſie, von dem ihm begegneten Unfalle in Kenntniß geſetzt, lebhaften Antheil daran nehmen.

„Können Sie die Trommel rühren?“ fragte Frédéric. Die jungen Leute ſchauten ſich an, und ſchüttelten lachend den Kopf.

„Es war eine Idee, die mir nur ſo kam. Fahren Sie fort!“

Aber kaum öffnete Montgazon den Mund, als Frédéric ihn wieder unterbrach: „Wollen Sie mir einen Herkules machen, der Eine oder der Andere? Sie können es thun oder bleiben laſſen. Sie ziehen einen Familienvater aus der Verlegenheit, und wir theilen die Einnahme.“

Parpignolle lachte laut auf.

„Ah! mein armer Montgazon, dieſer Seiltänzer macht ſich über uns luſtig. Sie ſehen, mein Würdiger, daß wir vier Spindelglieder haben: Dichterausſehen, mein Lieber. Alles, was ich in dieſem Augenblicke thun könnte, wäre: die Biſſen in meinen Mund zu bringen, wenn es ſeyn könnte.“

„Ich ſcherze nicht,“ rief Frédéric mit blitzenden Augen aus; „ein ſauberer Grund, den Sie mir da angeben! Ich hatte im vorigen Jahre einen Herkules... Du weißt, Adele, den kleinen Beauceron... genannt der unvergleichliche Eiſenarm... Er war ein kleiner Schwächling, voll Schleim, der von der Krankheit aufſtand; Sie hätten ihn umgeblaſen... Ah! meine Freunde, wir waren damals in Metz... Es gab keinen Laſtträger dort, keinen Sapeur der Garniſon, der es mit ihm aufzunehmen gewagt hätte. Aber wir hatten famoſe Zuthaten. Die Zuthat macht Alles. Kurz, wenn Sie zu ſonſt nichts gut ſind, ſo rathen Sie mir, das iſt immer ſchon etwas. Die Wahrheit kommt aus dem Munde der Kinder!“ fuhr er mit einem emphatiſchen Tone fort, der nach dem Gerüſte roch. „Ich bin den ganzen Platz entlang gelaufen, um mich mit meinen Freunden zu benehmen, ich habe Höflichkeiten empfangen, aber dieß war auch Alles. Kinder! das Gewerbe wird immer ſchwieriger, und der Sprung des Acrobaten poſitiv gefährlich. Das Phänomen zieht nicht mehr... Ein Phänomen heut zu Tage iſt die Kundſchaft.“

„Aber," ſagte Montgazon, von der Heiterkeit des Marktſchreiers ermuthiget, „könnte man nicht irgend eine Ungeſtaltheit erkünſteln?"

„Daran fehlt es nicht. Aber das Ungeheure läuft heut zu Tage auf den Straſſen herum; es giebt immer irgend Einen in der Geſellſchaft, der zu Ihrem Gegenſtande zehn Punkte liefern könnte. Es iſt wie mit den Kraftſtücken, es hilft nichts mehr, die Regierung tritt mit uns in Concurrenz."

„Mir dünkt," verſetzte Parpignolle, „daß ſich mit Napoleon noch das Meiſte machen ließe, mit den Schlachten, mit der Salbung, St. Helena, mit den letzten Augenblicken . . ."

„Ein verdorbener Handel! Ich gäbe jetzt nicht dreißig Sous für einen vollſtändigen Napoleon, ſey er von Wachs oder ein Werk der Mechanik. Die Rückkehr der Aſche hat alle Puppen von dieſem Schlage beſeitiget. Ah! wahrlich, das war die Sache im Großen; jeder thut, was er kann. Und dann, ſehen Sie, nützt ſich bei den Franzoſen Alles ab. Fualdès hat nur kurze Zeit gedauert, und war doch ſorgfältig ausgearbeitet; ferner ſind auch Revolutionen der Tod der Poſſenſpiele. Ehedem hatten wir die königliche Familie, die immer intereſſirte. Jetzt geht dieß nicht mehr. Sie ſprechen von Napoleon; da hat der falſche Guignard, mein Nachbar, eine famoſe Idee gehabt; er hat die Myſterien von Paris aus ſeinem Napoleon gemacht. Dieß war was! Er hat nur die Uniformen

mit zwei Sous für Malerei weggethan. Der Mameluk wurde die Chouette, und Talleyrand macht den Chourineur. Vertelfelter Guignard, geh!"

„Und die Julitage?" fragte Parpignolle.

„Denkt man noch daran? Auf acht Tage war's gut. Und dann sieht dieß die Polizei nicht gerne. Es würde zum Beispiel keine Kosten verursachen. Das Costüm wäre leicht; mit einem Haufen Fetzen wär's abgethan. Man verlangt Wirklichkeit... Adèle!" rief er aus, „eine Idee! Du hast Paul und Virginie? Wenn ich Dir die Leichenfeier des Herrn Lafitte daraus machte, was würdest Du dazu sagen? Aber," fuhr er fort, „ich müßte eine Dupin haben. Herr Dupin war dabei. Uebrigens könnte man ihn vortheilhaft ersetzen durch La Bourdonnaye."

„Und Herr Thiers war auch dabei," sagte Montgazon. —

„Richtig. Statt seiner hätten wir . . ."

„Domingo . . ." sagte Adèle ängstlich.

„Ist Herr Thiers schwarz?" erwiederte Frédéric; „er ist nicht schwarz, nicht wahr? Ist er auch nur ein wenig braun? Ein bekannter Mann, wie er, vergilbt immer ein wenig. Zudem könnte man dem Publikum sagen, daß er seine Laufbahn in den Colonien begonnen hatte."

„Mir wären die Kunststücke der unterhaltenden Physik lieber," sagte Parpignolle, „Taschenspielerkünste, Blendwerke . . ."

„Abgenützt! das Publikum hat dieß satt; man läßt ihm deren täglich von allen Farben sehen.“

„Und die gelehrten Esel?“

„Mein Bester!“ rief Frédéric vertraulich aus, „ohne Ihnen zu befehlen, und ohne unterrichteten Leuten Unrecht zu thun,“ (er lüftete leicht seinen Hut), „ist auch dieß ein heut zu Tage sehr verpfuschtes Gewerbe. Wir sind im Jahrhunderte der Talente! Sie wissen dieß besser, als ich. Es giebt keinen so gering erzogenen Mann, in den Journalen oder Akademien, der nicht geschickter wäre, als alle Esel eines Meßplatzes, gelehrte oder nicht. Wie, meine Kinder, wenn Sie im Dampfe schwimmen, wenn Jeder in das Journal schreibt, wenn die Tabakhändler ganz geläufig nach Centigrammen rechnen, glauben Sie, daß man sich an Ihren Eseln ergötzen wird? Aber, junger Mann, wenn ich nicht Sie zu beleidigen fürchtete, würde ich sagen, daß Sie selbst einer sind.“

Er lüftete wieder seinen Federhut, und die jungen Leute ließen sich seinen Scherz mit sehr großem Anstande gefallen.

„Morbleu!“ rief Montgazon aus, „Sie sind ein guter Teufel; ich will Ihnen einen Dienst leisten, und Sie werden sehen, daß wir nicht die Esel sind, für die Sie uns halten.“

Frédéric schaute ihn mit einer hoffnunggemischten Zweifelsmiene an.

„Im Ernste, eine Idee fällt mir ein. Was wer-

den Sie ſagen, wenn ich Ihnen morgen eine Einnahme verſchaffe?“

„Junger Mann, Sie werden meine Gewogenheit erhalten. Sie werden mich und meine intereſſante Familie verbindlich machen.“

„Erinnerſt Du Dich deſſen, was ich vorher zu Dir ſagte?“ fragte Montgazon Parpignolle; „da ergiebt ſich eine ſchöne Gelegenheit.“

Er wendete ſich zu Frédéric.

„Es genügt, Ihnen zu ſagen, daß die brillante Erziehung, die ich erhalten, und ein gewiſſes natürliches Geſchick, ausgebildet durch beharrliche und ganz ſpezielle Studien, mir geſtatten, die Zukunft auf eine beinahe ſichere Art zu erforſchen, mit Ausnahme einer ſehr kleinen Zahl von Fällen. Ich habe das Leben und die Bücher hinreichend ſtudirt, ich kenne genügend das Spiel der menſchlichen Angelegenheiten, und alle möglichen Combinationen derſelben, um bei einem gegebenen Enſemble von Thatſachen, deren verſchiedenen Folgen und Einflüſſe zu enthüllen.“

„Halten Sie ein, junger Mann!“ unterbrach ihn Frédéric entzückt, „behalten Sie dieß für das Poſſenſpiel auf. Verbrauchen Sie Ihre Mittel nicht. Potztauſend! wie handhaben Sie die Sache! Dieß genügt mir, mein Freund, ich ſehe, daß Sie ein Künſtler ſind. Das heißt wohl die Karte ſchlagen, wahrſagen, was?“

„Wahrſagen!“ erwiederte Montgazon mit Würde, „dieß iſt's, was die armen Leute thun, welche die Ein-

faltspinsel auf den Plätzen betrügen; aber der bescheidene Gelehrte, der sich mit der Kenntniß der physischen und moralischen Welt vertraut gemacht, sein Gedächtniß mit allen bekannten Phänomenen bereichert hat, und Schritt für Schritt den Fortschritten in allen Richtungen des menschlichen Geistes folgt; der unermüdliche Beobachter, welcher die Wunder des Magnetismus würdiget, der täglich die bewunderungswürdigen Grundsätze der Schädellehre ergründet und beglaubiget, der durch seine successiven Entdeckungen sich von der unbegrenzten Macht des menschlichen Geistes überzeugt hat, dieser Mann, sag' ich, hat einiges Recht, der Menge das Resultat seiner Studien vorzulegen, nicht sich rühmend, wie ein Charlatan, einer unfehlbaren Macht, aber mit der erprobten Gewißheit, daß er in den meisten Fällen den geheimnißvollen Faden der Geschicke mit sicherer Hand ergreifen kann."

„Ei doch!" rief Frédéric verblüfft aus, „nun ist's genug; Sie würden mich zuletzt in Ihre Klauen bekommen, wie einen Bürger unter den Gaffern; dieß darf nicht seyn; halten Sie ein, zum Henker! halten Sie ein! das ist gut für das Publikum. — Junger Mann, Sie sind im Stande, mein Glück zu machen; ich werde es Ihnen vergelten; versuchen wir's."

„Lassen Sie Ihre Garderobe sehen," versetzte Montgazon kaltblütig, wie ein Mann, der die Hochachtung wieder ergreift, die man ihm schuldet.

„Ich habe, was Sie brauchen," sagte Frédéric,

„ein Zauberkleid mit dem Stabe und ſpitzigen Hute... Du weißt, Adèle, das mir zur Phyſik diente, bei Lebzeiten dieſes armen Adolph..."

Er wies mit jämmerlicher Geberde auf den zerbrochenen Pokal, und die Frau trocknete ihre Augen. — Nicht als hätte Adolph jemals gelebt; aber Frédéric's Empfindbarkeit bezog ſich auf den Ruin des wächſernen Bildes. Der Marktſchreier wühlte in einem Kaſten, zog das mit Goldpapierſternen überſäete Kleid heraus, und es inmitten einer Staubwolke ſchwingend, ſagte er zu Montgazon, indem er es ihm überreichte: „Es iſt noch ganz neu."

Aber dieſer ſtieß es mit einer Miene von ſich, die geeignet war, unſern Mann beſtürzt zu machen.

„Sie ſind nur ein Kind, ſperren Sie Ihre Fetzen wieder ein. Mich wundert es gar nicht, gute Leute, wenn Sie vor Hunger ſterben. Wiſſen Sie alſo, gemeiner Acrobat, daß ich zu meinem Werke nur das fadenſcheinige Kleid brauche, das Sie an meinem Leibe ſehen. Keinen Flitterſtaat, keine Schauſtellung, keinen Charlatanismus! Dieß wäre gut, wenn die Andern keinen Gebrauch davon machen würden."

„O, o!" ſagte Frédéric ganz erſtaunt, „dieß riecht nach der hohen Schule. Ich wundere mich nur, daß Sie zu Fuße gehen. Sie ſind ein verkleideter Prinz, nicht wahr?"

„Wenn Sie, zum Beiſpiel, einen Bedientenkittel für meinen Freund haben, ſo wär's nützlich."

„Sehr wohl. Man wird ihn bekommen.“

Der Abend rückte heran. In der erſten Freude dieſer ſchönen Projekte wollten die jungen Leute das Soupé der Familie theilen, und man verſprach ſich wechſelſeitig ein beſſeres auf den andern Tag. Man wird die Unterhaltung nicht erzählen, die dieſes Mahl würzte, und jedenfalls ergötzlich und belehrend war; aber es iſt zu vermuthen, daß Montgazon mit ſeinem Freunde den Stoff ihrer erſten Unterredung wieder aufnahm, und dießmal der Theorie die Details und Inſtruktionen einer bevorſtehenden Anwendung beifügte. Zuletzt, um ihre Erfahrung zuſammenzuraffen, und ſich beſſer darauf vorzubereiten, nahmen ſie den Antrag an, im eigenen Zelte der Marktſchreierleute zu ſchlafen, mit Hülfe einiger Felleiſen und zuſammengerollter Leinwand, wo ſie ſo gut ſchliefen, wie in ihrem Bette, woraus man ſchließen dürfte, daß ihr Bett nicht beſſer war; zudem war eben die ſchöne Jahreszeit, der Himmel ſo rein, und die Nacht ſo mild.

Das Erwachen war charmant. Alles bereitete ſich ſchon zu den Vergnügungen des Tages vor; die Inſtrumente verſuchten ſich von allen Seiten mit einem Charivari von gutem Anzeichen; man hörte von Ferne in der Stadt das bunte Toſen eines beginnenden Feſttages, und die Frühlingsſonne erheiterte die Schatten der elyſäiſchen Felder.

Vom Morgen an war Frédéric's Zelt mit ſeinem großen Tableau der unterhaltenden Magie bewim-

pelt, und ſeine Truppe ſtand im Gewehre. Um ein Uhr begannen die verſchiedenen Uebungen; der Sturm der Cymbeln brach los, und die Menge wurde dicht. Frédéric, mit ſeiner großen Uniform angethan, präludirte mit ſeinem gewöhnlichen Höllenlärme, und während ſeine Frau und ſein Sohn auf der großen Trommel raſeten, rief er von Zeit zu Zeit aus: „Meine Herren, ich hab' Ihnen nichts zu ſagen; ich bin nur ein Mann ohne Erziehung; aber mein Meiſter wird kommen.“

Dieſe Sonderbarkeit begann die Vorübergehenden in Verwunderung zu ſetzen; dieſe ſteigerte ſich aber noch, als man einen jungen Mann von gefälligem Aeußern, beſcheiden gekleidet, vortreten ſah, der ſich mit einer Eleganz, Leichtigkeit, Correctheit und Einfachheit ausdrückte, welche in einem ſolchen Falle Alles fördern. Die Menge ſchaarte ſich an dieſer Stelle; Neugierige aus allen Ständen, Bürger, elegante Frauenzimmer, junge Leute, blieben ſtehen, und wechſelten Zeichen des größten Erſtaunens. Der Inhalt deſſen, was Montgazon ſagte, war ganz geeignet, die ſtärkſten Geiſter der Verſammlung zu ergreifen, zu gewinnen, zu verlocken, und um eine Idee davon zu geben, kann man die folgenden Stellen citiren.

„Meine Damen, — meine Herren!

„Ich weiß, was ich wage, indem ich an einem ſolchen Tage und an einem ſolchen Orte erſcheine. Mögen jene, die in mir nur einen Charlatan zu ſehen erwarten, ſich entfernen, oder über mich luſtig machen.

Ich werde, in Ermangelung eines Beſſeren, zufrieden ſeyn, ſie zu ergötzen. Aber dieſe Reſignation beweiſe Ihnen wenigſtens die Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugungen, und den Muth, welchen ſie mir einflößen können. Meine Herren, ich habe gewiſſe Studien gründlich betrieben, und lege dem Publikum das Reſultat dieſer Nachforſchungen ganz einfach vor. Ich werde keine langweilige Gelehrſamkeit auskramen; verſtändigen Leuten genügt ein Wort.

„Niemand kann läugnen, daß man ſeit dem Anfange der Welt geglaubt hat, die Zukunft zu kennen, oder wenigſtens, daß es möglich ſey, ſie zu kennen. Nun aber, meine Herren, ſind dieſe allgemeinen Meinungen große Wahrheiten; dieſe namentlich ſpringt in die Augen. Nur wurde ſie, wie alle Wahrheiten, durch Charlatane und Betrüger entſtellt. — Es war ſehr leicht, meine Herren, dieſen Inſtinkt des menſchlichen Geiſtes zu mißbrauchen; muß man aber deßwegen ſagen, daß er nicht exiſtire? Wenn er exiſtirt, kann er nicht ohne Grund exiſtiren, das heißt: nicht ohne Mittel, ſich zu befriedigen.“

Eine Regung des Erſtaunens, der Beiſtimmung, der Bewunderung, wurde unter den Zuhörern bemerkbar, vorzüglich unter den beſſer Gekleideten.

„Die Mittel des Charlatanismus ſind vergeblich. Man durchſchaut ſie leicht. Welche Beziehungen können die Geſtirne, der Flug der Vögel, die Zahlen, die Karten auf die Geſchicke des Menſchen haben? Bloße

Chimären! Aber wenn Sie zu mir ſagen: „„Alles auf dieſer Welt iſt nur Analogie, die nämliche Urſache bringt die nämliche Wirkung hervor, eine ſolche Leidenſchaft erzeugt im Individuum eine ſolche Unordnung; das Individuum übt einen ſolchen Einfluß auf die Familie, und Alles iſt ſo regelmäßig in dieſem Leben, daß ein Greis nur lange gelebt zu haben braucht, um die wahrſcheinlichen Folgen der Ereigniſſe vernünftig andeuten zu können; wenn Sie beifügen, daß ein Mann ſein Studium darauf gerichtet, daß er dem Anſchauen der Welt weitumfaſſende, das Alter ergänzende Lectüre beigeſellt, daß er die menſchlichen Wechſelfälle in Klaſſen gebracht hat, daß er, in allen Fällen, tauſend Beiſpiele zu Gunſten ſeiner Weiſſagung beibringt,““ — dann, meine Herren, bin ich ganz Ohr, und beginne zu glauben, daß dieſer Mann mir wenigſtens ſehr merkwürdige Dinge, wenn nicht, wie es gewiß iſt, ſehr wahre, ſagen kann.“

In dieſer Beziehung gaben mehrere Umſtehende den Wunſch, und ſelbſt eine äußerſte Ungeduld zu erkennen, mit einer ſo neuen Sache einen Verſuch anzuſtellen. — Andere, die anfangs lächelnd billigten, wurden ernſthaft, und begannen untereinander zu flüſtern.

„Wohlan, meine Herren, dieß iſt's, was ich Ihnen hier ſage... Noch eine letzte Bemerkung. Ich wende mich, meine Herren, an jene unter Ihnen, deren Geiſt gebildet iſt. Wer hat nicht oft, die Philoſophen und auch die Romandichter leſend, Bemerkungen gefunden,

welche der Leſer vollkommen treffend auf ſich ſelbſt anwenden konnte? Wer hat nicht bei den Schriftſtellern vergangener Jahrhunderte hiſtoriſche Anſichten und wahrhaftige Weiſſagungen geleſen, die in Erfüllung gegangen ſind? Was ich Ihnen biete, iſt gleichſam eine Sammlung coordinirter Bemerkungen. Dieß iſt Alles, was ich hier von meiner Wiſſenſchaft ſagen kann. Sie ſoll dem einfachſten Geiſte nützen, aber ich wüßte ſie ihm nicht begreiflich zu machen. Ich beſchränke mich auf dieſe Andeutung."

Die Weiber aus dem Volke, die Soldaten, welche zuhorchten, hatten den Faden der Rede verloren; da ſie aber die gutgekleideten Leute Beifall geben ſahen, ſtimmten ſie auch mit ein.

„Den Preis betreffend, den ich verlange," — fuhr Montgazon beſcheiden fort, — „mußte ich ihn nach der Dauer meiner Studien bemeſſen; er wird zu hoch ſcheinen, aber ich wage zu ſagen, daß in Vergleichung mit jenen zwei Sous gegeben wird, welche ein Schwätzer begehrt, der Ihnen dafür Dummheiten auftiſcht. Meine Conſultationen werden mit fünf Franks bezahlt!"

„Das iſt zu theuer, Unglücklicher!" rief Frédéric halblaut aus, „wir ſind ruinirt!"

„Parpignolle," ſagte Montgazon ganz leiſe, „gieb doch einen Fußtritt dieſem Schufte, der nicht würdig iſt, mich zu verſtehen!"

Dieß geſchah. Und in der That traten nach einigen Bewegungen von Unſchlüſſigkeit mehrere Zuhörer

mit einem ſchüchternen Lächeln ein, Andere folgten ihnen; in einem Augenblicke war die äuſſere Umſchlieſſung der Baracke voll, und der verblüffte Frédéric wurde dazu verwendet, die Reihenfolge zu ordnen. Dann ſtieg Montgazon wieder herab, und begann die Sitzung.

Der Erſte, welcher ſich einfand, war ein junger Mann von guter Laune, der des Hohnſprechens wegen einzutreten affectirte, und noch auf der Schwelle mit ſeinen Freunden lachte.

„Ja," ſagte Montgazon, „Sie haben viele Freunde, die vertrauteſten, die luſtigſten, und in der Noth dürften Sie auf keinen Einzigen zählen. Sie ſingen, Sie trinken mit ihnen; aber wie! wenn Sie allein ſind, quält Sie die Melancholie. Es iſt Schade, daß die Freuden der Jugend ſo kurz und mit ſo ſchmerzlichen Wendungen vermiſcht ſind. Bedenken Sie, wie traurig Sie ſind, wenn Sie zu viel getrunken haben. Sie bereuen dieſe Ausſchweifungen und die verlorene Zeit, und ſagen unaufhörlich: Morgen. Welche Qual liegt in dieſem Kampfe der Lüſternheit, der Ehrſucht und der Feigheit! Und wenn Sie zum Nachdenken kommen, wie jagen Ihnen dann peinigende Erinnerungen, Schmach und Scham das Blut in's Geſicht!

„Warum laſſen Sie ſich in Allem von der Eitelkeit leiten? Sie machen ſich manchmal mit Ihren Freunden über eine Frauensperſon luſtig, Sie halten ſie für häßlich und verächtlich, und obgleich ſie es wirklich

ſeyn mag, liegen Sie doch ganz bebend zu ihren Füßen; es iſt wahr, daß dieß wieder eine Comödie iſt, aber es iſt auch wahr, daß dieſe Frauensperſon Sie wüthend eiferſüchtig macht. Welch ſonderbares Gewebe von Widrigkeiten! Endlich rühmen Sie dieſelbe Jedem, der ſie nicht kennt, und verhehlen dabei, daß ſie fünfzehn Jahre älter iſt, als Sie ſagen.“

Der junge Mann entfernte ſich bald, und ſagte zu ſeinen Freunden, daß man ihm die Wahrheit geſagt habe, ohne zu geſtehen ... welche.

Nach ihm erſchien ein dickbäuchiger, grauwerdender, reichgekleideter, feines Tuch und ſchönes Weißzeug tragender Mann, der zu jenen zu gehören ſchien, welche, wie man ſagt, eine Stellung haben.

Montgazon enthüllte ihm zuvörderſt: daß er ſich über ſeine Familie zu beklagen habe. Der Mann ſchien erſtaunt. Und daß man ſich darüber nicht zu verwundern brauche: daß er aus Ueberdruß, aus Eigennutz und ſchon bei zunehmendem Alter geheirathet, ſeine Kinder und ſeine Frau vernachläßiget habe; daß er nur an die Förderung ſeiner Angelegenheiten denke; daß er Unordnungen zu Hauſe dulde, um die ſeinigen draußen zu decken, und daß es kein Wunder ſey, wenn ſeine Frau ihn betrüge, wenn ſeine Kinder die Achtung verlören, wenn er ſelbſt gezwungen werde, ſich zu betäuben, in ſich ſelbſt zurückzuziehen, und daß ihm ſogar in ſeinem traurigen Alter irgend eine Cataſtrophe begegnen könnte ... Aber der Mann war ſchon verſchwunden.

Zum Glücke bezahlte man voraus. Darnach kam eine ſehr reife Dame, beladen mit Schleifen, Juwelen, Echarpen, mit jenem Zubehör der Gefallſucht, worin geübte Augen die Sitten eines Frauenzimmers leſen.

Montgazon beruhigte ſie, denn ſie zierte ſich erröthend, und rief dann aus: „Ah! Madame, Sie haben große Herzensleiden!“

„Ja, mein Herr,“ erwiederte die Dame mit einem Seufzer.

„Sie ſind ſehr oft betrogen... verrathen worden.“

„Ah! ja.“ Ein zweiter Seufzer.

Montgazon fügte bei, daß ſie ihrerſeits nicht tadellos ſey, und machte ihr eine ſo wahre Schilderung ihrer Leiden, des Zuſtandes ihres bei ſo vielen Liebſchaften leeren und trockenen Herzens, endlich der von ihr zu gewärtigenden Zukunft, daß ſie in Thränen ausbrach, und fragte, ob es kein Hülfsmittel gebe?

„Ja,“ verſetzte Montgazon, „aber es wird Ihnen ſehr ſchwer fallen.“

„O, gar nicht, mein Herr, gar nicht!“ rief die Dame aus, einen losgehäckelten Ohrring wieder einfügend; „ich bin der Welt ſatt; mir ſind die Männer zum Abſcheu geworden...“ Und indem ſie auf Montgazon einen tödtlich verwundenden Blick warf, ſetzte ſie ſchmachtend hinzu: „Es giebt ſo Wenige unter ihnen, welche wahrhaft zu lieben wiſſen.“

Doch Montgazon ſtand auf, und die Dame ging voll Bewunderung fort.

Kurz, nach einigen scheinbar gleichgültigen Fragen, sagte Montgazon Jedem ungefähr Folgendes: „Daß er oder sie großen Kummer habe ... viel aus eigener Schuld.

„Daß oft Zwiste in ihrem Hause entstehen, und ihre Familie durch große Feindschaften getrennt sey ... und daß es nicht so ginge, wenn Jeder das Seinige thäte.

„Daß ihre Gesundheit, durch Unbehaglichkeiten getrübt, Störungen unterworfen sey ... und zwar aus Mangel an Mäßigkeit, Vorsicht und zu beobachtender Lebensordnung.

„Daß sie natürlicherweise indiscret, eitel, lästernd, eigensüchtig, unmäßig, lügnerisch seyen, ꝛc. ꝛc. ... und daß diese Fehler ihnen noch mehr schaden, als dem Nächsten.

„Daß sie mit ihrer Lage unzufrieden seyen ... und daß sie es nur sich selbst beimessen können, daß sie nicht besser sey.

„Und endlich, daß es auch für die Zukunft mit allen diesen Beziehungen sich ungefähr eben so verhalten werde."

Nun aber entriß jede von diesen Offenbarungen den Patienten eine unwillkürliche Beistimmung; sie konnten fortgehend nicht umhin, ganz laut zu gestehen, oder ganz leise zu denken, daß man ihnen die genaue Wahrheit gesagt habe, und Frédéric und dessen Familie hatten fast nichts zu thun, um den Zulauf der Neugierigen zu vermehren.

Schon war die Nacht angebrochen, und die Baracke

noch nicht leer geworden; da aber um neun Uhr Abends auf der Brücke Ludwigs XVI. ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte, so begann das Gewühl sich zu lichten, die elysäischen Felder leerten sich, das Geschmetter der Trompeten und Cymbeln verhallte nach und nach, und die Gauklertruppen konnten nach einem so heißen Tage einen Augenblick zu Athem kommen.

Parpignolle eilte zu seinem Freunde, der auf die Gerüste gestiegen war, um die Menge sich verlaufen zu sehen, und sagte laut lachend zu ihm: „Was zum Teufel hast Du ihnen denn weißgemacht?"

„Betrachte diese Volksmenge," antwortete Montgazon; „Du wirst zufällig nur Narren, Spitzbuben oder Dummköpfe herausfischen; ich habe mir die Freiheit genommen, dieß Jeden einzeln fühlen zu lassen, und ich hatte doppelt Recht, Dir gestern zu sagen, daß die Welt seit den Delphischen Orakeln sich nicht geändert habe."

Als sie in die Baracke traten, wurde Frédéric eben mit dem Zählen der Einnahme fertig. Bei Montgazon's Anblicke nahm er feierlich seinen Hut ab, und beugte mit seiner Adèle und dem Kinde das Knie vor ihm, was so ziemlich das Gemälde von Alexander dem Großen, unter dem Zelte die Familie des Darius besuchend, darstellte.

„Junger Mann," sagte Frédéric, „Sie sind mein Kaiser! Nach vierzigjährigem Geschäftsbetriebe an auswärtigen Höfen, oder, mit andern Worten, an Bezirks-Hauptorten, bin ich neben Ihnen nur ein Stümper;

aber ich ſchmeichle mir, dem Genie die Laufbahn geöffnet zu haben. Ich biete Ihnen täglich drei Franks, und wir verlaſſen uns nicht mehr."

„Drei Franks täglich!" ſagte Parpignolle zu Montgazon, der zu lachen begann.

„Ich biete nicht genug," fuhr Frédéric fort, „das iſt nicht bezahlt: Hälfte Einnahme, mit Gratification, Urlaub, Benefice-Vorſtellungen, Enthebung vom Fahren, von der Trommel und dem Poſſenſpiele, und ich verſchaffe Ihnen die Tochter des Guignard zur Frau."

„Die Tochter des Guignard!" wiederholte Montgazon theilnehmend.

„Ja, mein Herr, ja, mit Ihren Talenten können Sie auf Guignard's Tochter Anſpruch machen; die ſchönſte Partie auf allen Meſſeſtätten von Beaucaire bis Saint-Cloud."

„Hat ſie Vermögen?"

„Einen Schatz! Sie Beide könnten eine Equipage halten; ein Mädchen, das verdienen kann, was ſie will. Vollkommene Erziehung. Erſtens, vor Allem und einzig, ſpielt ſie alle Inſtrumente, die Poſaune, die Trompette, das Waldhorn, die Trommel, die Violine, die Clarinette, die Wirbeltrommel; ferner iſt ſie in allen Uebungen gründlich unterrichtet, im Voltigiren, im Gleichgewichthalten, im Bauchreden, in der unterhaltenden Phyſik; und dann, hören Sie, in der Kunſt, ſich zu erklären, können nur Sie ihr die Spitze bieten; es iſt ein meiſterhaftes Franzöſiſch; ſie könnte Leute um

eine todte Ratte ſchaaren, einen Leichenzug zum Stehen bringen. Wie oft ſag' ich zu ihr: Zenobie, Du mußt mit, ich weiß nicht was, eingerieben ſeyn!"

„Iſt ſie denn ſehr einnehmend?"

„Einnehmend! Zenobie! wenn ich Ihnen ſage, daß ihr die Zweifousſtücke nur ſo zufliegen. Und hiemit verbindet ſie ſolide Talente. Sie ſtellt es den Liebhabern täglich frei, ihr Pflaſterſteine auf dem Bauche zu zerſchlagen. Durch die Kraft der Kinnlade trägt ſie einen Cüraſſier fort, und tanzt die Gavotte auf einem glühenden Eiſen."

„Aber ohne Zweifel iſt ſie hübſch; das iſt's, was ich ſagen will."

„Ein Phänomen, mein Herr! Erwägt man ihren Stand, ſo iſt ſie das verzärtelte Kind der Natur. Sie hat ſechs Zehen an jedem Fuße, Nägel wie Klauen, und iſt am ganzen Leibe voll Haare, ein Vorzug, der ihr geſtattet, ſich in den kleinen Orten, wo das Ungeheuer noch zieht, nach Belieben als Vogel Greif oder wilde Frau zu zeigen. Das rohe Fleiſch, welches ſie vor der Geſellſchaft verzehrt, gilt ihr als Frühſtück; ſie verſchluckt einen Säbel wie ein Glas Wein. Eine vollendete Künſtlerin, wie!"

Als aber Frédéric die Miene der jungen Leute ſah, fuhr er fort:

„Sie lachen hierüber? ... Ohne Ihrer Achtung zu nahe zu treten, dieß iſt eine übelangebrachte Delicateſſe; wenn Sie alt werden, werden Sie auch ernſt-

haſter denken, und dieſe Frauenzimmer würdigen ... Wär' ich um zwanzig Jahre jünger... nicht um Adèlen zu kränken, ſag' ich's ... Adèle hat ihr Gutes ... aber wär' ich um zwanzig Jahre jünger, mir wäre Zenobie nicht entgangen; dieß iſt nicht Alles, junger Mann: Guignard iſt alt; er hat ſich ehedem durch Sprünge das Kreuz verrenkt; deßwegen leidet dieſer Mann, wenn Regen bevorſteht; er wünſcht, ſich in ſeine Heimath zurückzuziehen, und es ſcheint mir, daß man ſchon mit ihm davon geſprochen habe, ihn dort zum Maire zu machen; er iſt übrigens ein Mann, der ſich etwas zuſammengeſcharrt hat; er wird Ihnen ſein Etabliſſement, Wagen, Muſik, Gebälke, Caimane *), abgerichtete Hunde, Alles miteinander überlaſſen. Man könnte den Hanswurſt wegthun, weil Ihr Herr Freund geeignet iſt, ihn zu erſetzen, und wir würden miteinander eine Truppe bilden, die jede Concurrenz zu erdrücken vermöchte. Leuchtet Ihnen dieß ein?"

„Nein," verſetzte Montgazon, „ich bedanke mich für die Caimane. Sie werden der Mademoiſelle Zenobie ſagen, daß ich ihr die Klauen küſſe. Es war nur ein Verſuch."

„Das iſt unmöglich!... Frankreich hat ein Recht auf Ihre Wohlthaten. Sie wollen Ihre Talente erſticken!"

*) Eine Art großer Krokodille.

D. Ueb.

„Sie werden uns nützen, seyen Sie ruhig. Mein Freund Parpignolle will Arzt werden, und ich wähle die politische Laufbahn.“

„Ja,“ entgegnete Frédéric tief betrübt, „dieß ist das nämliche Genre... aber,“ fügte er, den Kopf erhebend, hinzu, „minder ehrenwerth. Inzwischen hat jedes Handwerk seinen goldenen Boden. Hier ist jedenfalls die Hälfte der Einnahme. Der Acrobat hat das Herz auf dem rechten Flecke; Frédéric wird nie diese merkwürdige Gefälligkeit vergessen, die ich zum Theile diesem Thiere verdanke . . .“

Er verabfolgte einen Fußtritt seinem Hunde, der ein Geheul ausstieß.

Allein Montgazon nahm nur zwanzig Francs aus der Schüssel, um nach dem Kunstfeuerwerke zu soupiren . . .

Und Frédéric rief bei diesem Anblicke aus:

„Kleiner, grüße Deinen Wohlthäter!...“ mit einem zweiten, dem Jungen versetzten Fußtritte, der auf dieses Commando aus Gewohnheit den Karpfensprung machte.

„Und Du, Adèle, leuchte diesen Herren, welche die Großmuth mit dem Talente verbinden!“

Die jungen Leute, von der dankbaren Familie begleitet, verließen die Baracke wie das gastfreundliche Zelt eines alten Patriarchen; doch Parpignolle zog seinen Freund fort, denn die ersten Bomben des Kunstfeuer-

werkes zerplatzten in den Lüften, mit blendenden Lichtern die Wipfel der Bäume erhellend.

„Wieder eine Gauklertruppe!“ rief Montgazon von ferne Frédéric zu, auf die Raketen weiſend.

„Bekannt!“ erwiederte der Marktſchreier.

Und die beiden Freunde erreichten mit allem Volke die Kaie, um ſich an dem Flammenſtrauße zu ergötzen.

Eduard Ourliac.

(Ende des dritten Theiles.)

Inhalt des dritten Theiles:

	Seite
Blick auf Paris in Bezug auf die Hölle . . .	3
Was aus Paris verschwand	14
Geschichte von zwei wohlfeil reichen Männern . .	25
Sonderlingsansicht vom Neujahrstage . . .	36
Eine bürgerliche Heirath in Paris	41
Unter den Kastanienbäumen der Tuilerien . .	68
Unter den Linden des Place-Royale . . .	74
Im Garten des Luxembourg	81
Phillibert Lescale	86
Einige ungedruckte Gedankenspäne von Charles Nodier	91
Geschichte und Physiologie der Boulevards von Paris	92
Die Mätressen in Paris	112
Was die Liebe sey, und ob man sich liebe . .	138
Von der Verhüllung des Bildnisses Christi in den Justizhöfen	144
Von den Täuschungen in Paris	145
Die Veränderung des Schauplatzes	153
Die Familienmutter in der schönen Welt . . .	153
Ueber die freiwillige Armuth reicher Leute . .	171
Wohin eine Frau geht, welche ausgeht . . .	174
Versuch über die Sitten der Marktschreier . .	190

Der

Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollſtändiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politiſchen, künſtleriſchen, literariſchen, induſtriellen Lebens ꝛc. ꝛc.

Von

Balzac, Cormenin, Alexander Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutſch

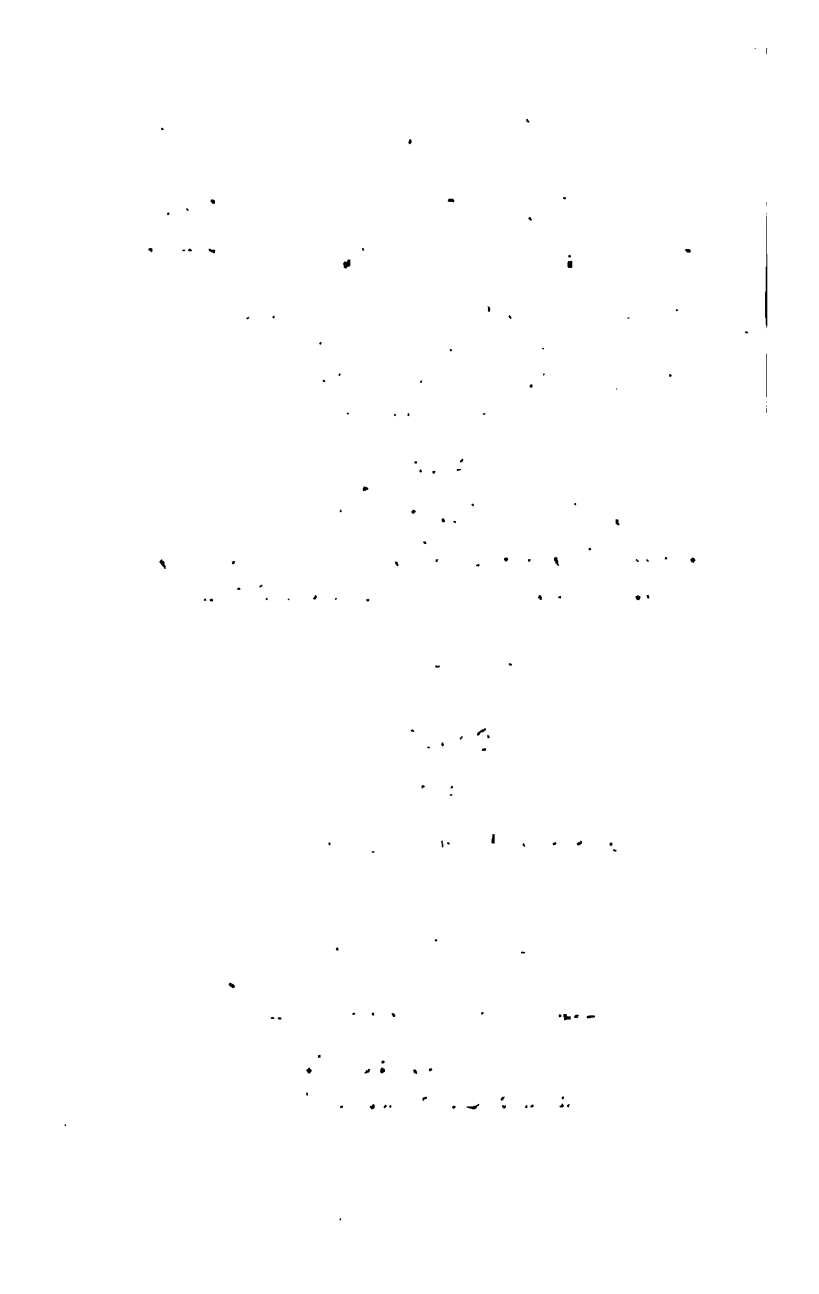
von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierter Theil.

Augsburg, 1845.

v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.



Beschreibung einer Reise

zu den

Wilden in Paris.

Brief an einen Freund.

Bisher, mein alter Freund, hast Du mich durch Deine Ueberlegenheit als Reisender gedemüthiget, und während ich mit Dir nur von Venedig und Palmyra sprechen konnte, hast Du, muthiger Malgache, in Deinen wundersamen Erzählungen mich vom Atlas zum Vorgebirge der guten Hoffnung, von Sanct-Helena nach der Insel Mauritius spazieren geführt. Es war Zeit, mich nun auch an große Expeditionen zu machen. — Dieser Wunsch hatte mich meine ganze Jugend hindurch gequält, und auf der Neige meines Lebens fühlte ich wohl, daß ich auf meine Träume verzichten, oder lange und unfruchtbare Vorsätze endlich in ernste Vollziehungen verwandeln müßte. Deßwegen, nicht früher als gestern Morgens, entschied ich mich für die Abreise, und am nämlichen Abende, nach der glücklichsten Fahrt heimgekehrt, gelobte ich mir, die Erzählung meiner Abenteuer Dir zu senden.

Nicht geſonnen, die Sache halb zu thun, nahm ich meine Richtung mit einem einzigen Sprunge nach den antiken Einöden der neuen Welt, und nachdem ich den Morgen dazu verwendet hatte, einen Schiffspaſſagierpack von Scharlachtuch von mit den ſchreiendſten Farben bemalten Straußfedern und von bunten, kleinen Glas-Waaren zu machen, verſammelte ich meine Familie, und reiſete mit ihr gegen Mittag bei günſtigem Wetter ab. Freilich vergaß ich, mein Teſtament zu machen, und feierliche Abſchiedsworte an meine Freunde zu richten. Das Schiff ging unter Segel... ich will ſagen, daß die Miethkutſche auf der Straße wartete, und mit Hülfe des erfahrenen Piloten, der das Steuerruder dieſes Fahrzeuges lenkte, kamen wir ohne Hinderniß in der Straße Faubourg-Saint-Honoré an, wo wir bei den Mathäuten von Nordamerika landen ſollten. . . . . .

Mit andern Worten, Herr Catlin geſtattete uns, das Innere des Sales Valentins zu beſuchen, worin unſere Reiſe mitten durch achtundvierzig indiſche Stämme, auf einem Gebiete von zwölf bis fünfzehnhundert Meilen Flächenraumes, Statt finden ſollte.

Herr Catlin iſt ein Muſter von einem Reiſenden, würdig, daß Dir, lieber Malgache, in Muth, Ausdauer, Mäßigkeit und Liebe zur Wiſſenſchaft zu wetteifern. Aber während Du Dich ſpeziell dem Studium der Pflanzen und deren anmuthigen Gäſte, der Schmetterlinge und Käfer, geweihet haſt, hat er ſeine Beobachtungen auf einen Gegenſtand gerichtet, welcher die Maler und Ro-

manendichter unmittelbarer intereſſirt, auf das Studium der menſchlichen Geſtalt und jener der Landſchaft. Mit der nur allzuwahren Ueberzeugung von dem raſchen und nahen Erlöſchen der eingebornen Stämme des nördlichen Amerika, und in Anerkennung der künftigen Wichtigkeit einer maleriſchen Geſchichte dieſer Völker, iſt Herr Catlin allein abgereiſet, ohne Freunde und ohne Rathſchläge, mit ſeinen Pinſeln und ſeiner Palette verſehen, um die Züge, die Sitten und Coſtüme jener ſogenannten wilden Völkerſchaften, die man vielmehr mit dem Namen „urſprüngliche Menſchen“ bezeichnen ſollte, auf die Leinwand zu bannen und vor Vergeſſenheit zu bewahren. Er hat auf dieſe Erforſchung acht Jahre verwendet, und mit Gefahr ſeines Lebens die verſchiedenen Niederlaſſungen einer Bevölkerung von ungefähr fünfmalhunderttauſend, zur Zeit ſchon auf weniger als die Hälfte durch gewaltſame Gebietswegnahme, Branntwein, Schießpulver, Menſchenblattern und andere Wohlthaten der Civiliſation verminderten Seelen beſucht.

Dieſe Sammlung enthält, außer einem Muſeum von Waffen, Coſtümen, Schädeln und den ſeltſamſten Hausgeräthen, mehr als fünfhundert Gemälde, wovon ein Theil aus einer Gallerie von nach der Natur gemalten, die verſchiedenen Stämme darſtellenden Männer- und Frauen-Porträten beſteht, und der Reſt aus einer Reihe von Landſchaften und Scenen aus dem indiſchen Leben: Spiele, Jagden, Tänze, Opfer, Kämpfe, Myſterien ꝛc. In einem beſcheidenen Proſpectus bittet Herr Catlin das

Publikum um Nachsicht mit seinen unter tausend Gefahren rasch hingeworfenen Skizzen, und oft in einem Canot, worin er mit der einen Hand rudern mußte, während er mit der andern Hand malte.

Es ist wahr, daß der reisende Maler ohne Talent seine Fahrt begann, und daß es sehr leicht wäre, die Farbe gewisser Landschaften, die Zeichnung gewisser Bilder zu kritisiren; aber es ist ihm gelungen, nach und nach den durch die Beharrlichkeit verdienten Erfolg zu erringen, den guten Glauben und das Gefühl, welches man für die Kunst hat, wenn man auch das Praktische davon nicht versteht. Daher wird jeder Künstler in seinen Gemälden ein Talent der Naivetät anerkennen, und in den meisten Porträten ein eminentes Talent der Gewissenhaftigkeit, eine sprechende Wahrheit in den Physiognomien, Details von vortrefflicher Zeichnung, voll Begeisterung und Ahnungsvermögen, kurz jenes Etwas von Gefühl und Verständniß, das Niemand erwerben kann, der nicht damit begabt ist, und das keine kalte Theorie ersetzt.

Ich bin also durch die indischen Stämme ohne Mühseligkeit und ohne Gefahr gewandert; ich habe ihre Züge gesehen, ihre Waffen berührt, ihre Pfeifen, ihre Scalpe *); ich habe ihren schrecklichen Einweihungen beigewohnt, ihren verwegenen Jagden, ihren

*) Sammt den Haaren abgezogene Häute der Hirnschädel. D. Uebs.

furchtbaren Tänzen; ich bin in ihre Wigs-wams eingekehrt. Dieß Alles verdient wohl, daß die guten Einwohner von Paris, welche jene Gegenden bereits auf poetische Weise durch Chateaubriand, Cooper ꝛc. kennen, ihren Kamiawinkel verlassen, um sich mit ihren Augen von der Wahrheit dieser schönen Beschreibungen und dieser galanten Erzählungen zu überzeugen. Die Augen lehren uns noch mehr davon, als die Einbildungskraft, und Jeder, die verschiedenen, durch die Sinne empfangenen Eindrücke nach seinem individuellen Gefühle umgestaltend, kann nach dem Besuche des Museums Catlin das wilde Amerika noch besser kennen, als bisher durch Lektüre und Vorstellung.

Bei den Meisten dieser Indianer ist Herr Catlin *) mit der alten Gastfreundschaft aufgenommen worden. Er hat bei ihnen Rechtlichkeit und Güte gefunden; aber bisweilen wäre er beinahe ein Opfer ihrer Vorurtheile geworden, dieser geheimnißvollen Welt, an welcher die Klugheit und Voraussicht der Weißen unglücklicherweise scheitern. Eines Tages unter andern, da er die Erlaubniß erhalten hatte, das Porträt eines Häuptlings zu machen, gefiel es ihm, die schönen Linien seines Profils zu zeichnen; aber einer von den Kriegern, der

*) Herr Catlin hat seine Reise in englischer Sprache herausgegeben. Es ist ein prächtiges, mit Bildern nach seinen Gemälden geziertes Werk, voll seltsamer Ereignisse und interessanter Abenteuer.

G. S.

es betrachtete, sagte zu dem Häuptling: „Dieser Weiße verachtet Dich; er macht nur die Hälfte von Dir, und will damit sagen, daß er Dich nur für einen halben Mann halte.“ Alsogleich, plötzlich seine Stellung verlassend, stürzte der Häuptling auf Denjenigen los, der diese beschimpfende Bemerkung gemacht hatte, und ein wüthender Kampf entspann sich zwischen ihnen. Der Künstler, nicht wissend, wie der Kampf sich ende, entwischte, und flüchtete sich in eines von den Fort's, die streckenweise auf den Felsenbergen liegen, und bestimmt sind, die Bewegungen der Indianer zu beschützen, das heißt: zu überwachen. Der Häuptling blieb Sieger, und Herr Catlin konnte zurückkommen, und sein Porträt vollenden. Wenn der Tadler den Häuptling getödtet hätte, der ihm den Kopf spaltete, hätte der Maler mit dem seinigen für den von ihm erregten Kampf gebüßt. *)

*) Wir fügen hinzu, daß er das Profilporträt ergänzen mußte. Die Hälfte vom Gesichte des Vorbildes hatte der Beschimpfer entfernt. Hören Sie in diesen Beziehungen die sonderbaren Ansichten und abergläubischen Ideen, gegen welche der Reisende während seiner malerischen Reise zu kämpfen hatte. Ueberall galt er für einen Zauberer; die Einen hielten ihn für einen großen Arzt, weil er Gesichter machte, welche aussahen, als ob sie lebten, und deren Augen schauten; Andere betrachteten ihn als einen gefährlichen Magier, fähig, den Tod der Leute zu bewirken, die er in seinem Buche forttrug.

Täglich erschreckt die Civilisation, welche in das Innere der Einöde dringt, und die Bevölkerungen zerstört, mit ihren Drohungen jene indianischen Häuptlinge, welche die verhängnißvolle Gabe der Voraussehung zu besitzen beginnen. Diese traurige Fähigkeit ist dem Naturmenschen so fremd, daß im Allgemeinen, als die Missionäre sie bewogen, zu säen, zu pflanzen und Thiere aufzuziehen, die Kartoffel, bevor sie gekeimt, ausgerissen und gegessen, die Bäume, sobald sie die Dicke einer Stange erreicht hatten, abgeschnitten, und die Thiere, zum größten Vergnügen der jungen Krieger, in einer großen Jagd in Masse getödtet wurden. Dennoch drängen sich die Thatsachen der Erfahrung so schrecklich vor ihren Augen, daß die Weisen von mehrern noch barbarischen

---

Die starken Geister sagten, daß sie dieß nicht für die Personen gefährlich hielten, aber daß der Zauberer Macht über die Thiere besitze: daß man sofort, seitdem er viele Büffel in sein Buch gesteckt, notorisch deren kaum mehr auf der Prairie sehe, und daß bald Wildmangel einträte, wenn man ihn so fortfahren ließe. Die gegenwärtig in Paris befindlichen Indianer willigen nur nach langem Widerstreben ein, ihr Porträt machen zu lassen. Sie messen dieser Nachgiebigkeit den Tod von einem von ihnen bei, der in England am Heimweh starb. Selbst der Häuptling, der Aufgeklärteste unter ihnen, hat zwar bei mir einem Künstler Modell stehen wollen, aber nur unter der Bedingung, bloß seine Tracht und Stellung zu zeichnen; zu seiner Beruhigung mußte man ihm zeigen, daß man sein Gesicht weiß ließ.

G. S.

Stämmen, ihre Kinder den Miſſionären zum Unterrichte anvertrauen, und unter ſich auf jenes Kriegsſyſtem verzichten, welches ſeit hundert Jahren durch den Gebrauch der Schießgewehre noch zerſtörender geworden iſt, als es während aller vorausgegangenen Jahrhunderte geweſen war.

Wird es unſerer Civiliſation gelingen, dieſe edlen Stämme zu retten, wenn ſie dieſelbe völlig werden angenommen haben? Ich zweifle daran, weil wir ſelbſt ſo wenig civiliſirt ſind, und die infame Handelsgier an die Stelle der Wirkungen von Rivalitäten und Kämpfen von Stamm gegen Stamm, nur neue Zerſtörungsurſachen ſetzt. Die Jagdeingriffe in die wildreichen Gebiete dieſer gegenſeitigen Stämme, ſind in dem Maße immer häufiger werdende Kriegsurſachen, als die Eroberungen der Urbarmachung die Stämme aufeinander zurückwirft.

Die Lockung des Gewinnes iſt eine weitere Quelle der Verwüſtung. Die Indianer haben unſere Erzeugniße gegen ihre Pelzwaaren eintauſchen gelernt, und irgend ein Stamm in der Nähe unſerer Niederlaſſungen, erlegt in drei Tagen mehr Damhirſche und Büffel des Handels wegen, als er deren früherhin in einem Jahre zu ſeinem Verbrauche tödtete. Wie wird dieſer Vertilgungskampf enden, da die erſten Fortſchritte des Wilden in der Unmäßigkeit beſtehen, das heißt: in einem großen Syſteme von Vergiftung, im Gebrauche mörderiſcher Werkzeuge als jener ihrer Väter, und in der Zerſtörung des Wildes, ihrer einzigen Hülfsquelle?

Die Catastrophe, welche sie ereilt, ist schrecklich vorauszusehen, und wenn man bedenkt, daß die so sehr gerühmten Freiheiten der Vereinigten Staaten, und die Abwesenheit von Elend und Verworfenheit, wodurch dem Anscheine nach der anglo-amerikanische Staat dem unsern so überlegen ist, nur auf der unglückseligen Vertilgung der ursprünglichen Einwohner beruhen, wird man nicht über jenes abscheuliche Eroberungsgesetz tief betrübt, das seit dem Beginne der Welt über das Geschick der menschlichen Geschlechter verfügt?

Zwischen der Nothwendigkeit, vor Elend zu Grunde zu gehen, und jener, unserer unvollkommenen Civilisation sich anzuschließen, haben also mehrere Häuptlinge den letztern Entschluß gewählt, und die Frage, welche täglich unter den vorzüglichsten Häuptlingen der Stämme angeregt wird, ist diese: Unter dem Zelte bleiben, und von Tag zu Tag, bald gut bald schlecht, von Eroberungen über Nachbaren und wilde Thiere leben, oder Ziegelsteine machen, Häuser bauen, erlauben, daß die Kinder lesen lernen, die Erde cultiviren, und Friedensverträge mit den benachbarten Stämmen schließen? Die jungen Leute müssen natürlich die neuen Ideen in Schutz nehmen, die Alten an den alten kleben, und ich meinerseits gestehe, daß ich die Poesie auf dieser Seite finde. Doch jetzt bekümmert man sich viel um Poesie!

Um nur ein Beispiel von diesen Kämpfen zwischen dem alten und neuen Principe anzuführen, will ich Dir die Geschichte von Miou-hu-shi-kaqu erzählen,

was Weißwolke heißt, Häuptling des Stammes der Joways, einer Völkerschaft, welche die Ebenen von Obermissouri, am Fuße der Felsengebirge, bewohnt. Sein Vater war ein berühmter Krieger, der seine Nachbaren wüthend bekriegte, aber doch für die Religion und Civilisation der Weißen sich ausgesprochen hat. Er fiel als das Opfer einer Verschwörung, weil er gewisse Krieger seiner Nation hatte bestrafen wollen, welche die Schuld auf sich geladen, harmlose Nachbaren verrätherisch niedergemetzelt zu haben. Weißwolke beweinte den Tod seines Vaters nicht öffentlich mit den üblichen Ceremonien. Er verhehlte seinen Schmerz, und schwur Rache.

In der That tödtete er sechs von diesen Mördern bei verschiedenen Begegnungen, und er hätte sie Alle getödtet, würde der erschreckte Stamm nicht den Entschluß gefaßt haben, ihn zum Häuptlinge zu wählen. Die Königswürde ist bei den Joways nicht erblich, und eines von den der Wahl des Stammes auferlegten Gesetzen, verpflichtet ihn, auf jede persönliche Rache zu verzichten. Weißwolke weigerte sich lange, und als er sich genöthiget sah, den Oberbefehl anzunehmen, ließ er seinen Schmerz ausbrechen, seinem Vater ein feierliches Leichenbegängniß halten, und schloß sich einen Monat lang in sein Zelt ein, ohne irgend Jemanden den Zutritt zu gestatten. Dieser junge Mann mit einem edlen und schönen Gesichte, und von ruhigem und melancholischen Charakter, entsagte fortan den schrecklichen Gedanken, die in ihm gestürmt hatten.

In peinliche und ernste Betrachtungen versunken, begrub er den Tomahawk *) des Krieges, und erwies sich die Ehre, als Friedenshäuptling erklärt zu werden. Er sah seinen Stamm von Tag zu Tag kleiner werden, und plötzlich erschienen die Menschenblattern, die ihn um zwei Drittheile verminderten. Zu diesen Ursachen zum Schmerze gesellte sich eine, die wir kindisch finden würden, welche aber nach den Vorstellungen eines Indianers wichtig ist. Ein weißes Fell überzog eines seiner Augen, und der Schrecken, die Sehkraft zu verlieren, vereint mit der Schmach, welche ein physisches Gebrechen der Stirne eines Kriegers und Häuptlings aufprägt, gab ihm den Plan ein, zu den Weißen zu gehen, eben so sehr aus Hoffnung der Heilung von seinem Uebel, als aus jener, sein Gebrechen durch das Blendwerk auszugleichen, welches gereifte Männer üben, die viel gesehen haben,

„und reifend viel behalten."

Er vertraute die Regierung seinem Oheime an, und begab sich nach Washington, wo seine Heilung für unmöglich erachtet wurde, er jedoch den Wunsch faßte, seinen Stamm völlig zu civilisiren. Dieß war keine leichte Sache. Heimgekehrt begegnete er großer Opposition unter den Seinigen. Ein Theil der Häuptlinge unterstützte sein Projekt, der Rest widerstand. Dann wurde einer von jenen Beschlüssen beliebt, wie ein

*) Die Mordkeule der Wilden. D. Ueb.

Aehnlicher in unſerer modernen Civiliſation nicht gefunden würde, aber dem Geiſte der alten Staaten völlig entſprechend iſt.

Es ward beſchloſſen, daß Weißwolke, von ſeiner Familie und den vornehmſten Weiſen und Kriegern des Stammes begleitet, reiſen ſollte, um die Niederlaſſungen der Weißen auf der andern Seite des großen geſalzenen See's (des Oceans) zu beſuchen, daß ſie ſo weit und ſo lange reiſen ſollten, als ſie könnten, und daß man nach ihrer Rückkehr, wenn ſie bezeugten, daß die Civiliſation der Weißen überall jener der Rothhäute überlegen ſey; wenn ſie viele Geſchenke mitbrächten; wenn ſie ſagen könnten, daß ſie ihren Verſuch rühmen dürften, und endlich auf ihrer Meinung beharren würden, Häuſer bauen, das Friedensſyſtem mit den Nachbaren bewahren, zu cultiviren beginnen, und die Kindererziehung den Weißen übertragen würde.

Daß der Stamm und der Häuptling ſelbſt ſich von der Größe des Meeres, von dem Umfange des feſten Landes und von den Nothwendigkeiten des Lebens bei uns, eine Vorſtellung machten, glaub' ich nicht, ſonſt hätten ſie vor dieſem ſchrecklichen Projekte zurückbeben müſſen. Aber von den Verheiſſungen der katholiſchen Miſſionäre gewonnen *), treuherzig vertrauend und neu-

*) Die katholiſchen Miſſionäre machen mehr Proſelyten bei den Wilden, als die Proteſtanten, und der Grund davon iſt einfach. Die reformirte Religion iſt zu kalt und zu nüchtern für dieſe glühenden Phantaſien, und der Fana-

gierig, wie urſprüngliche Menſchen, ratificirten ſie den Vertrag, und Weißwolke machte ſich mit ſeiner Familie, ſeinem Zauberer, ſeinem Redner und ſeinen Freunden auf den Weg nach der Hauptſtadt der Vereinigten Staaten, und von da nach Europa, überzeugt, nach ihrer Rückkunft der Gegenſtand fanatiſcher Verehrung zu werden, und eine unbeſtrittene Herrſchaft ausüben zu können.

Nicht ohne Zweck wählte Weißwolke die berühmteſten Männer zu ſeinen Gefährten; die Indianer, welche die Einöde nie überſchritten haben, glauben nicht an die Wunder der Civiliſation, und halten Alles, was man ihnen von unſerm Wohlergehen und unſerer Induſtrie erzählt, für eben ſo viele als phantaſtiſche Mährchen, um ſie zu blenden und zu betrügen. Im Jahre 1808 war Oui-Djen-Djone (der Kopf des Taubeneies), einen der vornehmſten Krieger des

---

tismus der Indianer nähert ſich mehr als man glaubt dem Aberglauben unſerer religiöſen Poeſie. Weißwolke und ſeine Frau haben den Katholicismus angenommen, aber unter der Bedingung, ihn nicht öffentlich zu üben. Die Miſſionäre ſind zu dieſer Art von Uebereinkommen gezwungen, und laſſen den bekehrten Wilden ſagen, daß ihre Landsleute, als noch nicht genügend vorbereitet, die heilige Lehre zu begreifen, heidniſche Gebräuche damit verbänden, welche den Namen Chriſtus beflecken würden; die Wahrheit aber iſt, daß die Neubekehrten nicht ohne Gefahr den Tempel Jeſu an der Stelle der Hütte mit den Myſterien errichten würden. G. S.

As-sin-ni-boins (sie, die den Stein sieden machen) vom Major Sanford nach Washington gebracht worden. Er war abgereiset, mit Büffelhäuten, Adlerfedern und Menschenhaaren. Er kam in die Wüste zurück mit einem Pantalon von Tuch, einem Oberrocke, einem Castorhute auf dem Kopfe, einen Fächer in der Hand *)!

Aber hierauf beschränkte sich sein Triumph. Nach neugieriger Musterung seines Anzuges fragten ihn seine Landsleute, erklärten seine Angaben für unglaublich, verurtheilten ihn als Lügner, und tödteten ihn feierlich. Um einem ähnlichen Loose zu entgehen, hat sich Weißwolke von zehn glaubwürdigen Personen begleiten lassen, welche, mit zwei Kindern, gegenwärtig in Paris eine Colonie von Ioways-Indianern bilden, und mit denen ich vertraulich zu sprechen die Ehre gehabt habe, wie ich später erzählen werde.

Ich fahre im Berichte über die Expedition dieser neuen Argonauten fort. Bei ihrer Ankunft in Washington fanden sie ohne Zweifel nicht vorhergesehene Schwierigkeiten. Einerseits bedurften sie Geld, um ihre Reise fortzusetzen, und sie hatten keine andere Civilliste, als ihre Halsbänder von Wampum, kostbare Mu-

*) Das doppelte Porträt dieses Barbarenhäuptlings in seinen zwei verschiedenen Costümen, ist eines der seltsamsten Blätter in Catlins Gallerie. Die in der Reise des Herrn Catlin erzählten Details seiner Geschichte, sind sehr interessant. G. S.

ſcheln, die bei ihnen das Geld vorſtellen, und welche jeder Krieger um ſeinen Hals trägt. Andererſeits widerſetzte ſich die Regierung der Vereinigten Staaten ihrer Reiſe nach Europa.

Seit dem traurigen Ende der bei uns aus Schwermuth und Elend geſtorbenen Oſagen, verweigert ihnen die die Indianer beſchützende Auctorität, der ſchlimmen Wirkung kundig, welche die Erzählung ähnlicher Enttäuſchungen bei ihnen hervorbringt, die Erlaubniß, ihr Vaterland zu verlaſſen. Die edlen Abenteurer hatten alſo nöthig, was wir in unſerer Sprache und nach unſern Gebräuchen, einen Unternehmer zu nennen gezwungen ſind. Es that ſich einer hervor, der die beträchtlichen Reiſekoſten übernahm, und in die Hände der amerikaniſchen Regierung für die Indianer eine Caution von 300,000 Francs hinterlegte.

Unſere Anſichten widerſtreben dieſer Ausbeutung des Menſchen, und die erſte Regung des Pariſer Publikums war geweſen, ſich darüber zu entrüſten, daß ein König und ſein Hof uns zur Producirung ihrer heiligen Tänze, auf Gerüſten für die Summe von 2 Francs per Zuſchauerkopf vorgeführt würden. Einige bezweifeln die erlauchte Würde dieſer lebendigen, unſern Blicken preisgegebenen Seltenheiten; Andere glauben, daß man ſie betrüge, und daß ſie keinen Begriff von der herabwürdigenden Meinung haben, die wir von ihrer Rolle hegen; denn die nothwendigen, mit ihrer Schauſtellung verbundenen Erklärungen, geben jener, dem Anſcheine

nach, einige Aehnlichkeit mit der von wilden Thieren oder Wachsfiguren.

Inzwiſchen giebt es nichts Gewiſſeres, als den guten Glauben, der die wechſelſeitigen Verbindlichkeiten dieſer Indianer und ihres Führers begründete; und wenn wir uns von unſern Gewohnheiten und Vorurtheilen loszumachen vermögen, werden wir einſehen, daß der Gedanke, welcher Weißwolke und deſſen Gefährten leitet, völlig mit jenem übereinſtimme, der die Heroen des Alterthumes, die Abenteurer fabelhafter Zeiten *) antrieb, zu reiſen, auf Koſten der Völker, zu denen ſie kamen, ſich zu unterrichten, die mit ihnen einen treuherzigen Austauſch von Elementarkenntniſſen und Geſchenken machten, im Einklange mit den Sitten der Zeit und des Landes.

Gewiß würdiget dieſer moderne Jaſon unſere Vorurtheile hinſichtlich der öffentlichen Schauſtellung nicht, und ſeine Gefährten werden nie etwas davon begreifen. Er kommt, er zeigt ſich, er ſieht uns, und wird von uns geſehen. Er kramt ſein ſchönſtes Coſtüm aus; er illuminirt ſein Geſicht mit ſeiner koſtbarſten Schminke; er ſetzt ſich, als ein Fürſt, der er iſt, unter ſeine ſtolzen Begleiter; er raucht gravitätiſch ſeine Pfeife; er läßt durch den Mund ſeines ehrwürdigen Redners eine liebreiche und edle Rede an das erſtaunte Publikum

*) Die fabelhaften Zeiten dauern für dieſe Indianer noch fort, die keine Geſchichte haben. G. S.

halten; er dankt dem großen Geiſte, ihn geſund und wohlbehalten zu den Weißen geführt zu haben, die er achtet und bewundert; er empfiehlt ſie dem Himmel, wie ſich und die Seinigen; dann, auf die Einladung des Dolmetſchers, der ihm den Wunſch der Weißen ausdrückt, dem beizuwohnen, was die Feſte ſeiner Nation Verehrungswürdigſtes und Schönſtes beſitzen, befiehlt er den Kriegstanz, oder jenen noch erhabeneren der Friedenspfeife.

Er nimmt ſelbſt das Tambourin oder die Schelle, und begleitet mit ſeiner ſanften Kehlſtimme den Geſang ſeiner Gefährten. Die ſchrecklichen Krieger, das graziöſe Kind und die ernſten und keuſchen Weiber, ſpringen im Kreiſe um ihn herum; bisweilen, von Begeiſterung erfaßt inmitten dieſer heiligen Gebräuche, die ihn an den Ruhm ſeiner Väter und an die Liebe ſeines Vaterlandes erinnern, ſteht er auf, und ſtürzt ſich unter ſie. Ungeachtet ſeines verſchleierten Auges und der Melancholie ſeines Lächelns, iſt er ſchön, iſt er edel, und die Erinnerung an ſein trauriges und muthiges Geſchick gewinnt ihm die Sympathien jenes Publikums, das auch gut iſt, und bald vom Schrecken zur Rührung übergeht. Wenn ſie nach ihrem Belieben genug getanzt haben, denn Niemand gebietet ihnen, und ſie würden jede Anforderung zurückweiſen, die ihnen ihr Dolmetſcher nicht in liebreichen und bemeſſenen Ausdrücken kund gäbe, nähern ſie ſich dem Publikum, und ſetzen ſich ernſthaft vor ihm nieder.

Auch die Künstler nähern sich, um die Schönheit ihrer Formen und den Adel ihrer Züge zu bewundern. Die guten Seelen, von dem Wunsche durchdrungen, diesen armen Verbannten die ehrerbietige Spende eines kleinen Vergnügens zu reichen, bieten ihnen kleine Geschenke an, die sie mit Würde, und ohne den mindesten merkbaren Neid unter sich annehmen. Dann ladet man das Publikum ein, ihnen zum Danke für ihre Gefälligkeit Beifall zu klatschen, und diese Beifallsäußerungen, das Einzige, was sie von unserer Sprache verstehen, werden ihnen nicht versagt. Man reicht ihnen die Hand. Die Frauen, anfangs über ihren furchtbaren Anblick und den wilden Ausdruck erschrocken, den der kriegerische Tanz ihren Zügen verlieh, bekommen Muth, wenn sie ihre treuherzige, stolzschüchterne Miene, und jenes Gemisch von Traurigkeit und Vertrauen sehen, das sie so rührend macht. Sie grüßen, und drücken kräftig die ihnen gereichten Hände.

Sind dieß Marktschreier, denen man einen Obolus hingeworfen hat, und die man auspfeifen kann? Ich möchte es den Zuschauer nicht rathen. Mit ihren scharfen Lanzen und ihren furchtbaren Tomahawks bewaffnet, die sie mit eben so viel Anmuth als Kraft handhaben, und tanzend über den Köpfen der Zuschauer blitzen lassen, möchten sie wohl die Beschimpfung verstehen, und uns zeigen, daß man die Mähne des Löwen bewundern und dem Felle des Tigers liebkosen könne, aber nicht mit den Söhnen der Wüste sein Spiel trei-

ben dürfe, wie wir bisweilen so grausam mit unsers Gleichen. Wissen sie, daß man dieses Recht eintretend an der Thüre gekauft habe? Sicher wissen sie es nicht, und wenn sie wissen, daß man bezahle, so betrachtet ihre heilige Treuherzigkeit diesen Tribut als ein Geschenk in natura, als ein Zeugniß der Gastfreundschaft der Weißen.

Ladet nun der Unternehmer ihnen gegenüber eine Schuld auf sich, daß er sie ihren Ideen angemessen behandelt, obgleich diese den unsern entgegengesetzt sind? Ich glaub' es nicht, weil sie zufrieden, weil sie frei sind, weil er sie bei seinem Gewinne betheiliget, der allein sie in den Stand zu setzen vermag, sich Häuser von Ziegelsteinen zu bauen, ihr einziges Dichten und Trachten, und mit Stieren und Schafen jene unermeßlichen Prairien zu bevölkern, von denen der Damhirsch und der Büffel verschwinden; weil ihr Vertrag den Unternehmer verpflichtet, sie wieder nach Hause zu führen, sobald es ihnen belieben wird, vom Heimweh befallen morgen, heute Abend noch, nach Amerika zu reisen; weil endlich die Ermächtigung, welche Herr Mélody von seiner Regierung empfangen hat, ausdrücklich auf seinen bewährten moralischen Character, und auf die Gewißheit gegründet ist, die dieser Character hinsichtlich einer väterlichen, den reisenden Indianern bethätigten Behandlung verbürgt.

Es ist dennoch sehr wahr, daß sie oft traurig sind, und eine heftige Sehnsucht fühlen, in ihre Einöden zurückzukehren; aber die Gewißheit, daß nichts wider ih-

ren Willen sie zurückhält, verleiht ihnen den Muth, die nöthige Zeit auszuhalten. In ihren müßigen Momenten empfangen sie Besuche, und lassen sich von Jeffrey, ihrem intelligenten Dolmetscher, der sie nie verläßt, Alles erklären, was sie sehen und hören. Täglich widmet ihnen Herr Wattemare, der Sohn, zwei Stunden zu einem Cursus der Elementargeschichte, und er hat mir versichert, daß sie ihm stets mit Intelligenz, oft mit Begeisterung zuhören. Die Erzählung berühmter Kriege regt sie leidenschaftlich auf; sie beginnen die Ursachen und Wirkungen derselben zu begreifen; aber ich gestehe Dir, daß sie noch nicht Philosophen genug sind, um irgend etwas Größeres und Schöneres begriffen zu haben, als die Geschichte Napoleons. Dieß ist schon viel für Wilde, aber wahrscheinlich nicht genug für kriegerische Völker, welche die Nothwendigkeit fühlen, auf den Krieg zu verzichten.

Es ist also für uns Maulaffen von Paris ein bizarres, sehr neues, unsere Künstler zu begeistern geeignetes Schauspiel, das wir täglich zweimal im Saale Valentino sehen können. Bei dem ersten Anblicke empfand ich die heftigste und peinlichste Gemüthsbewegung, welche wir jemals eine Pantomime verursacht hat. Ich hatte alle schrecklichen Gegenstände gesehen, die sich im Museum Catlin befinden, ursprüngliche Mordkeulen, denen nun von den Weißen fabrizirte eiserne Handbeile gefolgt sind, die aber anfänglich aus einem großen, in einen hölzernen Stiel gefaßten Kieselsteine gemacht wa-

ren; auf einem Tische ausgelegte, geplättete ungestaltete Schädel, von denen mehrere die Spuren des Scalpes trugen; blutige, abgestreifte Häute; abstoßende Larven, Malereien, darstellend die scheußlichen Scenen der Einweihung in die Mysterien, Qualen, Martern, homerische Jagden, mörderische Kämpfe; kurz alle schrecklich dramatischen Merkmale und Scenen des wilden Lebens, und vorzüglich jene Porträte, deren phantastischer Aufputz einen unendlichen Wechsel bietet, und das menschliche Antlitz in allen möglichen Aehnlichkeiten mit den wilden Thieren zur Anschauung bringt. Wenn ein Schellengeklingel, das mir das Nahen einer Heerde zu verkünden schien, mich mahnte, an meinen Platz zu eilen, machte ich mich auf den Schrecken gefaßt, und wenn ich in Fleisch und Knochen jene gemalten Gesichter erscheinen sah, die Einen blutroth, wie wenn man sie mitten durch die Flamme gesehen hätte, die Andern von einem bleifarbenen Weiß mit scharlachrothgesäumten Augen, Einige grün und gelb gegittert, Andere endlich halb roth halb blau, oder auf der natürlichen Grundfarbe von Bronce den Aufdruck einer Azurhand tragend, alle überragt von Adlerfedern und Mähnen, diese halbnackten Leiber, herrliche Bildhauermodelle, aber gleichfalls bunt bemalt, und mit metallenen Hals- und Armbändern behängt; diese Halsbänder von Bärenklauen, welche die Brust ihrer Träger zu zerreißen scheinen, diese Mäntel von Häuten von Büffeln und weißen Wölfen mit flatternden Schweifen, und die dem Manne anzugehören

ſcheinen, dieſe Schilde und dieſe mit Menſchenhaaren und Zähnen garnirten Lanzen; erfaßte mich die Furcht, ich geſteh's, und die Einbildungskraft verſetzte mich mitten unter die traurigſten Scenen des Letzten der Mohikaner*)

Ganz anders war's, wenn die wilde Muſik das Zeichen zum kriegeriſchen Tanze der Annäherung gab. Drei Indianer ſetzten ſich auf den Boden; der Eine ſchlug ein mit Häuten garnirtes Tambourin, das einen matten und kläglichen Ton gab, der Andere ſchüttelte eine mit Körnern gefüllte Kürbißflaſche, der Dritte ſcharrte langſam zwei gezähnelte Stücke Holz wechſelſeitig; dann ſtimmten Kehlſtimmen, die nichts Menſchliches zu haben ſchienen, ein dumpfes, nach dem Takte abgemeſſenes Grunzen an, und ein Krieger ſprang auf, der mir in ſeinem ſchrecklichen Putze rieſig zu ſeyn ſchien, und ſchwang abwechſelnd ſeine Lanze, ſeinen Bogen, ſeine Mordkeule, ſeine Peitſche, ſeinen Schild, ſeinen Kopfbuſch, ſeinen Mantel, kurz das ganze verwirrte und vielgeſtaltige Zubehör des Kriegscoſtüms.

Die Andern folgten ihm; jene, die ihre Mäntel von ſich warfen, und ihre keuchende Brüſte zeigten, und ihre ſchlangenartig geſchmeidigen Arme, waren noch ſchrecklicher. Eine Art wahnſinniger Wuth ſchien ſie zu durchtoben; rauhe Schreie, Gebell, Gebrüll, gellendes Pfei-

*) „Der Letzte der Mohikaner" heißt bekanntlich ein Roman von Cooper. D. Ueb.

fen, und jenes Kriegsgeſchrei, das der Indianer hervorbringt, indem er die Finger an ſeine Lippen hält, und welches, in den Wildniſſen aus der Ferne wiederhallt, den verirrten Wanderer vor Schrecken erſtarren macht, brachen los, und vermiſchten ſich in einem hölliſchen Concerte. Ein kalter Schweiß quoll mir hervor, ich glaubte der wirklichen Scalpirung irgend eines zu Boden geworfenen Feindes, oder irgend einer Scene noch ſchrecklicherer Tortur beizuwohnen. Ich ſah von Allem, was vor mir war, nur die furchtbaren Darſteller, und mein Gehirn verſetzte ſie in ihren eigentlichen Rahmen, unter die alten Bäume, bei dem Schimmer eines Feuers, welches eben das Fleiſch der Opfer, fern von aller menſchlichen Hülfe, verzehren wollte; denn es waren keine Menſchen mehr, die ich ſah, ſondern Dämone der Wildniß, gefährlicher und unverſöhnlicher, als die Wölfe und Bären, bei denen ich gerne eine Zuflucht geſucht hätte.

Das unbekümmerte Pariſer Volk, welches ſich zuerſt ergötzt, bevor es erſtaunt, lachte um mich her, und dieſes Lachen ſchien mir das Lachen der Geiſter der Finſterniß. Ich kam erſt zur Beſinnung, als der Tanz aufhörte, und die Indianer, wie durch ein Wunder, wieder jenen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit annahmen, der ſie dem Anſcheine nach zu beſſeren Menſchen macht, als wir ſind. Ungeachtet ſeiner Heiterkeit hatte das Publikum, glaub' ich, ein wenig die nämlichen Gemüthsbewegungen empfunden, wie ich; denn bei dem

Eifer, womit es die Hand der Scalpirer drückte, hätte man meinen ſollen, daß es ſich mit Schreckensgegenſtänden zu familiariſiren ſuchte, aber ſonſt nichts verlangte, als ſich der Beziehungen, guten Einverſtändniſſes mit den Herren Wilden zu verſichern. Ich machte es, wie das Publikum, ich beruhigte mich nämlich bis zu dem Punkte, Bekanntſchaft mit dem Stamme anknüpfen zu wollen, und ich wagte es ſogar, in ihre Wohnung mit meinen Kindern zu dringen, ohne allzugroße Furcht, ſie verſchlungen werden zu ſehen. Dieſer Beſuch wird der zweite Theil meiner Reiſe, und der Stoff eines zweiten Briefes ſeyn.

Zweiter Brief an einen Freund.

Ich traf Weißwolke in einem kleinen, völlig unmöblirten Zimmer im zweiten Stocke; denn die Indianer hegen noch eine tiefe Verachtung gegen unſere meiſten Behaglichkeiten, und als man ihnen das erſtemal Betten gab, fand man ſie am andern Tage Morgens unter denſelben liegend. Ihre Betten ſind auf den Boden hingebreitete Pelze, und der auf türkiſche Art auf ſeiner Bärenhaut ſitzende Häuptling, hatte ſeine Frau neben ſich, und ſeine Tochter Weisheit, dritthalb Jahre alt, getauft wie Vater und Mutter, und nach der Sitte ihres Landes noch geſäugt. Dieſer Häuptling iſt, wie viele bekehrte Indianer, ein nicht ausübender Chriſt, das heißt: er hat, obgleich getauft, drei andere Frauen in ſeinem Lande.

Einer von ſeinen Söhnen iſt im Collegium in England oder in den Vereinigten Staaten. Er nickte mir mit dem Kopfe leicht zu, ohne ſich ſtören zu laſſen, und als ich ein Stück rothes Tuch vor ihm ausbreitete, das koſtbarſte Geſchenk, welches man einem indianiſchen Häuptlinge machen kann, würdigte er ſich, zu lächeln, und mir die Hand zu reichen. Die Frau ſchien von der Herrlichkeit meiner Spende ergriffener, und ließ einen Ausruf entſchlüpfen; dann hüllte ſie ſogleich ihr Kind in dieſes Stück Stoff, um mir zu zeigen, daß ſie einen Werth darauf lege, und es annehmen wolle. Kaum hatte ſie das Halsband empfangen, das ich für ſie beſtimmte, als ſie es abreihete, um neugierig jede Perle zu beſehen, und der barbariſche Monarch, unvermögend, dem nämlichen Wunſche zu widerſtehen, hörte nicht auf, die Glasperlen zwiſchen ſeinen Fingern zu rollen und ſie zu muſtern, ungeachtet der Wichtigkeit der darauf folgenden Conferenz, und des Antheiles, den er daran nehmen wollte.

Ich gab jedem Indianer ein Geſchenk, und Jeder ſchmückte ſich damit, um mir ein Zeichen ſeines Wohlgefallens zu geben. Die Namen dieſer Männer ſind: der Groß-Geher [1]) und Geh-voran [2]), zwei junge Krieger, von gleich ſchönen Formen, aber ſehr verſchiedener Phyſiognomie; denn der Eine ſchien ſanft und fröhlich wie ein Kind, und der Andere hatte einen ſchreck-

1) Le Grand-Marcheur; 2) Marche-en-avant. D. Ueb.

lichen Ausdruck von Rauheit und Wildheit; dann der Doctor Zauberer, genannt Waſſerblaſenfüße [3]), ferner der Regen der geht [4]), mit ſeinem Sohne, einem Kinde von eilf Jahren, ſchön wie der kleine Ajax; endlich der Klein-Wolf [5]) und die Frauen. Ich werde von Jedem insbeſondere mit Dir ſprechen.

Der Geſchickteſte, Klügſte und Beredteſte dieſer erlauchten Herren, iſt ſicher Regen der geht. Redner des Stammes iſt er zugleich Kriegschef, gleichſam der Kriegsminiſter von Weißwolke [6]), welcher Friedenshäuptling oder Dorfhäuptling, nämlich Souverain iſt. Regen der geht hat dreißig Feldzüge gemacht, und insbeſondere in ſechſen ſich mit Ruhm bedeckt. Man hat ihn, ſo wie den Doctor, in Verdacht, bei der Ermordung des Vaters von Weißwolke mitgewirkt zu haben. Er war Einer der Thätigſten, die Wahl von Weißwolke Sohn durchzuſetzen, und hat ſich dadurch gegen deſſen Rache ſicher geſtellt.

Kein Anſchein von Haß beſteht zwiſchen ihnen. Wer kann jedoch ſagen, welche unbemerkte Dramen im Geiſte und im häuslichen Inneren dieſer aus ihrem Vaterlande Entfernten vorgehen?

Regen der geht iſt ein Mann von ſechsundfünfzig Jahren, von ſehr hohem Wuchſe und majeſtätiſchem Ernſte. Wenn er eine Rede hält, lächelt er nie, und

3) Les Pieds garnis d'ampoules; 4) La Pluie qui marche; 5) Le Petit-Loup; 6) Nuage-Blanc. D. Ueb.

während die schmerzliche Physiognomie von Weißwolke bisweilen aus Edelmuth diese Anstrengung macht, bleibt jene des Alten immer unempfindsam und nachdenkend. Sein Gesicht ist breit und markirt, bietet aber keinen andern Unterschied der Linien von dem unsern, als die Schwellung der Halsmuskeln unter dem Winkel der Kinnlade. Dieser unterscheidende Zug der Race verleiht ihm eine Familienähnlichkeit mit dem Katzengeschlechte. Dieser Zug verschwand fast gänzlich bei dem Doctor, der angenehm und fein ist, nach allen unsern Ideen über die Physiognomie. Obgleich er sechzig Jahre zählen mag, haben seine Arme noch eine Rundung und Schönheit, der griechischen Bildhauerkunst würdig, und sein Oberkörper ist unter Allen am Besten gebaut. Seine Leichtigkeit, und sein Schwung im Tanze, bezeugen eine auserlesene Organisation. Ein so kräftiges Alter läßt einigermaßen bedauern, kein Wilder zu seyn, und wenn man unter den Zuschauern so viele jüngere, gichtische oder fettleibige Wesen sieht, frägt man sich, wer jene sind, die man als Gegenstände der Verwunderung zeigt, die Wilden von Paris oder von Missouri.

Der Doctor ist ein sehr schöner Geist, zugleich Arzt, Zauberer, Jongleur, Dichter, Wahrsager, und ein wenig Redner. Er trägt ein Halsband von geweihten Körnern, und einen ausgedörrten Menschenfinger auf Medaillonart, um das böse Auge zu beschwören. Er ist zu gleicher Zeit der ergötzliche Possenreißer und der sehr

ernſthafte Rathgeber des Fürſten und der Nation. Der Doctor nahm ſeine Beſchwörungen vor, zum großen Vergnügen der vorübergehenden Weißen, und zu großer Erbauung der Indianer. Zwei Stunden darnach erhob ſich der Wind, der ſeit drei Tagen aufgehört hatte, und die Indianer blieben, wie man glauben kann, von der unfehlbaren Wiſſenſchaft des Doctors überzeugt. Dennoch halten ſie unſere Aerzte für noch größere Zauberer, als die ihrigen; denn ſie laſſen ſich von ihnen behandeln, wenn ſie krank ſind. Es möchte auch ſcheinen, daß man ihn nicht für fähig erachtet, den böſen Geiſt aus Rache herbeizurufen, denn der Häuptling läßt es nicht daran fehlen, ihn wie einen kleinen Knaben zu behandeln.

Vor einigen Tagen traf man gegen Abend unſern Zauberer auf der Treppe ſitzend, und als man ihn einlud, zu Bette zu gehen, ſchüttelte er den Kopf, und blieb bis zum andern Tage dort, dann wieder bis zum andern Tage und die folgende Nacht, und endlich drei Tage und drei Nächte, ohne ſich zu entfernen, auf dieſer Treppe eſſend und ſchlafend. Er war in der Buße, man konnte nicht erfahren, was er verbrochen; aber man kann ſich daraus eine Vorſtellung von der abſoluten Gewalt des Häuptlings und der Unterwürfigkeit dieſes Indianers bilden, der doch von erlauchter Geburt, und zudem ein ſehr ausgezeichneter Krieger iſt.

Aber die Perſon, welche unſere Freundſchaft am meiſten gewann, ungeachtet der Liebenswürdigkeit des

Doctors, ungeachtet der großen Klugheit des Regen der geht und der Schönheit seines Kindes, ungeachtet der sanften Traurigkeit von Weißwolke und der Bescheidenheit Ihrer Majestät der Königin, ist Klein-Wolf, dieser edle Krieger, dessen herkulisches Aussehen und große markirte Züge mich anfangs erschreckt hatten, der aber zu seiner kranken Frau zurückgekehrt, und das Herz voll Traurigkeit wegen des kürzlich erfolgten Todes seines Kindes, mir der sanfteste und beste Mann geschienen hat. Da er, der Erste, zum Tanze sprang, auf seinem Bogen reitend, (den er mit einem ledernen, an ein Büffelhorn befestigten Riemen zu peitschen die Pantomime machte), verglichen ihn meine Freunde mit Diomedes. Als er wieder die Ruhe seiner ernsten und sanften Physiognomie zeigte, um die Glückswünsche des Publikums entgegenzunehmen, nannten wir ihn den Jupiter der Urwälder; als er aber die schreienden Farben weggewischt hatte, die ihn sonderbar verschönerten, und man uns seine Geschichte erzählte, sahen wir nur noch ein edles und ehrliches Gesicht, worin Muth und Güte ausgeprägt waren, und gaben ihm dann den Beinamen der Großmüthige, ein Name, der ihm besser geziemte, als jener des Klein-Wolf; denn nichts in seiner mächtigen und sanften Organisation drückte Wildheit oder Tücke aus.

Damit will ich weder sagen, daß er es daran fehlen lasse, von einem Feinde einen Scalp mitzunehmen, — es ist ein so großes Siegeszeichen, daß die indianische

Race, glaub' ich, lieber zu Grunde gehen, als auf dieſe furchtbaren Inſignien verzichten wird, — noch daß er unſern Augen einen abſtoſſenden Gegenſtand zu bieten vermeint, wenn er uns ſeinen Aermel von der Schulter bis zum Handgelenke mit Franſen von Haaren beſetzt zeigt, die er durch daſſelbe Verfahren erworben hat. Es iſt das Erbe ſeiner Väter, es iſt ſeine erlauchte Genealogie und ſein eigenes Leben des Ruhmes und der Kämpfe, was er bei ſich trägt. In Ermangelung von Geſchichte und Monumenten ſchmückt ſo der Indianer ſich mit dem Zeugniſſe ſeiner Heldenthaten. Auf das Fell des Bären oder Büffels, das ihn bedeckt, und wovon er das Haar einwärts trägt, zeichnet und malt ſeine Frau ſein vorzüglichſtes Thun und Laſſen.

Hier ein Bär, von ſeinem Pfeile durchbohrt; nebenan der ſeine Feinde bekämpfende Held; weiterhin ſein Lieblingspferd. Dieſe barbariſchen Zeichnungen ſind ſehr merkwürdig; aus einfachen Linien beſtehend, wie jene, die unſere Kinder an die Mauern machen, verrathen ſie doch bisweilen ein ſehr elegantes Gefühl der Form, und im Allgemeinen der Proportion. Der Sohn vom Regen der geht zeigt für dieſe Kunſt viele Anlagen und einen entſchiedenen Geſchmack. Auf dem flachen Bauche liegend, den Kopf in ſeine Decke gehüllt, wie es die Araber und Indianer machen, wenn ſie ſich ſammeln wollen, zeichnet er mit einer Kohle auf den Fußboden das Geſicht der Leute, die er ſo eben geſehen hat.

Wir bringen ihm Kupferſtiche, aber wo wird er

ein schöneres Modell finden, als sich selbst? Möge der wilde Künstler die Augen von uns und unsern Werken abwenden, und sich in einem Spiegel beschauen! Dieser Knabe von eilf Jahren ist ein Ideal von Anmuth und Eleganz, und hat, wie alle von der Natur begünstigten Wesen, den Instinkt seiner Würde. Das Costüm seines Stammes, der griechische Helmschmuck und die Tunika von in Riemen geschnittenem Leder, oder einfach der lange Gürtel von weißen Thierhaaren, seine Farbe, sein nackter, feiner und edler Oberkörper, der Reiz seiner Haltungen und der Ernst seiner Züge erheben ihn zu einer antiken, des Phidias würdigen Bildsäule. Doch wir wollen von diesen unwillkürlichen Abschweifungen zu unserm Helden Klein-Wolf, oder besser zu sagen... dem Großmüthigen, zurückkehren. Hier folgt ein authentischeres und bestimmteres Denkmal seines Ruhmes und seines großen Charakters.

„Allen Denjenigen, die Gegenwärtiges sehen wer„den, wird kund gemacht, daß Shon-ta-yi-ga oder „Klein-Wolf, ein tapferer Joway, diesen Namen des „Tapfern durch die Thatsache verdiene, daß er an zahl„reichen Expeditionen gegen die Feinde seines Stammes „Theil genommen hat. Aber was ihn dem Wohlwol„len und Vertrauen aller weißen oder rothen Menschen „vorzüglich empfiehlt, ist die Menschenfreundlichkeit und „Kühnheit, die er bethätiget hat, um einen Trupp Oma„haws den Händen des Volkes zu entreißen, dem er „angehört. Bei allen hat er, wie ich vernommen, den

„größten Muth bewieſen. Am jüngſten Sonntage hat „er zehn harmloſe Omahaws vom Tomahawk mit dem „Meſſer gerettet. Einer von ihnen, ſeinen Blicken ent„zogen, war ermordet worden. Unter dieſen zehn In„dividuen befanden ſich die ſehr bekannten und viel„geliebten Häuptlinge Groß-Sprung *), Groß„Augen **) und Wascamania, eine Squaw ***), „und ſechs junge Leute. Dieſer Trupp beſuchte freund„ſchaftlich die Jowahs, nach einer ausdrücklichen Ein„ladung dieſer Letzteren. Auf zehn Meilen vom Poſten „angekommen, gewahrte man ſie, und ſie ſprachen mit „dem Schwiegerſohne von Newmonha, der das Ge„ſchäft beſorgte, nach der Sitte der Indianer bei einer „Friedensexpedition, den Häuptlingen der Jowahs den „Tabak und die Stöcke zu bringen. Dieſer junge Menſch „handelte verrätheriſch; er überbrachte die Botſchaft ſei„nen Häuptlingen nicht, und gab von dem Herannahen „der Omahaws einem Indianer Nachricht, der ſich an„ſchickte, in den Krieg zu ziehen. Der Indianer, von „zwei Dritttheilen ſeiner Landsleute begleitet, ſtürzte ſo-

*) Le Gros-Élan; **) Les Gros-Yeux.
D. Ueb.

***) (Eine Frau.) Indem man dem Publikum dieſen Zug erzählt, bemerkt der großmüthige Klein-Wolf, daß die Häuptlinge neben ihm vom Stamme abweſend waren, und der Dolmetſcher fügt bei, daß der Held die Gefangenen mit eigener Lebensgefahr rettete.
G. S.

„gleich über die Beſucher her, um ſie zu ermorden, was „er auch gethan hätte, wäre er nicht durch die Dazwi„ſchenkunft von Klein-Wolf daran gehindert worden.

„Klein-Wolf ſchlug ſich in's Mittel, weil er es, „wie er ſagte (und ſicher ſagte er die Wahrheit), für „ſchändlich und feige hielt, einen Bruder zu tödten, „nachdem man ihn eingeladen, das Volk zu beſuchen. „Eine ſolche Verrätherei iſt in der That ſehr ſelten, „ſelbſt unter den wildeſten Indianern des nördlichen „Amerika, und ohne vorausgegangenes Beiſpiel bei den „Joways. Ich habe Klein-Wolf mit Jeffrey, dem „Joway'ſchen Dolmetſcher, und zwei andern Joways „getroffen, als ſie den Groß-Sprung und ſeinen „Trupp, bald nach dem Ereigniſſe, nach meiner Agent„ſchaft führten. Ich kann dieſe Note nicht ſchließen, „ohne Klein-Wolf meinen aufrichtigen Dank für ſein „ſchönes Benehmen auszudrücken, und ich bitte um die „Erlaubniß, ihn der wohlwollenden Aufmerkſamkeit ſei„nes Großvaters, des Präſidenten der vereinigten „Staaten, und aller Derjenigen zu empfehlen, die dieſen „Brief leſen werden.

„W. P. Richardſon, Agent.

„Unteragentſchaft von Groß-Nemahaw,
den 23. October 1843."

Klein-Wolf erhielt eine Ehrenmedaille vom Ober-Intendanten der indianiſchen Angelegenheiten, Herrn Harwey, der ſich, Klein-Wolf dem Präſidenten der Ver-

einigten Staaten, John Tyler, empfehlend, also ausdrückt: „Die von der Regierung bewilligten Medaillen werden von den Indianern sehr geachtet, und ich habe eine solche Klein-Wolf gegeben. Indem er sie empfing, hat er mit großem Zartgefühle ausgerufen, daß er keine Belohnung verdiene, da er nur seine Pflicht gethan, aber sich glücklich schätze, daß sein Benehmen den Beifall seines Volkes und seines Vaters erhalten habe."

Als Klein-Wolf, mit seinen Gefährten in den Tuilerien empfangen, nach indianischer Sitte den Tanz unterbrach, um seine Heldenthaten zu erzählen, richtete er diese Worte an Ludwig Philipp: „Mein großer Vater, Sie haben mich sagen hören, daß ich mit diesem Tomahawk einen Pawnie-Krieger, einen Feind meines Stammes, getödtet habe. Sein Blut klebt noch an der Schneide meiner Axt. Dieser Peitsche hier bediente ich mich bei jener Gelegenheit, um mein Pferd zu schlagen. Seitdem ich unter den Weißen bin, hab' ich die Ueberzeugung, daß der Friede für uns nützlicher ist, als der Krieg. Ich begrabe den Tomahawk zwischen Ihren Händen, ich werde nicht mehr kämpfen."

Ich werde die Geschichte des Klein-Wolf mit einer umständlichen Erzählung schließen, die ich, wie die vorhergehenden, einer sehr genauen und sehr interessanten Notiz des Herrn Wattemare Sohn entnommen habe.

„Was Klein-Wolf in seiner Bescheidenheit dem Könige nicht gesagt hatte, ist, daß an dem Tage des

Kampfes, deſſen er erwähnte, ſein Pferd, ein junges Füllen voll Feuer und Leben, mit ihm weit von den Seinigen mitten in eine Gruppe von Pawnies geſtürmt war. Drei Reiter wenden ſich auf einmal gegen ihn um, aber durch Klein-Wolfs furchtbaren Anblick erſchreckt, der ſich, ſein Kriegsgeſchrei ausſtoſſend, auf ſie ſtürzte, ließen zwei von ihnen ihre Waffen fallen. Der Krieger verſchmähte es, entwaffnete Feinde zu tödten, und begnügte ſich, ſie mit der Peitſche, die er in der linken Hand hielt, tüchtig zu hauen; dann, gegen den bewaffneten Pawnie ſich wendend, wich er geſchickt einem von jenem gegen ihn geführten Lanzenſtoſſe aus, zerſchmetterte ihm den Kopf mit einem Tomahawkhiebe, und nahm, vom Pferde ſpringend, den Scalp. Alſogleich wieder auf das intelligente Thier ſich ſchwingend, das zu warten ſchien, bis ſein Herr das Siegeszeichen erobert hätte, kehrte Klein-Wolf ruhig zu den Seinigen zurück, nachdem er ein Herausforderungsgeſchrei gegen die Pawnie erhoben habe."

Gleicht dieß nicht einer Epiſode der Iliade? Doch dieſer indianiſche Held ſcheint in ſich allein die ganze antike Poeſie ſeiner Race zu vereinigen, und während die Liebe nur eine ſecundäre Rolle in dem Leben eines modernen Indianers ſpielt, hat dieſer in dem ſeinigen einen Liebesroman. Zwei Jahre lang Gefangener bei den Sawks, lernte er ſchnell die Sprache dieſes feindlichen Stammes, und gewann die Liebe eines jungen ſanften und hübſchen Mädchens, das er, ſich flüchtend,

entführte. Welche Gefahren, Mühen und Beſchwerlichkeiten ſie auf dieſer Flucht beſtanden, bevor ſie die Zelte der Joways erreichten, kann man ſich vorſtellen, und darin ein ganzes Gedicht finden. Endlich führte er ſeine junge Gattin, das Kriegsadlerweibchen das ſchwebt*), in ſein Wig-wam, und weihte ihr eine ausſchließliche Liebe, ein ſehr ſeltenes Beiſpiel bei dieſen freien Sitten.

Er hatte drei Kinder von ihr, die er alle verloren, das letzte vor drei Monaten in England. Bei jedem dieſer traurigen Verluſte, gefühlt mit dem ganzen, den Indianern eigenthümlichen Schmerze, machte er ſich einen tiefen Einſchnitt in das Fleiſch des Schenkels, um die Härte des Manitou zu beſänftigen, und den theuern Weſen, die von ihm geſchieden, ſeine Zärtlichkeit zu bezeugen. Als das letzte Kind ſtarb, hielt er achtundvierzig Stunden lang die kleine Leiche in ſeinen Armen, ohne ſich davon trennen zu wollen. Er hatte ſagen hören, daß die Hülle der Weißen ohne Achtung behandelt werde, und der Gedanke, daß der Leib ſeines lieben Kindes die Beute eines Barbiergeſellen werden könnte, war ihm unerträglich. Man konnte ihn nur dadurch beruhigen, indem man das Kind einbalſamirte und in einen Sarg von Cedernholz legte. Er willigte dann ein, dem Antrage eines Quäkers zu vertrauen, der, nach Amerika reiſend, ſich erbot, es zu ſeinem Stamme

*) L'Aigle-Femelle de guerre qui plane.

D. Ueb.

zu bringen, damit es bei den Gebeinen ſeiner Väter ſchlafen könne. Seit jener Epoche hat die arme Gefährtin von Klein-Wolf nicht aufgehört, zu weinen und zu faſten, ſo daß eine Gemüthskrankheit ſie befallen hat, die für ihr Leben fürchten macht. Wir ſahen ſie auf ihre Matte hingeſtreckt, noch hübſch, aber bleifarben. Der edle Krieger, zu ihren Füſſen ſitzend, ein Platz, den er nur verläßt, um vor dem Publikum zu erſcheinen, erwies ihr die zärtlichſte Pflege. Er liebkoſete ihrem Kopfe, wie ein Vater jenem ſeines Kindes liebkoſet, und beeiferte ſich, ihr alle empfangenen Geſchenke zu überreichen, glücklich, wenn er ihr ein Lächeln entlockte. Ein ſolches Zartgefühl der Liebe zu einer Squaw, iſt bei einem Indianer ſehr ſelten, und erinnert an die Dichtung von Atala und Chactas.

Der Baron von Eckſtein, von dieſer Vergleichung ergriffen, hat, wie man mir geſagt, dem Klein-Wolf die Geſchichte der beiden Liebenden erzählt, und der Krieger, in ſeinem Schmerze lächelnd, ihm geantwortet: „Ich bin zufrieden, Sie an dieß zu erinnern. Ich weiß, daß man, wenn man eine Geſchichte hat erzählen gehört, und darnach etwas Aehnliches ſieht, Befriedigung empfindet. Sie ſehen uns im Unglücke und Kummer, und dennoch bin ich zufriedengeſtellt, daß mein Kummer Ihnen nützlich iſt, indem er Sie an eine ſchöne Geſchichte erinnert.“

Wenigſtens iſt mir dieſe Scene ſo von einer Perſon geſchildert worden, die dabei gegenwärtig geweſen. Was

mich betrifft, ſo hab' ich auch ein wenig Poeſie am Pfühle dieſer neuen Atala empfunden. Ich hielt eine Cyclamenblume *) in der Hand, die ihre Blicke feſſelte, und welche ich ihr anzubieten mich beeilte. Sie nahm ſie, indem ſie mir ſagte, daß es in der Prairie **) ſolche Strecken gebe, daß ein Menſch mehrere Tage und mehrere Nächte mitten unter dieſen Blumen gehen könnte, und daß ſie ihm bis an's Knie reichten. Auf den Schwingen der Sehnſucht flog ich in die Mitte jener von der Natur durch dieſe zierliche Blume durchduftenten Prairien, die wir hier im Treibhauſe ziehen, und welche ſogar auf den Alpen, nicht höher als ſechs Zoll wachſen. Während deſſen verſetzte ſich die Frau des Wilden durch die Erinnerung dahin. Sie roch mit Wonne an der Blume, und ließ ſie unter ihren Nüſtern, indem ſie ſagte, daß ſie in ihrem Lande zu ſeyn glaube. Es iſt dieß, ich weiß nicht durch welchen Zufall, das zweitemal, daß der Duft dieſer anmuthigen Blume meine Träume in den Schooß der Wildniſſe von Amerika führt. Das erſtemal ſah ich ſie an einem lieblichen Aprilmorgen im Freien und ungepflegt am Fuße der Tyrolerberge wachſen, auf den Felſen, die den Lauf der Brenta umrahmen. Ich hatte einen Traum, der mich in die Gegenden verſetzte, welche mir geſtern die junge Wilde ſchilderte, als ſie eine dieſer

*) Cyclamen = Saubrod, Erdſcheibe, ... eine Zierpflanze.

**) Wieſe von großer Ausdehnung.

D. Ueb.

Blumen von ihr erhielt. In meinem Traume sah ich die Natur noch großartiger und fruchtbarer, als jene schon so fruchtbare und so großartige, die mich damals umgab.

Die Pflanzen schienen riesig, und es dünkt mir sogar elbogenhohe Cyclamen bemerkt zu haben, welche auf den hohen Gräsern der Wildniß wie Schmetterlinge gaukelten. Ich weiß wohl, daß ich erwachend die Alpen klein fand, und ich hätte mein weiches Kopfkissen von Panporoini (so nennt man das Cyclamen in jenen Gegenden), verachtet, würde es nicht süß gedüftet haben. Ein kleines Honiggefäß strömte Wogen von Wohlgeruch aus, um mir zu beweisen, daß die Kleinen und Niedrigen nicht immer die vom Himmel am wenigsten Begünstigten sind. Doch da hab' ich mich wieder in eine Abschweifung verloren, von der ich nur mit großer Mühe zum Gegenstande meines Briefes geschickt werde zurückkehren können. An dergleichen Zerstreuungen gewöhnt, wirst Du es mit mir nicht so streng nehmen, und einwilligen, ohne Uebergang an den Pfühl des Adlerweibchens zurückgeführt zu werden. Diese arme trostlose Mutter hat einen neuen Grund zur Melancholie in ihrer Unkenntniß der Jawaysprache, die sie niemals lernen konnte. Ihr Gatte, der während seiner Gefangenschaft die Sprache der Sawks so leicht erlernt hat, ist das einzige Wesen, mit dem sie ihre Gedanken austauschen kann, und es scheint, daß er ihr

dieſe Einſamkeit der Seele erſparen will, indem er ſie nie verläßt, und ſich unaufhörlich in der Sprache ihrer Väter mit ihr unterhält.

Um meine Gallerie von Porträten zu vollenden, werde ich von den drei andern Frauen in Bauſch und Bogen ſprechen, und mich hierin nach dem Begriffe der Indianer richten, welche die Frau als ein Collectivweſen betrachten, welches wenig Perſönlichkeit beſitzt. Sie treiben Polygamie, wie die Orientalen, nach dem Maße ihres Vermögens. Ein reicher Häuptling hat ſo viele Frauen, als er deren ernähren und kaufen kann; denn bei ihnen, wie bei uns, iſt die Ehe ein Handel. Nur iſt ſie für den Indianer weniger entehrend; denn anſtatt für ein Heirathsgut ſeine Perſon und ſeine Freiheit zu verkaufen, iſt er es, der durch Geſchenke an den Vater ſeiner Braut, den Beſitz des gemahlten Gegenſtandes erkauft.

Zwei Pferde, einige Pfunde Pulver und Tabak, bisweilen einfach ein Kleid aus einer amerikaniſchen Fabrik, bezahlen ſtattlich genug die Hand eines Frauenzimmers. Sobald ſie unter dem Zelt ihres Gatten iſt, wird ſie ſeine Magd, wie ſie jene ihres Vaters war: ſie bebaut das Maisfeld, legt das Zelte zuſammen, und richtet es auf, führt es, mit Hülfe ihrer Zughunde, von einem Lager in's andere, kocht das Fleiſch des Damhirſches und Büffels, ſchneidert und verziert endlich die Anzüge ihres Gebieters, ohne deßwegen aufzuhören, ihren gut auf ein Bret geſchnürten kleinen Balg zu tragen,

das mit einem Riemen wie ein Bügeleisen auf ihren Schultern befestigt ist.

Sie leben unter sich in gutem Einverständnisse, und im Stamme der Joways hört man sie fast niemals zanken. Es verhält sich jedoch mit ihren seltenen Zwisten wie mit jenen der Männer; sie müssen mit Blut enden, und dann schlagen sie sich mit Messerstichen, und selbst mit Tomahawkhieben. Die Männer eifern nicht mit ihnen, oder wenn sie es bisweilen thun, so wär's eine Schande, es vor andern Menschen erscheinen zu lassen. Ein verrathener Gatte straft also seine Frau in der Verborgenheit der Haushaltung; aber er ißt, jagt und singt mit seinem Nebenbuhler, ohne ihm jemals Haß oder Rachegefühl zu zeigen.

Die Frauen der Joways tragen ihre langen Haare in Flechten über den Rücken fallend, und von der Stirne dem Genicke zu durch einen breiten zinnoberrothen Streifen getrennt, den man von weitem für einen durch einen Axthieb hervorgebrachten Blutstrom halten könnte. Sie färben sich auch das Gesicht mit Zinnober, und ihre Kleidungsstücke, bestehend aus Pantalons und Röcken, mit kleinen Lederfransen besetzt, welche ein wollener Mantel bedeckt, sind von strenger Züchtigkeit. Dieser rothe oder braune, mit einer schreienden Arabeske gesäumte Mantel, macht eine sehr schöne Wirkung. Er ist eigentlich nur eine carrirte Decke; aber indem sie tanzen, schließen sie ihn dicht um ihren Leib, mit den Händen ihn haltend, die versteckt bleiben: so geschlossen,

und auf dem Platze mit einer Steifheit springend, die nichts Unangenehmes hat, während sie in ihrer rechten Hand eine Art oder eine reichverzierte Friedenspfeife halten, erinnern sie an die Figuren auf etruskischen Vasen, oder an die Papyrushieroglyphen. Ihr einziges Talent besteht darin, Wildstrichlinge zu maken und mit Perlen zu sticken, und Kleider von Häuten mit Borsten von Stachelschweinen zu machen. Sie excelliren in dieser letztern Kunst durch den Geschmack der Zeichnungen, durch die glückliche Harmonie der Farben, und die Solidität der Arbeit. Ihre Physiognomien sind sanft und bescheiden. Die mütterliche Zärtlichkeit ist bei ihnen sehr entwickelt; doch hierin übertreffen sie vielleicht die Männer nicht, wie es die Frauen bei uns thun. Der indianische Vater ist ein für sein Kind eben so zärtliches, eben so ergebenes, eben so aufmerksames, eben so innig liebendes Wesen, wie die Mutter. Diese wilden haben Gutes, man muß es gestehen. Was man auch davon sagen möge, wir erziehen ihnen vielleicht mehr Tugenden als Laster, indem wir uns in ihre Erziehung einmischen.

Die Namen der Squaws sind hier eben so sonderbar und eben so malerisch, als jene ihrer Gatten: da ist die Taube die sich brüstet[1]), die Taube die fliegt[2]), die Bärin die auf dem Rücken eines andern geht[3]) ꝛc.

1) Le Pigeon qui se rengorge; 2) Le Pigeon qui vole; L'Ourse qui marche sur le dos d'une autre. D. Ueb.

Nun, da Du alle diese Personen kennst, will ich Dir ihre Reden übersetzen. Der große Redner, Regen der geht, setzte sich mit Feierlichkeit mir gerade gegenüber; denn das Sprechen ist bei den Indianern eine Feierlichkeit. Ihr Geist ist die meiste Zeit träumerisch und unthätig. Ihre Sprache ist beschränkt und unvollkommen, wie ihre Ideen. Sie kennen das Geplauder nicht, und wenig die Unterredung. Sie wechseln einige kurz gefaßte Worte, um sich ihren Willen und ihre Eindrücke mitzutheilen, und wenn man im letzten Jahrhunderte in einer sehr beliebten Oper den Huronen singen ließ:

„Meine Herren, meine Herren, in Huronien,
Spricht Jeder nach der Reihe,"

so klang dieß ganz wahr. Bei wichtigen Gelegenheiten hält jeder Häuptling eine Rede, und sollte sie drei Stunden dauern, er würde nie unterbrochen; auch muß man, um diese Rede zu halten, den Ruf eines in der Redekunst geschickten Mannes haben. Was würden unsere Indianer denken, wenn sie unsern gesetzgebenden Sitzungen beiwohnten?

Regen der geht sprach sohin also zu mir: „Ich „bin vergnügt, Dich zu sehen. Man hat mit uns von „Dir gesprochen; wir haben vernommen, daß Du viele „Freunde habest, und wir schätzen Dich deßhalb. Du „hast uns Geschenke gemacht, ohne uns zu kennen, wir „wissen Dir Dank dafür. Bei uns ist es Sitte, Allen „Geschenke zu machen, die wir besuchen; wir werden „die Deinigen in unser Land bringen, wie alle, die man

„uns gemacht hat. Wir werden jene beſonders legen, „die man uns in Amerika, jene, die man uns in Irland, jene, die man uns in Schottland, jene, die man uns in England, jene, die man uns in Frankreich gemacht hat, um unſern Freunden zu zeigen, wie wir „von den Weißen aufgenommen wurden. Wir haben „keine Häuſer, wir haben keine Bücher; dieſe Geſchenke „werden unſere Bücher ſeyn.“ Während er ſprach, geſtikulirte er unaufhörlich langſam und genau, indem er die Gegenden, welche er durchreiſet, an den Fingern herzählte, und zum Himmel wies, wenn er von ſeiner Heimath redete.

Als ich ihm für ſein Compliment gedankt hatte, machte er ein Zeichen, daß er noch ſprechen wolle, und begann mit einer Kehlſtimme fortzureden, ſtets die Arme und Hände bewegend: „Wir danken dem großen „Geiſte, der uns geſtattet, uns unter den Franzoſen „zu befinden, unſern alten Freunden und alten Bundesgenoſſen. Wir finden ſie liebenswürdiger und liebreicher, als die Engländer. Als ich ein kleines Kind „war, hatte mich mein Vater in die Niederlaſſungen der „Engländer in Amerika geführt. Sie machten uns viele „Geſchenke, und wir bekamen Antheil an vieler Beute. „Allein wir haben ſeitdem wohl eingeſehen, daß ſie uns „nur betrügen und mit feurigem Waſſer *) tödten wollen. Wie könnten ſie uns Reichthum geben,

*) Branntwein. D. Ueb.

„ſie, die in ihrem Lande Menſchen haben, „welche vor Hunger ſterben? Seitdem ich dieß „geſehen, haben meine Augen ſich geöffnet, als ob ſie „zum erſtenmale das Licht des Tages ſähen. Wir ha„ben in England nur Unglück gehabt. Wir haben darin „einen unſerer Brüder, und eines unſerer Kinder ver„loren. Zum Glücke befinden wir uns in Frankreich „wohl, und wir hoffen es, lebend zu verlaſſen, um in „unſer Land zurückzukehren, wo wir Alles erzählen wer„den, was wir geſehen haben, und wo unſere Kinder „es ihren Kindern hinterbringen werden."

Wir blickten Klein-Wolf an. Seine Augen waren voll Thränen bei der Erinnerung an den Tod ſeines Kindes, und ſein im Scalptanze ſo furchtbares Geſicht drückte die tiefſte Empfindſamkeit aus. Die Uebrigen gaben der Rede des Regen der geht durch einen kurzen Ausruf Beifall, und der Doctor, das Wort nehmend, erklärte, daß er das vom Redner Geſprochene mit Befriedigung vernommen habe; daß er es beſtätige, und fügte als ein feiner Politiker bei: „Je länger wir „hier bleiben, deſto mehr werden wir bei uns geachtet „und geehret werden. Man hat uns öfter ſchreiben „laſſen, zurückzukehren, mit dem Verſprechen, uns künf„tig zu glauben. Aber wenn wir zu früh zurückkehren, würde nicht Jedermann überzeugt ſeyn, daß wir „von den Weißen gut aufgenommen wurden, und uns „unter ihnen wohl befunden haben. Da übrigens unſer gegenwärtiges Syſtem und der Wille unſers Häupt-

„kings Weißwolke dahin zielt, die beständigen Kriege „aufzugeben, die uns vernichteten, und da während der „Abwesenheit des Häuptlings der Stamm sich weder „schlagen kann noch darf, gewöhnen sich unsere Krieger „an den Frieden, und wir werden weniger Mühe haben, „ihn für immer zu befestigen."

Ich wollte dann Weißwolke zum Sprechen bringen, jenen melancholischen König, der immer eine Perle zwischen seinen Fingern rollte, und in seinen müßigen Augenblicken aus einem Stücke Holz und Fetzen für seine Enkelin Puppen nach Art der Wilden sehr geschickt machte. Ich erfuhr auch, daß sein Streben dahin ging, etwas zusammenzubringen, um dieses Kind mit einem in den Augen der Familie unschätzbaren Schatze auszustatten, nämlich mit sechs Bestecken von Silber. Der Contrast dieser kindischen Wünsche des Wilden mit dem sanften Ernste dieses Adlerprofils und dem Stolze dieses an die Heroen des Alterthumes erinnernden Costüms, ergötzte und interessirte mich im höchsten Grade. Wie viele silberne Bestecke hätte ich nicht gegeben, wäre dieß das Mittel gewesen, in dieses Gemüth einzudringen, und jene unbekannte Welt zu erforschen, die Jeder in sich trägt, und Niemand sich klar so vorstellen kann, wie sie von seines Gleichen begriffen wird! Wie groß muß dieser Unterschied bei dem ursprünglichen Menschen seyn, den der Abgrund einer höchsten Unwissenheit von unsern Ideen, und von der Geschichte unserer auf einander folgenden Generationen trennt! Wie sollte man

sich's erklären, daß dieses Kind von dreißig Jahren, das ich vor Augen hatte, träumerisch, schüchtern und schwächlich, den Tod seines Vaters, mit eigner Hand sechs von dessen Mördern tödtend, gerächet, und auf diese Sühne mit so viel Widerstreben verzichtet hatte? Ich wußte nicht, von welcher Seite ich ihm beikommen sollte, um eine Einschau, wenn auch nicht größer als ein Nadelöhr, in diese geheimnißvolle Dichtung seines Geschickes zu gewinnen. Endlich entschloß ich mich, ihn zu fragen, welches die erste Pflicht, nicht blos eines Stammhäuptlings, sondern was immer für eines rothen oder weißen Mannes sey. Ich erhielt nur eine ausweichende, halblaut, mit niedergeschlagenen und fast geschlossenen Augen gegebene Antwort, was das Zeichen einer großen Würde des Gefühles bei den Indianern ist. „Wir sind einfache Leute," sagte er; „nicht in den Wäldern „und in der Wildniß können wir das lernen, was Sie „in Ihren Büchern lesen. Ich werde Sie also um die „Erlaubniß bitten, dieses Gespräch nicht fortzusetzen."

Ich fragte den Dolmetscher, ob dieß eine Art sey, mir Stillschweigen aufzulegen, und mir meine Unbescheidenheit zu bemerken. Der Häuptling verneinte dieß mit dem Beifügen, daß er bereit sey, ein anderes Gespräch zu beginnen.

Ich fragte ihn dann, was das größte Glück eines Menschen sey. Seine Antwort war ganz persönlich, aber schmerzlich und poetisch. Auf das Fell anspielend,

welches eines seiner Augen bedeckt, sagte er: „Das „größte Glück eines Menschen ist: das Licht der Sonne „zu sehen. Seitdem ich die Hälfte meiner Sehkraft ver„loren, begreife ich, daß mein Augenlicht das Köstlichste „war, was ich besessen habe. Wenn ich das andere Auge „verliere, wird es nöthig seyn, daß ich sterbe.“ Ich wollte nicht weiter gehen, aus Furcht, ihn noch mehr zu betrüben, und die Unterhaltung wurde allgemeiner. Die auf dem Boden sitzenden jungen Leute belustigten sich ein wenig mit uns.

Der Groß-Geher, mit den Gesichte eines Tigers und dem Rumpfe des Herkules, begann mit der Puppe des Kindes des Häuptlings zu spielen; wir reichten ihm einen Stift zum Zeichnen, damit er dem Stücke Holz; welches das Antlitz vorstellte, ein Gesicht mache. Er überstrich den Platz des Kinnes, indem er sagte, daß dieses Kind, als bei den Weißen geboren, einen Bart haben müßte *).

Ich fragte ihn, womit man an Regentagen seine Zeit unter dem Wig-wam zubringe. Er entgegnete mir, daß man zuvörderst einen Graben um das Wig-wam ziehe, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, daß man hernach sich gut verschließe, und die Frauen zu arbeiten beginnen.

„Und die Männer thun nichts?“

*) Die Joways scheeren sich den Kopf, und enthaaren sich das Kinn. Auf dem Schädel lassen sie nur den Scalpschopf wachsen. G. S.

„Wir ſitzen in der Runde, wie jetzt hier, und thun, was wir hier thun.“

„Reden Sie?“

„Nicht viel.“

„Und haben Sie keine Langweile?“

Der Wilde begriff nicht, was ich ſagen wollte. Ich hätte zum voraus überzeugt ſeyn ſollen, daß da, wo das Nachdenken und die Betrachtung nicht exiſtiren, die Träumerei immer fruchtbar und angenehm iſt. Die Einbildungskraft iſt ſo mächtig, wenn die Vernunft ſie nicht feſſelt!

„Erſtaunen Sie nicht über ihre Heiterkeit,“ ſagte im Fortgehen ein Reiſender zu uns, der Amerika kennt und verſteht. „Ich habe da unten hundert Beiſpiele von Leuten geſehen, welche Wilde geworden ſind; ich habe kein einziges gegentheiliges geſehen. Dieſes Leben, frei von Sorgen, Vorherſehung und Arbeit, nur von den berauſchenden Gemüthsbewegungen der Jagd und des Krieges aufgeregt, iſt ſo anziehend, daß es alle Weißen in Verſuchung führt, wenn ſie es in der Nähe und ohne Vorurtheil betrachten. Es iſt im Grunde das Leben der Natur, und Alles, was man zur Befriedigung der Bedürfniſſe erfunden, hat nur dazu gedient, es zu verwickeln und in Leiden zu verwandeln. Oft nimmt man junge Indianer in den Vereinigten Staaten auf, und gibt ihnen unſere Erziehung. Sie begreifen ſie ſehr gut; ihre Intelligenz iſt raſch und durch-

dringend; man kann ſie bald zu Advokaten und Aerzten bilden.

„Aber wenn ſie in dem Augenblicke, da ſie ein Geſchäft beginnen, und ſich in die Bande unſerer Geſellſchaft fügen, zufällig ihre Eltern unter dem Wig-wam um Rath fragen und umarmen; wenn ſie die freie Luft der Prairie athmen; wenn ſie den Geruch des Büffels ſpüren, oder die Fährte des Wildfriſchlings des feindlichen Stammes gewahren, dann Adieu Civiliſation mit allen ihren Vorzügen! Der Wilde findet ſeine flüchtigen Beine wieder, ſein Luchsauge, ſein kriegeriſches Herz. Es iſt die Fabel vom Wolfe und dem Hunde.“

Wir verließen dieſe ſchönen Indianer ganz gerührt und betrübt; denn die Lebensreiſe zurück mitten durch die moderne Civiliſation wieder antretend, ſahen wir auf der Straſſe Elende, welche die Kraft nicht mehr hatten, zu leben, Elegante in Kleidern von ſcheußlicher Häßlichkeit, manierirte, grimaſſirende Geſichter, die Einen von Eigenliebe verdummt, die Andern vom gräßlichen Geſchicke verwüſtet. Wir kehrten in unſere ſo guten und ſo warmen Wohnungen zurück, wo uns die Gicht, die Rheumatism und alle jene Gebrechen des Alters erwarteten, denen der nackte Wilde trotzt, und die er unter ſeinem ſo ſchlecht verſchloſſenen Zelte nicht kennt; und jene treuherzig-tiefe Aeußerung, die mir der indianiſche Redner gemacht hatte, tauchte wieder in meinem Gedächtniſſe auf: „Sie verſprechen uns

Reichthum, und haben Menſchen in ihrem Lande, die vor Hunger ſterben!"

Arme Wilde, Ihr habt England geſehen, ſchauet Frankreich nicht!

George Sand.

Das politiſche Paris.

Der Saal der verlorenen Schritte

in der Kammer der Deputirten.

Ein Mann von Geiſt, der viel gelebt hatte, und auf Philoſophie hielt, hat irgendwo dieſe Maxime geſchrieben: „Wollen Sie alle Geheimniſſe der Großen kennen? Bringen Sie eine Stunde in ihrem Vorzimmer zu." Ein Vorzimmer iſt es auch, wohin ich Sie führen will, aber nicht um Große darin zu ſuchen. Die Großen! Wo ſind ſie heut zu Tage? Maſſillon ſah deren ſchon nicht mehr am Grabe Ludwigs XIV., und ſeitdem die Revolution ihr mächtiges Niveau über unſern Boden gebreitet hat, beſitzen wir das Maß aller Größen. Keine Großen mehr, keine Geheimniſſe mehr, aber das Drama eines jeden Tages mit ſeinem Theater, ſeinen Couliſſen. Dieß wollen wir ein wenig näher in dieſem Vorzimmer beobachten, in welches wir ſtolz und mit demſelben Rechte treten, wie der Nationalgardiſt der ſich darin brüſtet. Es gehört ihm, Ihnen, mir,

Jedermann, vielbesucht vom redlichen Manne und vom Ränkeschmide, vom berühmten Redner und obscuren Schwätzer, bisweilen glänzend und beseelt, bisweilen verlassen und fast öde, mit seinen Stunden der Abspannung, seinen Momenten der Begeisterung, je nach dem, was bei dem großen Herrn vorgeht, der nebenan Sitzung hält, und dieser große Herr ist die Politik!

Wir sind im Palaste der Kammer der Deputirten, und in dem Saale, den man den Saal der verlorenen Schritte nennt. Nichts Einfacheres, als die Topographie desselben: Ein längliches Viereck, von fünf großen Kreuzstöcken durchbrochen, durch die man jetzt die ersten Blätter des Holunders im Garten schüchtern grünen sieht; an den beiden Enden zwei Ausgänge, durch die in bewegten Tagen die Menge in dieses Forum strömt; den Kreuzstöcken gegenüber zwei andere Thüren, die in den Sitzungssaal führen, zwischen beiden eine ungeheure Bildsäule der Minerva. Das Porträt von Ludwig Philipp ist im Sitzungssaale unserer Gesetzgeber, sie haben die Weisheit vor der Thüre gelassen. Bescheidene Bänke von grünem Sammet, unnütze Bronce-Gruppen, ein sehr nützlicher Strohteppich, machen die ganze Einrichtung aus.

I.

Man muß wollen, was der Teufel will, und weil es ihm beliebt, in diesem Buche mit allen Feinheiten der Beobachtung, mit den Launen der Phantasie, mit

den lebendigen Blüten des Pariſergeiſtes die traurigen Plumpheiten und die lächerlichen Fettleibigkeiten unſerer Politik zu verbinden, wo könnten wir dieß beſſer belauern, als in dieſem flüchtigen Rendez-vous aller Parteien, in dieſer Gallerie, wo Miniſter von geſtern, von heute, von morgen, Deputirte, Pairs, Wähler, Journaliſten, ſich kreuzen, kreiſen, zur Seite gehen, ſich begegnen, ihre Hoffnungen und zugleich ihre Leidenſchaften von einer Stunde in Bewegung ſetzen?

Hier haben die Dramen des Parlaments ihren Prolog und ihren Epilog; hier berechnet man zum voraus die Kräfte, man wägt das Verdienſt der Kämpfer. — Hier empfängt mehr als ein Redner, bevor er ſpricht, vorübergehend die Ermuthigung ſeiner Freunde, er entbrennt am Feuer ihrer Blicke oder Worte, und kommt nach dem Siege oder nach der Niederlage, um brüderliche Hände zu drücken, und wie oft, während dieſes Durcheinanders des Kampfes, wo das parlamentariſche Drama unterbrochen ſcheint, ſchlüpft das Weberſchiff der Oppoſition in dieſen Vorläufer, wo geübte Finger geſchickten Fingern ſeine zerriſſenen Fäden knüpfen oder losknüpfen, ändern oder wieder anheften helfen! Wenn der Saal der verlorenen Schritte für den aufmerkſamen Horcher das treue Echo der Kammer iſt, iſt er auch für die Kammer das Vorgefühl, und gleichſam die erſte feine Witterung der Meinung. — Daher iſt hier der Schauſpieler, der eben erſt einem Halbgotte glich, in der Geſtalt eines einfachen Sterblichen ſichtbar; vor

unſern Augen trägt er weder Schminke noch Schönpflästerchen mehr; er zieht den Cothurn aus, und legt die Stellung ab, aber er plaudert, erörtert, empfängt und giebt Rathſchläge, bringt und nimmt Ideen wie Neuigkeiten, ſich verabredend, nichts aufdringend, und muß oft viel erklären, um für Vieles Verzeihung zu erhalten.

„Sie ſind ſehr ſchüchtern geweſen.“

„Ich mußte die Aengſtlichen ſchonen.“

„Ihre Rede drang gerade auf's Ziel los: ich ſah das Miniſterium einen Augenblick erblaſſen; Sie hatten vom Leder gezogen, warum durchbohrten Sie nicht mit der Klinge?“

„Ah! wenn Sie wüßten! Ich ging auf flammenden Bränden; die Centrum's rauchten ſchon; ich habe meine große Zehe an dieſen Kohlen verbrannt; noch einen Schritt mehr auf dieſem Wege, und die Furchtſamen wären fortgelaufen.“

„Aber die Oppoſition . . .“

„Bah! Ihre Oppoſition hat mich ſo ſchwach unterſtützt . . .“

Mit dem ganz glücklichen Redner iſt das Geſpräch anders:

Da kommt er aus dem Sitzungsſaale mit blitzendem Auge, geröthetem Antlitze, die Hälfte des Kragens niedergedrückt, die Cravatte ein wenig ſchief, mit jener ſchönen Unordnung des Renners, der ſeine zwei Stunden lange Rede brillant geliefert hat. Er benützt

die Unterbrechung der Sitzung, und sein Lächeln kommt unsern Glückswünschen zuvor.

„Sind sie zufrieden gewesen? ... Waren Sie da? Haben Sie mich gehört?“

„Jedermann hat Sie mit Vergnügen gehört: Sie sind lebhaft, drängend, scharf, sehr im Zuge gewesen.“

„Ah! Ihr Beifall macht mich glücklich, Sie sind ein so guter Richter!“ (Erstes Händedrücken.)

„Vielleicht könnte man an Ihrem Vortrage etwas aussetzen. Weniger Schnelligkeit, mehr Heftigkeit ...“

„Es ist möglich, ja, die Fluth reißt uns fort ... Aber wie haben Sie meinen Pfeil auf Guizot gefunden?“

„Sehr spitzig, wahrhaftig.“

„Er hat ihn gefühlt, ich stehe Ihnen gut dafür; denn er krümmte sich unter der Wunde.“

„Ich zweifle nicht daran, wiewohl er mir eine Haut von Schildkrötenschale zu haben scheint.“

Doch während wir plaudern, rennt ein Enthusiast keuchend herbei; er hält sich nicht, faßt mit seinen beiden Händen den Arm des Redners, dessen Verschämtheit gleichwohl sich zu scheuen scheint. „O! wie vortrefflich Sie gewesen sind! Doch, was vortrefflich! Erhaben!!! Es ist der Krieg mit der Klinge des Palafox. Sie haben Logik, Feuer, Witz, Erhabenheit, Hinreißung gehabt! Diesen Guizot haben Sie aufgerollt, über den Haufen geworfen, geschlagen, gewammset, getödtet, rettungslos getödtet. Er wird sich nie

wieder davon aufrichten: ich halte ihn für geſtorben, auf der Stelle geſtorben, geſtorben und begraben. . . . Was ſagen ſie da drin?"

„O! im Conferenzſaale," erwiederte der Redner ein wenig beſtürzt, „ſcheinen ſie bezaubert."

„Ich glaub's, parbleu! Sie werden einen ſehr ſchwierigen Stand haben, woferne nur die geheimen Eiferſüchteleien ſich nicht einmiſchen," fügt unſer Schönthuer blinzelnd bei, „Sie wiſſen, was ich ſagen will. Ei doch! — Aber nein. — O! ja, ja! Sie waren Oberſt, Sie ſind General geworden, Sie werden Marſchall werden, Fürſt, Fürſt der Tribune, und die Freunde, die guten Freunde, ſehen dieſes ſchnelle Vorrücken nicht ohne Kummer."

„Gehen Sie doch! Wie können Sie vermuthen . . ."

Der Enthuſiaſt mit verdoppeltem Eifer . . . „Ah! Sie haben ein edles, großmüthiges, hochgeſtelltes Herz, Sie ſind groß und ſtark, wie Ajax, und vermuthen Ulyſſes nicht! . . . Wie ſchön iſt das Talent, und wie wohl pflegt und erhebt es Ihr Geiſt! . . ." Und hiemit kehrt ſich der Enthuſiaſt um, bricht in ein lautes Gelächter aus, fährt mit der Hand in ſeine Haare, und während der ſo plump geſchmeichelte Redner in die Kammer zurückgeht, wendet er ſich zu uns, und fragt mit dem kälteſten Tone: „Wie haben Sie ſeine Rede gefunden?"

„Sehr gut, ohne Zweifel; aber viel weniger gut, als Sie . . ."

„Ah bah! Sie sind wie die Künstler, und das macht sie warm! Uebrigens ist es eine geschickte, feine, aber seichte Rede, ohne Tiefe und Einsicht.“

„Ah! mein Herr, da Sie so Schlag auf Schlag und ohne Maß herabwürdigen, was Sie eben erst so sehr rühmten, so werden Sie es billigen, daß Ihr Gefoppter davon in Kenntniß gesetzt werde.“

Mein Mann erblaßt bei diesen Worten, und sagt, indem er wieder die ernsteste Miene annimmt: „Ich beschwöre Sie, verrathen Sie nicht das Geheimniß einer mehr oder weniger gewagten Unterredung ... Ich theile nicht die Ansicht dieses Redners ... Die Opposition ist meine ... zufällige ... Fahne ... Ich gehöre der conservativen Partei an, dem Herrn Molé.“

„Ich vermuthete es.“

„Und Sie begreifen, daß eine selbst leichte Indiscretion könnte . . .“

„Ah! ja, Sie um Ihre Stelle eines Requetenmeisters bei dem Eintritte eines neuen Cabinetes bringen. Sie treiben da ein schönes Geschäft.“

Ich habe bereits mit Eckel dieser Verkäuflichkeit den Rücken gewendet, als zwei Schlenderer der Opposition mich anredeten, und fragten, wie ich zu diesem wilden Gesichte komme ... „Meiner Treu', es ist nicht klug, Ihre Redner zu beglückwünschen; denn seitdem Sie, Ihre Fahnen vermengend, überall werben, ist man der Gefahr ausgesetzt, an manchen garstigen Plunder zu stoßen.“

„Ach! Glauben Sie, daß jener wohl sauber sey, den wir mehr in der Nähe treffen?“

„Sehen Sie da unten in dieser Fenstervertiefung jenen Deputirten mit dem erdfahlen Gesichte; er wehrt sich gegen einen Gläubiger, den er anfleht. Das Ministerium hat so viele Schuldscheine von ihm bezahlt, daß es diese weiße Kugel sehr theuer findet.“

„Und jener Andere, den man wegen Arbeiten ermuthiget, die er nicht gethan hat . . .“

„Und dieser mit seiner periodischen Mission zwischen den Sitzungen . . .“

„Und Jener mit seiner Ladung von Stellen für seine Kinder!“

„Und dieser dicke Ochs, der für sich nichts mehr zu wiederkäuen braucht, stipulirt für seinen Schwiegersohn, indem er dem Cabinete seine schwarze Kugel an die Kehle setzt . . .“

„Und jener schöne, am Tage vorher so ungestüme Leander, so mäuschenstille am andern Tage?“

„Genug, meine Herren, von diesem Verzeichnisse; man möchte meinen, daß der Saal der verlorenen Schritte ein glühender Herd der Verleumdung sey.“

„Verleumdung! Wollte Gott! Aber sehen Sie nicht, daß es die Bestechung ist, die sich unser bemächtiget? Sie nimmt alle Farben an, kleidet sich in alle Formen, kühn, schamlos, plump mit den Einen, geschmeidig, schlau mit den Andern, und raffinirt bis zum Zartsinne, wenn es seyn muß. Man verlockt jenen

durch Familiengefühle, dieſen durch Ehrſucht, einen Dritten durch Eigenliebe, einen Vierten durch den Groll. Betrachten Sie dieſen Staatsrath, der langſam und mit geſenkter Stirne fortgeht. Im vorigen Jahre war er noch eifrig unter uns! Er ſtimmt jetzt gegen uns, weil man ihm verſprochen hat, den Unterpräfekten abzuſetzen, der ſeine Wahl bekämpft hatte."

Einer von den Plauderern. „Ah! dieſes Miniſterium ſtiftet ein Uebel."

Der Andere. „Ja, das Uebel eines Schauſpielers, der ein ſchlechtes Buch ganz laut vorlieſt; aber das Uebel kommt höher herab, und geht auch mehr vorwärts. Bei falſchen Grundſätzen hat man falſche, hinkende, rachitiſche Inſtitutionen, Blendwerke da, dort, überall. Die Völker leben nicht ungeſtraft in einer Region beſtändiger Lüge; der Geiſt verlöſcht und ſchwächt ſich darin; unterwerfen Sie eine Kammer, eine Preſſe, eine Politik dieſem plumpen Verfahren, und Sie werden ſehen, ob nicht die Falſchheit in den Ideen ganz allein, und faſt ohne Beihülfe, das Verderbniß der Herzen erzeuge . . ."

Der erſte Plauderer. „Ah bah! Mit andern Männern am Ruder, die mehr Achtung für das Nationalgefühl hegten."

„Der Zweite, (mit etwas Ungeduld unterbrechend). „Ah doch! Aber von wo gehen Sie aus, woher kommen Sie? Von Congo, aus dem Monde, vom Strome Oyapock? . . . Ich wette, daß Sie

vom alten Papa Daliban niemals haben ſprechen hören? . . .“

Der Erſte. „Der Papa Daliban? ... nein ... irgend ein edler Vater der Funambulen ... Nun denn?“

Der Zweite. „Nun denn!“

Ein Saaldiener unterbrach uns mit ſeiner betäubenden Stimme, und rief aus, gegen die Thüre links ſchauend: „Wer hat nach Herrn Vatout gefragt?“

Wir ſehen dieſen Ehrenwerthen ſich zwei Perſonen nähern, die er mit Auszeichnung grüßt; die Unterhaltung wird beſeelt, warm, der Ton der unvermuthet dazu Kommenden erhebt ſich, die Haltung des Deputirten wird um ſo verlegener.

„Teufel! das ſind vornehme Wähler, die ſich ärgern. Irgend ein Poſtbüreau, irgend eine Poſtſtation, die man nicht verlegt haben wird ... oder wohl eine Brücke, ein Endchen Weges ... vielleicht eine Zweigeiſenbahn ... oder irgend eine verſprochene und nicht bewilligte Unterſtützung ... woferne nicht ein noch weit geringfügigeres Intereſſe: ein Stempel- oder Tabak-Büreau für irgend eine hübſche Wittwe. — Wer weiß es?... Der Geſchmack iſt verſchieden, und das Budget ſo umfangreich!“

„Sie werden zugeben, lieber College,“ beginnt ſeinerſeits unſer naiver Spaziergänger, „daß dieſes Anfordern der Wähler unerträglich wird.“

„Und warum ſollte es erträglich ſeyn, wenn's be-

liebt? Der Deputirte ſollte mit ſeinem Mandate einen Handel treiben, und der Wähler ſein Privilegium nicht verpachten?"

„Aber die Würde eines Volksrepräſentanten . . ."

„Repräſentant von etwas! Wiſſen Sie, mein Lieber, daß Jeder von uns im Durchſchnitte einhundertfünfundachtzig Wähler repräſentirt, nicht mehr und nicht weniger? Und da unter dieſen einhundertfünfundachtzig ein Advokat iſt, oder ein dicker Pächter, oder ein einflußreicher Gewürzkrämer, repräſentiren wir namentlich einen von dieſen Herren da; und da die Wahl von ihnen abhängt, ſo hängen auch wir von ihnen ab. Sie laſſen es uns fühlen, Gott ſey Dank! Wenn die Deputirten keine Stellenmäkler ſind, macht man Waarencommiſſionäre aus ihnen . . ."

Eines der entſchiedenſten Centrumsmitglieder geht in dieſem Augenblicke durch den Saal, und grüßt freundſchaftlich mit der Hand.

„Collega, wenn Sie mit Ihrem Vorrathe fertig ſind, werden Sie mir's zu wiſſen machen, nicht wahr?"

„Sehr wohl," antwortete der Andere; „aber ich bin noch auf lange Zeit damit verſehen."

„Und Sie, lieber Collega," fährt er fort, an einen andern Nachbar ſich wendend, „ſollten Sie nicht zufällig welchen nöthig haben?"

„Wovon denn, bitt' ich Sie?"

„O!" entgegnet das Centrumsmitglied fortgehend, nach einem verdächtigen Blicke auf mich, „ich werd' es

Ihnen dieſer Tage im Conferenzſaale ſagen.“ Er entfernt ſich, und wir ſind natürlich neugierig, zu erfahren, um was es ſich handelt.

„Das iſt die Fortſetzung unſerer Geſchichte,“ erwiedert unſer erſter Mitſprecher.

„X... iſt ein braver, gefälliger und ordentlicher Mann, obgleich zu allen Zeiten miniſteriell. Er wird immer von einer ſtarken Majorität gewählt. Wiſſen Sie, was ſie ihm einträgt? Da iſt ein großer Hirt in ſeiner Heimath, der ein ſehr anſehnlicher Käſefabrikant geworden iſt. Man muß es ihn ſelbſt erzählen hören. Doch da kommt er zurück; dringen wir in ihn, er wird uns Alles ſagen.“

Das gute Centrumsmitglied läßt ſich ein wenig bitten. „Sie werden mich wenigſtens nicht compromittiren. Wohlan, ja, der Vater Formion, der meine Wahlverſammlung lenkt: ein würdiger Mann, das iſt wahr, ein wenig knauſerig, aber durchaus ſolid.

„„François,““ ſagt er immer zu mir, „„ich habe Deinen Vater und Deine Mutter gekannt, ſie haben Dich erzogen; Du haſt Vermögen, Du wirſt unſer Deputirte ſeyn, zum Henker ... Stimme immer für den König und unſern heiligen Vater, den Papſt, im Uebrigen wie Du willſt.““

„Und Sie haben Herrn Guizot für Ihren heiligen Vater, den Papſt, gehalten!“

„O, nein! Herr Guizot gehört zum Uebrigen.“

„Ah, ſehr gut, das Mandat iſt umfaſſend, aber der Reſt...“

„O! den Reſt verwendet er zu den vertrauten Herzensneigungen, er führt mich in ſein Haus ... „„Du ſiehſt, François, mein Freund, wie viele Mondſcheiben da liegen. Wir haben viel fabrizirt, aber das Jahr iſt ſehr ſchlecht. Verlange keine Stellen in Paris ... aber führ uns einen Handſtreich aus ... Sie eſſen ſo viel in jener großen Stadt ... Du mußt mir noch einen guten Karren voll Käſe unterbringen, hörſt Du?““

„Gewiß, Vater Formion!“

„„Ei, zum Henker, Du biſt ein guter Junge. Ich werde Dir die Waare koſten laſſen.““

„Und er bringt mir vier oder fünf Muſter in Stücken Papier. Hier angekommen, will ich, wie Sie ſich leicht denken können, jenem braven Manne Wort halten, und Sie ſind meine Zeugen, daß ich ſeine Käſe ohne Berückſichtigung der Meinung unterbringe.“

Dieß Alles, von einigen mehr oder minder geiſtreichen Scherzen begleitet, verſetzt unſere Gruppe in eine gewiſſe Heiterkeit, als wir plötzlich einen der ſchätzbarſten Männer der Kammer, ein Papier in der Hand, auf uns zukommen ſehen, einen ſcharfſichtigen Geiſt, von ſtandhaftem Eifer, einen unermüdlichen Arbeiter, einen mit Recht geehrten Charakter. Er iſt wüthend.

„Was begegnet Ihnen denn? Hat Guizot geantwortet? Iſt er heftig geweſen? Hat er . . .“

„Nein doch, nein doch; die Vertagung, immer die Vertagung; er wird morgen antworten . . .“

„Was ſonſt entflammt Sie denn ſo?“

„Lieben Sie die Hunde? Ich meinerſeits begreife nicht, wie die Civiliſation ſich mit dieſem ſchmutzigen, gefräßigen und der Wuth unterworfenen Vierfüßler befreunden kann. Frankreich ſollte mit den Hunden verfahren, wie England mit den Wölfen.“

„Welcher Hundszorn!“

„O! ich verabſcheue dieſes Thier, und ſtellen Sie ſich vor, ich bin gezwungen, ein ſolches bei mir zu haben, das nicht mein gehört, das mir aus meinem Bezirke zukommt; kurz den Hund eines Wählers, und zum Unglücke eines einflußreichen . . . Aber das iſt nichtswürdig . . . Hier, leſen Sie dieſen Brief.“

Ich nehme ihn und leſe.

„Mein Herr und ehrenwerther Mandatar!

„Ihr Anerbieten benützend, nehme ich mir die Frei„heit, Ihnen mit Gegenwärtigem auf dem Kutſchenhim„mel von Laffite und Caillard einen ſchönen Hund von „meiner Hündin Lucette zu ſenden, die Sie kennen, ſo „wie meine Tochter, welche ſie erzogen hat; zwei Jahre „alt und gut dreſſirt, von guter Race und eben ſol„chen Ohren. — Da in unſern Gegenden keine Lieb„haber, oder dieſe ſchon verſehen ſind, haben wir ge„dacht, daß Sie uns verbinden könnten, ihn in Paris „zu verkaufen, wo es an jenen nicht fehlt, und über„laſſen uns hinſichtlich des Preiſes Ihrer Discretion. „Mein Bruder, der den Bruder des nämlichen Hundes „hat, möchte ihn gerne von ſich thun, und auf dem„ſelben Wagen Ihnen ſenden, da er den Conducteur

„kennt. Er läßt Ihnen alles Schöne ſagen, ſo wie „auch meine Oheime und Vettern. Alle wünſchen Ihnen „zu Ihrer Unabhängigkeit Glück, und ſind Ihre erge„benen Wähler. „X. X. X.

„P. S. Was den Preis betrifft, thun Sie das „Möglichſte nach Ihrer Discretion."

Unter dieſen Brief hatte die ein wenig vor Zorn zitternde Hand des Deputirten geſchrieben: „Ich ſende „Ihnen Ihren Brief und Ihren Hund zurück, und kann „Ihnen die Entrüſtung nicht beſſer ausdrücken ..."

Noch weiter unten: „Ich wüßte ihnen, mein Herr, „das Erſtaunen nicht genug auszudrücken, welches mir „der wahrhaft ſonderbare Brief und die noch ſonder„barere Sendung verurſacht hat ..."

Noch weiter unten: „Ich habe mein Deputirtenman„dat ernſtlich genommen, und bedurfte dieſer Eigenſchaft „nicht, um die perſönliche Würde zu begreifen. Deß„wegen, mein Herr, werden Sie mir erlauben, Ihnen „den Unwillen auszudrücken ..."

Aber während wir die Correſpondenz entziffern, entſchlüpft uns unſer Deputirte, und eilt auf einen ſeiner Collegen zu: „Berger, Berger! könnten Sie nicht zufällig einen vortrefflichen Jagdhund brauchen? Auserleſene Race, gute Naſe, guter Kniebug, und dreimal größere Ohren, als jene unſers Präſidenten!"

„Ah! Sie verführen mich ... Und der Preis?"

„Ich verkaufe Ihnen denſelben nach dem Curs, den ich nicht kenne."

„Sehr gut. Schicken Sie ihn mir morgen früh vor Mittag, damit mein Sohn darüber urtheile.“

Nach geſchloſſenem Handel ſchreibt unſer Deputirte ſeine Antwort: „Ich bin glücklich genug geweſen, mein „lieber Herr, durch eine ſehr ſeltene Gelegenheit das „mir geſendete Thier zu verkaufen. Es iſt mir ange„nehm, bei jeder Veranlaſſung irgend etwas Ihnen An„genehmes zu thun; aber ich würde ſicher den Zufall „nicht zum zweitenmale finden, der mich begünſtiget „hatte. Sagen Sie alſo Ihrem Bruder, ich bitte Sie, „daß es unvorſichtig wäre, bei dieſer Witterung einen „Hund reiſen zu laſſen, der ſich in Paris ſehr ſchwer „anbringen ließe, und unnütze Koſten verurſachen würde.

„Meine Empfehlungen an Ihre ganze Familie, die „mich mit ſo vielen Beweiſen von Ergebenheit beehret „hat. Wir treiben hier eine ziemlich ſchlechte Politik. „Sie wäre gewiß viel beſſer, wenn alle Wähler Ihnen „gleichen würden.

„Empfangen Sie, ꝛc.

„X... Deputirter von...“

Inzwiſchen wird es ſpät, der Sitzungsſaal leer. Die Sitzung hat fehlgeſchlagen... der Kampf iſt auf morgen vertagt. Der Saal der verlorenen Schritte lichtet ſich nach und nach, die Nationalgardiſten entfernen ſich, und dieſer eben erſt ſo lebendige Ort verſinkt in eine tiefe Einſamkeit, die nur der Kehrmann morgen früh ſtören wird.

II.

Albert iſt ein guter und wißbegieriger junger Mann, ein ſeiner Provinz ganz friſch entblühter Baccalaureus, die ihn mit ſeinen heißen Gedanken, ſeinem mit Litteratur geſchmückten Geiſte, und mit einer Art flämiſcher Treuherzigkeit zu uns geſendet hat, welche durch ihre ſüſſen Schatten die Gluth ſeiner Bewunderungen mäßiget.

„Gehen wir fort, ich bitte Sie,“ ſagt er dringend zu mir, „es iſt ſpät, ich will das Aufrollen des Vorhanges ſehen. Das Programm iſt herrlich! Die Herren Guizot, Thiers, Villault, Dufaure, Dupin, vielleicht... ungerechnet Unvermuthete... Welcher Anſchlagzettel!...“

„Ja, Sie meinen an der Spitze die berühmte Formel zu leſen: „„Die gewöhnlichen Herren Schauſpieler des Königs.““ Aber ſteigen Sie nicht zum Voraus auf die Stelzen Ihrer Einbildungskraft. Der Enthuſiasmus a priori hat immer ſeine Täuſchungen...“

Ein Uhr ſchlug es in dem Augenblicke, da wir im Saale der verlorenen Schritte ankamen, deſſen geöffnete Flügelthüren die Doppelreihe der Nationalgarde und der Veteranen ſehen ließen, in den weiten Corridor tretend, der zum Hôtel der Präſidentſchaft führt. Man ſchlägt den Feldmarſch, man präſentirt das Gewehr; Jedermann entblößt das Haupt, und der Zug defilirt mit ſeiner beſcheidenen Feierlichkeit.

Vier Huſſiers der Kammer gingen zwei Staatsbo-

ten voraus, welche das blaue Kleid und die dreifärbige Schärpe trugen.

Dann folgte der Präſident, zwiſchen den beiden die Garde commandirenden Offizieren eingerahmt.

Dann kamen die Sekretäre.

Die bewaffnete Gewalt bleibt an der Thüre des geſetzgebenden Saales ſtehen; und während der Präſident den Stuhl einnimmt, verſchwindet dieſer militäriſche Pomp, und der Saal der verlorenen Schritte iſt der Menge preisgegeben, die ihn verſperrt!

„Welche Bewegung! Welche Rührigkeit!“ ſagte Albert zu mir; „man ſollte meinen, wir wären im Lager, zwei Stunden vor der Erſtürmung von Saint-Jean-d'Acre.“

„Entweihe dieſe großen Erinnerungen nicht! Die Leidenſchaften, die Gefahren beſchränken ſich hier nur auf fünf oder ſechs Stücke rothen Maroquin's, um deren Wegreißen und Forttragen es ſich handelt.“

„Aber wer iſt dieſes ganze Publikum, das ſich erhitzt, regt, und wälzt? Woher kommt es? Kennen Sie ſich aus inmitten dieſer unbekannten Zonen? Jener ſchwarzgekleidete Herr, der dem Chef der Apotheker von Pourceaugnac gleicht...“

„Schweigen Sie, Unglücklicher. Es iſt der Chef der Huiſſiers, den ſo viele Deputirte faſt mit Ehrfurcht umdrängen, und der den Reſt der Eintrittskarten für dieſen Ameiſenhaufen von ungeduldigen Neugierigen unter ſie vertheilt. Betrachten Sie dieſe Ehrenwerthen,

wie ſie rechts und links eilen, ihre Gunſt ſpendend. Sie können auf die Wichtigkeit der Nachſuchenden aus der Aufnahme ſchließen, die ſie finden. Wenn jener Deputirte ſich verbeugt und lächelt, ſo dürfen Sie für gewiß annehmen, daß er irgend einem einflußreichen Wähler, irgend einer tafelgebenden Familie, irgend einem Sohne aus gutem Hauſe eine Eintrittskarte bringt.

„Aber jenes Individuum, welches allzu viele, wenig beachtete Dankſagungen macht, dem man ſeine Karte mit geringſchätziger Gönnerſchaft zugeſtellt hat, iſt vielleicht irgend ein Mann von viel Geiſt; aber ich wette, daß der arme Wicht keine zweihundert Francs Steuern bezahlt ... zu nichts tauglich. — Weiterhin Börſenmänner, Aug' und Ohr geſpannt, in alle Gruppen ſich drängend, hörend, fragend, den Zufall erſpähend, um auf das Steigen oder Fallen zu ſpielen; ehemalige Deputirte, dieſen Kämpfen mit einem Seufzer beiwohnend, wie der Hund dem Gaſtmahle des Schwanes; Staatsräthe, Pairs von Frankreich, Prieſter im Prieſterrocke ..."

„O!" ſagte Albert, ihn unterbrechend, „ſehen Sie doch, eine hübſche Schauſpielerin von meiner Bekanntſchaft. Wie friſch und triumphirend ſie iſt! Was! ein Deputirter nimmt ſie unter ſeinen Schutz! Die Spitzbübin ſprach immer von ihrem Pair von Frankreich ... Hier alſo hat ſie ihren Eintritt?"

„Sie ſehen, wer ihr ihn verſchafft. Es geht manchmal ſo. Zwiſchen zwei Theatern, Sie wiſſen! ... Ein-

tritt für Eintritt... Es iſt ein Austauſch von Artigkeiten... Aber ſie hat Sie ſonderbar angeblickt..."

„Bah! alle Frauenzimmer ſchauen mich an."

„Sie ſind recht eingebildet, Albert."

„Vielmehr ſehr demüthig. Im Grunde zählt dieſer braune Einführer, der ſeine Haare verliert, nicht mehr zwanzig Jahre, und in dieſer Hinſicht hätte ich wohl ein Vorſitzrecht. Zwar iſt er Deputirter; aber was verſchlägt uns dieß? Die Jugend iſt wie das Genie: auf ihrem Wege nimmt ſie ihr Habe, wo ſie es findet. Gleichviel, ich hätte nicht erwartet, ſie im Saale der verlorenen Schritte irrend zu finden. Es giebt alſo Leute von jedem Schlage hier? Und die Journaliſten!"

„Hier iſt ihr Platz, und ſie wimmeln da. Journaliſten von allen Geſichtspunkten... von allen Farben des Prisma."

„Ah! nennen Sie ſie mir, zeigen Sie ſie mir, ich bin ſo neugierig..."

„Zu neugierig für die Viertelſtunde. Die Preſſe iſt eine zu vornehme Dame, als daß man ſie ſo zufällig behandeln könnte. Nur hüten Sie ſich, mit Männern von Intelligenz öffentliche Fahnenträger von dieſer oder jener Anſicht zu vermengen, jene Arten von Schmarotzern, von denen Sie in dieſem Gemüthe irgend ein trauriges Muſter gewahren, Spectakelſammler, Lumpenſammler der Tageslitteratur, die es für fünfzehn Francs übernehmen, einen Mann auszuplündern, oder eine Frage abzuthun, ihrer Feder wie eines Hackens ſich

bedienend, womit ſie dieſe oder jene Induſtrie kaperte, die ſie dann durch die Windungen ihres Maulwurfhaufens dem ſpeculirenden Eigenthümer bringen, welcher nicht ermangelt, am andern Tage neben der aufrichtig geſchriebenen Spalte, die dem perſönlichen Handel verkaufte Spalte figuriren zu laſſen. Dieſe hungerigen Zwiſchenhändler ſind die Scorpione der Oeffentlichkeit ... Doch gehen wir vorwärts, Albert, um uns jenen anzuſchließen, die ſo eifrig jenen achtungswerthen, ſchon von der Verehrung ſeiner Collegen umgebenen Greis grüßen ...“

„Welch' ein ruhiges und feſtes Geſicht! Das Alter, welches dieſe kräftigen Lenden ein wenig gekrümmt, hat wenigſtens der Heiterkeit dieſes Blickes nichts entzogen, worin die Ehrlichkeit des Bewußtſeyns in ihrer Reinheit widerſtrahlt. Dieß iſt der in der Strenge ſeiner Sitten unerſchütterliche Mann, die Incarnation der politiſchen Redlichkeit. Ich habe nicht nöthig, daß Sie mir ihn nennen; das öffentliche Gefühl, welches er wecket, genügt mir, den verehrungswürdigen Dupont de l'Eure zu erkennen. Ich möchte meinen jugendlichen Enthuſiasmus jenen Huldigungen beigeſellen. Der lateiniſche Redner hat Recht gehabt, zu ſagen, daß der rechtſchaffene Mann, lange Zeit unbeugſam bewährt, das großartigſte Monument iſt, welches Sterbliche ſehen können. Denn die Kunſt und das Genie haben genügt, die Monumente zu errichten, welche man bewundert,

während dieſes da die Hand der Götter ſelbſt errichtet zu haben ſcheint.

„Gut, junger Mann, gut! Bewahren Sie immer dieſe Begeiſterung für das, was ehrlich und rein iſt. Eben ſo wohl, wenn Alles ſich ſenkt und nachläßt, wenn das glückliche Laſter ſein ſchamloſes Lächeln zur Schau ſtellt, ſchuldet Ihre Generation eine innige Dankbarkeit jenen Männern, deren kräftige Art inmitten der Verwirrung der Geiſter und des Cynismus der Sitten jene Grundſätze und Bürgertugenden aufrechthält, welche die Würde der Individuen, und die Kraft der Nationen ausmachen. Ich könnte Ihnen nach Herrn Duhont de L'Eure manche Andere nennen, auf demſelben Wege wandelnd, wie er ... Denn ſehen Sie, hier ſind die meiſten Freunde der äußerſten Linken durch den Haufen gezogen. Doch rücken Sie ein wenig, Albert, und machen Sie den Mächten Platz. Der Zufall führt ſie faſt zugleich herbei.“

„Wie doch! dieſer große Herr im Pantalon, mit grauen Haaren, von ſich eingenommenem Blicke, die Naſe ſo majeſtätiſch, die Schultern kräftig, wie alle Arten von Kriegern, und dazu mit einem allgemeinen Anſpruche auf Einfachheit und Auszeichnung, wäre einer von unſern berühmteſten politiſchen Männern? ...“

„Ja, eine verfügbare Berühmtheit, einer von den drei Schwibbogen des Syſtems des Verfalles, einer von den drei Wandhacken, an welche jenes Syſtem ſein Kleid und ſeine Perücke aufhängt, um ſie dort wieder zu fin-

den, wenn es ihm beliebt, eine kleine Aenderung in der Vermummung vorzunehmen... Aber die andern beiden treten auch ein... der Eine verſchwindend in einem ungeheuern blauen Ueberrocke von engliſchem Stoffe und Schnitte, welcher ſeine Taille verſchlingt, und ſeine Steifheit beſſer hervorhebt; ſein rückwärts ſtehender Hut enthüllt ſeine pedantiſche Stirne; ſein Blick iſt ſtolz, ſein Schritt bemeſſen, ſeine Lippe hochmüthig; — der Andere mit ſeinem plebeiſchen, widerwärtigen, und auf den erſten Anblick etwas gemeinen Gange, wackelt mit den Hüften, Elbogen und dem Kopfe, wie wenn ſeine Seele ſich jenen unregelmäßigen Schwingungen einer Pendeluhr, die ihren Schwerpunkt verloren, überlaſſen hätte..."

„Ich verſichere Ihnen," ſagte mir Albert kalt, „daß ich dieſe berühmte Dreieinigkeit habe vorübergehen ſehen, ohne daß die mindeſte Gemüthsbewegung meiner Neugier ſich beigemengt. Dennoch ſind es drei Männer von wirklichem Verdienſte..."

„Gewiß; aber was iſt das Talent ohne die Idee, die ſich ſeiner bedient? Aber was iſt die wunderbare Rednergabe ſonſt, als ein ſchädliches Werkzeug, ohne die Feſtigkeit des Charakters, die Liebe des Wahren, ohne das Vorherwiſſen und den Willen des Guten? Was dieſe drei Männer unter einer Regierung würden geleiſtet haben, wo ſie nur einem Intereſſe zu dienen gebraucht hätten, jenem des Vaterlandes, nur ein Geſtirn um Rath zu fragen, jenes des Geiſtes von Frank-

reich, wüßte ich nicht mit Gewißheit zu ſagen; aber je größer die Fähigkeiten ſind, deſto mehr Luft und Raum brauchen ſie; die hervorragendſten Eigenſchaften dagegen ſchrumpfen ein, verkümmern in einer Atmoſphäre ohne Sonne; wenn ihnen die edlen Reizmittel fehlen, haben ſie zur Springfeder und zum Zwecke nur mehr eitle Selbſtſucht, ein trauriges Wetteifern in den demüthigſten Gefälligkeiten, einen Wettſtreit armſeliger Perſönlichkeit. Und iſt es nicht auch eine merkwürdige Wirkung der politiſchen Unfruchtbarkeit, worin wir leben, daß man in dieſem Lande, wo die Männer nie den Zuſtänden und den Ideen gefehlt haben, dahin gebracht iſt, ſich in dieſes alte Dreieck zu pferchen, von dem der Zahn der öffentlichen Meinung tauſendmal die Ecken angenagt und die Seiten eingeweicht hat."

„Aber Sie vergeſſen die Stellvertreter, mein Lieber," ſagte mir dann dazwiſchen kommend ein aus einer Gruppe getretener Deputirter, der ſich bald zu uns geſellt hatte.

„Ah! Sie ſind's. Guten Morgen, meine Herren. Die Stunde nahet heran; ſtählen Sie Ihre Lungen; unterſtützen Sie Ihre Redner durch Ihre Bravo's: ich ſehe luſtige Brüder des Centrums vorübergehen, deren Bauch mich zittern macht."

„Sie hätten Recht, wenn er leer wäre; ſehen Sie ruhig; wir ſind entſchloſſen, eine heiße Schlacht zu liefern; doch halten Sie, hier ſind jene, die man vorzüglich entflammen muß."

„Wer iſt denn," fragte mich Albert ganz leiſe,

„jener noch junge Deputirte, der eine so feine und so sanfte Miene hat, der sich unvermerkt unter die Gesellschaft mischt, und so zu sagen durch die Menge schlüpft, ohne an Jemand zu stoßen, obgleich er Eile zu haben scheint, anzukommen?“

„Einer von den Stellvertretern, von denen man so eben sprach, welcher es versteht, das Ministerium anzugreifen, wenn es seyn muß, es stündlich zu bekämpfen, und da unter dem Feuer der Tribune die Stelle erobert hat, die seiner am Ruder unvermeidlich harret. Seine Rede ist deutlich, sein Urtheil sicher, sein Herz redlich, und die liebenswürdige Einfachheit seiner Sitten verändert bei ihm nicht die Unabhängigkeit des Charakters. Möge er glücklich auf jenen schwierigen Pfaden wandeln, auf denen so viele Andere zu Grunde gingen!“

„Sie sind aber auch zu sehr Puritaner,“ sagte dann ein Deputirter des linken Centrums zu mir, der meine letzte Aeußerung gehört hatte: „wenn man Politik treibt, muß man das Ruder zum Zwecke haben; denn dieß ist das einzige Mittel, seine Ideen zu verwirklichen.“

„Ich anerkenne, mein Ehrenwerther, daß diese, obgleich ein wenig veraltete Idee, dennoch vollkommen richtig ist: erlauben Sie mir nur, Ihnen zu bemerken daß sie zwei Umstände voraussetzt: erstens, daß man Ideen hat; zweitens, daß das Ruder unabhängig genug ist, um jene anwenden zu können.“

„O! das linke Centrum hat sein Programm, und

Sie werden ſehen, wenn es wieder an's Ruder kommt, ob es ſeine Partie nicht loyal ſpielen wird."

„Ja! als ob es die Karten allein hielte. Der Unſchuldige weiß nicht, wie viele Arten es giebt, im Spiele zu betrügen."

„Der Abgeordnete (mit Energie.) „Aber die Betrüger jagt man zuletzt fort."

„Der Henker! wie raſch Sie ſind. Sie wären vielleicht ſehr verblüfft, wenn man Sie beim Worte nähme. Fragen Sie dieſen ehrlichen Redner, der vorübergeht, und der ſich in Geſchäften ſchon verſucht hat, warum ſeine Scheinſprödigkeit ſich empört, wenn man ihm davon ſpricht, ſich wieder zu verſuchen."

„Ah! dieß iſt Herr D...," verſetzt Albert; „wie ſchnell er geht, ohne weder rechts noch links zu ſchauen! Ein dunkles Glas bedeckt ſeine Augen, und ich weiß nicht welch' ein ſchweigender Schatten ſeine redlichen Züge runzelt und furcht. Warum iſt er denn ſo zugemacht, zugeknöpft, geſchnürt, verriegelt? Man möchte ihn für einen Reiſenachtſack halten, der ſich ſelbſt zum Poſtwagen trägt."

„Mein Herr," bemerkt ein Mann der Linken mit einer ziemlich ſpöttiſchen Miene, „wenn man Schätze hat, verbirgt man ſie, und Sie wiſſen, daß gewiſſe Frauenzimmer nie auf ihre Jungfräulichkeit ſo erpicht ſind, als wenn ſie dieſelbe verloren haben? Es liegt vielleicht in allem dem weniger Scheinſprödigkeit, als Eigenliebe."

„Sie ſind ſehr ſtreng," entgegnete der Deputirte des linken Centrums.

Aber in dieſem Augenblicke entſteht ein ziemlich großer Lärm an einer der Eingangsthüren, wo ein Aufwärter mit einem Manne von hohem, kräftigen Wuchſe, gebräuntem Geſichte, ſchwieliger Hand, ruß-ſchwarzem Teint ſtreitet, der eine dicke Frau und zwei Kinder vor ſich her treibt ...

„Guten Tag allerſeits und Jedermann," ruft dieſer Ankömmling mit einer Stentorſtimme und mit dem unverkennbarſten Gascognieraccente aus.

„Wohnt nicht Herr Dumon hier, wenn's gefällig iſt?"

Der Nationalgardiſt. „Von wem ſprechen Sie?"

Der Gascogner. „Ei doch, von Herrn Dumon."

Der Nationalgardiſt. „Wenden Sie ſich an den Saaldiener."

Ein Saaldiener. „Nach wem fragen Sie?"

Der Gascognier. „Ei, ich ſchreie mich auſſer Athem, es Ihnen zu ſagen. Nach Herrn Dumon! Sylvain Dumon ..."

Der Saaldiener. „Herrn Dumon (du Lot.")

Der Gascognier. „Ah bah! du Lot! ein ſchöner Fluß, Ihr Lot! und reinlich! Von Lot und Garonne alſo! Sylvain Dumon von Agen, woher ich ſelbſt bin, ein Nachbar, Hausthüre neben Hausthüre; Sylvain Dumon, ein Großer, mit einer ſchönen Naſe, nicht zu vielen Haaren und viel Vermögen, der einem Seeraben gleicht. Sie kennen ihn alſo nicht! Ah!

ich kenne ihn, gehen Sie; wir haben genug Possen mit einander getrieben."

Und er sprach so schnell, mit so vielen ausdrucksvollen Geberden, und mit einer so furchtbaren Stimme, daß ein vorübergehender Huissier sich beeilt, ihm zu sagen: „Setzen Sie sich auf diese Bank, und sagen Sie mir Ihren Namen, ich will Herrn Dumon (du Lot) in Kenntniß setzen."

„Aber nein, nicht von Lot, mein Herr, Dumon von Agen, Sylvain, der Freund Sylvain, ein Großer, mit einer schönen Nase..."

Er wollte das Signalement wieder beginnen.

„Sehr wohl, sehr wohl," sagte der Huissier artig zu ihm.

„Wenn Sie so gütig seyn möchten, ihm zu sagen, daß ich auf ihn warte ... ei ... denn ich habe mich in Paris nicht einlogiren wollen, bevor er mich in eine Herberge bugsirt..."

Der Huissier war schon wieder hineingegangen, als unser Mann, neben seine Frau sich setzend, rief:

„Nicht um sie zu beleidigen, aber alle diese Pariser haben ein wenig ein hartes Gehör."

„Welch' ein Original ist dieser Freund von Sylvain," sagte Albert zu mir, von dieser Episode sehr ergötzt. „Und wie der Andere sich geschmeichelt fühlen wird, wenn er vernimmt, daß dieser robuste Agener gekommen ist, um sich hier öffentlich der Possen zu rühmen, die sie miteinander getrieben haben."

„Ah! dieß iſt ſeine leichteſte Sorge, und ſein geringſter Fehler. Der Saal der verlorenen Schritte iſt oft das Echo viel wichtigerer Indiscretionen.“

„Doch gehen wir hinauf; ich bitte Sie; die meiſten Deputirten ſind eingetreten. Ich glaube von hier aus die Klingel des Präſidenten zu hören.“

„Sie haben Recht, denn hier kommen die gewöhnlichen Nachzügler des Centrums ... Dieſer lange und trockene Banquier ...“

„O! er gleicht jenen plattfüſſigen Vögeln, welche ſich ſtehenden Gewäſſern entlang gerne aufhalten. Und jener dicke Eckſtein ...“

„Iſt von der Race der Wiederkäuer.“

„Und jener ſchwarze Mann mit dem Geſichte eines Hausmarders ...“

„Er hat überdieß das Geſchrei des Nachtraben. Aber hüten wir uns; denn er allein in Paris hat das ſchreckliche Recht, dem Henker zu ſagen: Schlag zu!“

„Sie machen mich zittern. Und jene vier oder fünf, die ihm folgen. Das nämliche Kleid, das nämliche Vorbild, ein kalekutiſcher Hahn, ein Huhn, und drei Fettgänſe ...“

„Welche Menagerie! Aber dieß iſt nicht der große Sieger, deſſen Ruhm man an allen Orten feiert?“

„Derſelbe ... Dumanet gleicht Kleber! Unſere Zeit iſt eine Zeit der Wunder: man macht einen Adler aus einem Sperber ...“

„Gehen wir in unſere Tribune hinauf; es iſt

Zeit, wir wollen die ganze Schaar in Schlachtordnung ſehen."

. . . . . .

Mehr als drei Stunden waren in dem Augenblicke verfloſſen, da Albert und ich in den Saal der verlorenen Schritte herabgingen: er war ſchon voll von Journaliſten und Deputirten, welche kamen, um ihre Lungen ein wenig von jener ſchweren, groben, mit faulen Miasmen beladenen Atmosphäre zu befreien, die man im Sitzungsſaale einathmet. Die Gruppen bilden und vermengen ſich, die Geſpräche bewahren das Gepräge der heißen Kämpfe. Alle Stimmen ſind belebt, alle Eindrücke glühend ... Die Kritik zündet ihren Schmelztiegel an, die Bewunderung hat die Flammen des Enthuſiasmus ...

„Welche wunderbare Rede hat Herr Thiers gehalten! Welch' ein Ueberfluß von Ideen! Welche Klarheit des Ausdruckes! Welche geſchmeidige, prompte, ausgebreitete, wunderbar geſchmückte Intelligenz! Herr Guizot iſt neben ihm ſehr ſchwach geweſen," rief ein Deputirter aus.

„Herr Guizot iſt herrlich geweſen!" rief ein Anderer aus; „nie wurde eine Schwierigkeit mit mehr Kunſt beſeitiget, nie eine ernſtere, ſtärkere, erhabenere Sprache im Dienſte einer Erniedrungspolitik gebraucht."

„Geſtehen Sie, junger Mann," ſagte ein Deputirter, zu Albert ſich wendend, der ruhig zuhörte, „geſtehen Sie, daß alles dieß mehr werth iſt, als Utopien."

„Mein Herr," erwiederte Albert, der nun auch warm wurde, „ich ehre die ſchönen Pläne bis in ihre ſchwächſten Nachäffungen, und eine Nationalrepräſentation flößt immer ein lebhaftes Intereſſe ein . . . Aber verleumden Sie die Utopier nicht, wenn ſie in Anſehen gebracht zu werden bedürften, ſo würden ſie es gewiß durch die Plattheiten der gegenwärtigen Wirklichkeit . . ."

„Wie, unſere Debatten, denen Europa lauſcht, ſcheinen Ihnen . . ."

„Ein ſchönes Schauſpiel an gewiſſen Tagen, als Rednerkampf . . . Aber bezeichnen Sie mir den Grund dieſes Kampfes? Wozu ſo viel verſchwendetes Talent! ſo viel in den Wind geworfene Beredſamkeit? Wegen eines „Beiläufig!" Ich kann mich nur nicht genug wundern, daß dieſe großen Redner, wenn ſie fertig ſind, ſich nicht die Hand geben, um miteinander zu gehen. Sind ſie nicht die Gläubigen des nämlichen Cultus? Sieht man nicht unter dem Einſchlage ihrer Reden das darunter Verſtandene, das ſie hemmt? Iſt es endlich nicht offenbar, daß ſie einer Politik dienen, und ſie nicht ſchaffen? Sie ſprechen von Utopien! Sie, meine Herren, ſind in dieſe . . . ach! wenig bezauberte Inſel eingeſchloſſen."

„Aber was möchten Sie denn Anderes? Deklamationen, Heftigkeit, Aufruf an Leidenſchaften und Unordnung? . . . Wir ſind hier mit Angelegenheiten beſchäftiget, wir geben uns nicht mit Deklamationen ab."

„Angelegenheiten von wem und von was, wenn's beliebt? Ich bin freimüthig, und überlaſſe Ihnen die

Aufregungen die Sie herausfordern ... Aber die Politik, wie ich ſie mir denke, erſchiene mir mit breiteren und höheren Proportionen. Ich glaube, ſie ſollte immer das große Bild des Vaterlandes vor Augen haben, niemals jene mächtige Familie von dreißig Millionen Menſchen aus dem Geſichte verlieren, deren Gefühle ſie wiederſtrahlen, deren Intereſſen ſie entwickeln ſoll. Es dünkte mir, der ich einer aufſtrebenden Generation angehöre, ich fände da eine Art Vorgefühl des Tages, der für uns leuchten wird. Auf dieſem unermeßlichen Zifferblatte, auf dem das Leben des Volkes markirt wird, bewegt der Zeiger ſich immer, und ich dachte, daß ſie, die gegenwärtigen Verwahrer der nationalen Kräfte, ſich hüten würden, von den geſtern lebenden volksthümlichen Traditionen, von den morgen gebietenden Ideen, ſich abzuſondern. Worüber discutirt man, wenn nicht über eine gewiſſe handliche Gewandtheit, über mehr oder weniger Geſchicklichkeit in den Auskunftsmitteln? ... Ein ſonderbarer Kampf, wahrhaftig, zwiſchen Unbeweglichen, welche ſitzen bleiben wollen, und zwiſchen Ungeduldigen, die eine Kugel am Fuße haben, und auf ihrem Platze trippeln ... Sie ſprechen von Leidenſchaften! ... Wie wenn Ihr nicht alle jene der Abgelebtheit und Ohnmacht hättet: die Härte des Gewinnes, den Haß jeder Bewegung, die Furcht, die gräßliche Furcht vor dem mindeſten Lärme! Eure abgeſtumpften Sinne melden Euch nichts aus der Mitte, wo Ihr ſeyd, Euer erloſchenes Auge ſieht ſelbſt

den Horizont nicht; Ihr gewahret keine von den Bewegungen, welche Intelligenz und Arbeit über und unter Euren Köpfen hervorbringen; in Eure Selbstsucht gekauert, und durch einige privilegirte Interessen beschützt, hört Ihr nicht einmal den Zuruf jener neuen Gesellschaft, die vorrückt, wie eine Armee organisirt, stark durch ihr Recht, stark an Zahl, im ganzen westlichen Europa die nämliche Fahne, das nämliche Losungswort bewahrend, weil sie unter dem nämlichen Drucke seufzt, die nämlichen Bedürfnisse hat, und die, Euch auf ihrem Wege wie unbequeme Reisbündel findend, über Euch hinschreiten wird, wie über eine Brücke von Buschwerk . . . Unsinnige, die Ihr den Weg verleget, und ihn zu schließen, anstatt breiter zu machen suchet, wo werdet Ihr in zehn Jahren seyn, was werdet Ihr in zehn Jahren thun? . . .“

„Ah! junger Mann, Ihre Exaltation würde genügen, uns zu warnen, daß man die Bewegungen mäßigen muß, wenn man nicht die Maschine zerbrechen will. Gewiß, die Democratie wird ihren Antheil bekommen; aber die Monarchie rettet uns vor Zuckungen . . .“

„Der Antheil der Democratie, mein Herr!... Aber was giebt es denn außerhalb derselben, und wer hat das Recht, die Gewalt mit ihr zu theilen?“

„Gestehen Sie wenigstens, daß sie nöthig hat, sich zu organisiren, um ihre eigenen Uebergriffe zu verhüten Gott sey Dank, wir wissen, was sie begehen kann, wenn kein Zügel sie hemmet . . .“

„Sehen Sie, mein Herr,“ verſetzte dann Albert mit einer Geberde der Ungeduld, „mein Blut kocht, wenn ich vernünftige Leute ſo die Wahrheit verſtümmeln, und Gemeinplätze ableiern höre. Wollen Sie die Schäden der Democratie mit jenen ſo langen, ſo blutigen Kriegen der brittiſchen Ariſtocratie vergleichen? Wollen Sie ſie mit jenem Abhube von Menſchen vergleichen, der ſich in Rußland bildet, zum Frommen der Militäemonarchie bildet? Wollen Sie ſie mit jenen Verfolgungen, mit jenem abſcheulichen Schlächtereien der katholiſchen Monarchie im Süden vergleichen? Und kennen Sie die Geſchichte Ihrer Monarchie in Frankreich, wenn Sie von Unordnung ſprechen? Beſtand ſie bei den Verbrechen der erſten und zweiten Race? Beſtand ſie, als ſie durch ihre Erpreſſungen und ihre Kriege das Land erſchöpfte? Beſtand ſie bei den Ermordungen der Valois, bei dem Wüthen der Ligue, bei allen möglichen, denkbaren Unordnungen, erzeugt durch die Ehrſucht, durch den vermeintlichen religiöſen Geiſt, durch die Rivialitäten der Abkunft, durch den Haß der Seitenverwandten, durch die Thorheit der Einen, durch den Blödſinn der Andern? Ihre Monarchie! ich ſehe ſie in der Geſchichte ſieben Jahrhunderte lang ihre ſtets beſtrittene Macht zu behaupten ſuchen; ich ſehe ſie abkämpfen, die Hand des Papſtes auf ihrem Haupte, den Degen der Barone auf ihrer Bruſt, wenn es nicht das Schwert des Engländers war, von Unordnung zu Unordnung, von Zuckung zu Zuckung übergehen, bis ein

Robespierre-Cardinal das Lager Ludwigs XIV. vorbereitet, und da dieser stirbt, geht die schon in Verfall gerathene Monarchie in den schnöden Lüsten des Hirschparkes*) unter. So verflossen sieben Jahrhunderte von Qualen, um endlich ihre Formen, ihre Gesetze zu finden, dreißig Jahre der Ruhe und Würde, dann ging sie in Finsterniß über, wie ein Leib, der sich zersetzt. Das ist die wahre Geschichte Ihrer, vor Zuckungen behütenden Monarchie. Die Democratie ist erst fünfzig Jahre alt; sie brauchte nur fünf Jahre, um Europa zurückzuwerfen, sich selbst zu proclamiren, sich anzuerkennen, ihre Einheit zu constituiren, ihr Dogma festzusetzen, und die Bahn zu bezeichnen, auf der die Staaten ihre regelmäßigen Entwickelungen haben, und wie Ströme in ihren prächtigen Becken sich bewegen sollten."

„Und die Stromaustretungen?"

„Ah! ja. Immer Furcht! Furcht in Frankreich! Furcht für das Eigenthum mit eilf Millionen kleiner Eigenthümer! Furcht für die Ordnung mit zwei Millionen Nationalgardisten und dreimalhunderttausend Soldaten! Furcht vor Zerrüttung mit der Centralisation, mit den Präfekturen, Unterpräfekturen, und allen Wahlmächten neben den abgeordneten Mächten!..."

„Sie machen die Rechnung ohne Europa..."

„Europa ist noch revolutionirbarer, als Frankreich revolutionär. Betrachten Sie es nur, und schauen

*) Ein Park, worin die vielen Mätressen Ludwigs XV. ihre Wohnung hatten. D. Ueb.

Sie, was vom alten Gebäude noch hält... Europa iſt ein Hinderniß für die Monarchie, für den Eroberungsgeiſt; ſie iſt ein Agent für die Democratie und für den Geiſt der Emancipation*)."

„Meine Herren, man votirt, man votirt," ſagte ein Deputirter zu unſerer Gruppe, die alſogleich ſich auflöſete, und in dieſem Augenblicke wurde der Saal der verlorenen Schritte herzklopfender als jemals.

„Mein Loos wird von dieſen Urnen entſchieden," ſagte ein Sollicitant ängſtlich.

„Wenn das Miniſterium die Majorität verliert, ſo entgeht mir mein Kaufvertrag," verſetzte ein Anderer.

„Muß man kaufen oder verkaufen?" fragte raſch ein Dritter, ein Centrumsmitglied, das herausgegangen war.

Eine Pauſe des Schweigens trat ein, und das Centrumsmitglied antwortete mit einer triumphirenden Miene: „Kaufen Sie!"

---

*) Es iſt höchſt ergötzlich, derlei Stockfranzoſen von der Bewegungspartei überhaupt politiſiren zu hören, insbeſondere aber iſt es ungemein poſſierlich, wenn ſie ſich zu den deutſchen Zuſtänden verſteigen, da ſie in ihren Zeitungen und Werken häufig die lächerlichſte Unkunde ſelbſt in der Geographie von Deutſchland zum Beſten geben. Sie bilden ſich ein, Europa ſo genau zu kennen, wie ihr Schreibzimmer, und kennen doch nur ein einziges Reich, aber dieſes ganz vortrefflich, das größte Reich auf Erden, worin ſie auch Jahr aus Jahr ein ihre Luftſchlöſſer bauen: das Reich der Einbildung. D. Ueb.

„Verlorene Partie!“ rief ein Journaliſt aus, der morgen zur Vertheidigung der neuen Gewalt berufen zu werden hoffte.

„Gewonnene Partie!“ erwiederte freudig ſein Gegner im Beſitze.

„Aufgeſchobene Partie!“ ſagte einer von den gleichgültigen Schriftſtellern.

„Was Teufels ſpielt man denn hier?“ rief plötzlich der Gascognier erwachend aus. „Meine Herren, wenn es nicht zu unbeſcheiden wäre, könnten Sie mir ſagen, ob mein Freund Sylvain Dumon bei dieſer Partie war?“

„Ja, mein Herr.“

„Und er iſt glücklich geweſen, hoff' ich...“

Albert, ſeine gascogniſche Mundart nachäffend: „Mein Herr, die Gascognier ſind es immer...“

Armand Marraſt.

Der Jockey-Club.

Die Clubs ſind ein engliſcher, durch die Julirevolution modifizirter Einfuhrartikel. Zu unſerem Vergnügen hätten wir dieſe antiweiblichen Niederlaſſungen in Frankreich nicht erfunden. Jetzt giebt es keine eigentliche Geſellſchaft mehr. Die Politik hat den Salonsbeziehungen den erſten Schlag verſetzt, die Clubs haben ſie völlig getödtet. Ein Theil der Pariſerjugend hat ſich einen unabhängigen und prächtigen Zuſtand gegründet,

und bei dieſem Leben des Luxus und der Freiheit ſo wohl befunden, daß ſie die Familienpflichten und Neigungen verlaſſen hat. Das väterliche Anſehen nicht allein wurde durch dieſe haſtige Emancipation der Kinder verletzt. Die Theaterliebe kam wieder in die Mode. Die jungen Leute beſchloſſen, ſich vor nichts mehr zu geniren, vor einem Geſchlechte mehr nicht, als vor dem andern. In dem Clubs ſpricht Jeder, wann er will, ſchweigt, trinkt, ißt, ſchläft und ſpielt, wann er will; wenn es ein nützliches Leben giebt, giebt es auch ein bequemeres, als dieſes?

Der Jockey-Club iſt in der Straße du Helder, gegen Anfang des Jahres 1834 geboren. Welch' ein gemeiner Aufenthalt! was für eine armſelige Wohnung! und dennoch ſprechen die Patres conscripti*) nur mit Liebe davon, und noch jetzt, unter ihrem vergoldeten Getäfel, bedauern ſie den Verluſt der eingeräucherten Salons, der beſcheidenen Möbel, und der von ihrer erſten Wiege an verſchoſſenen Teppiche. Dieß rührt von dem Umſtande her, daß ſie damals zehn Jahre jünger waren, daß ihre Haare damals noch nicht von Grau in Weiß ſchillerten. Von der Straße du Helder hielt der Jockey-Club ſeinen Umzug in die Straße Grange-Batelière. Fünfmalhunderttauſend Franks wurden an Tapezierer, Vergolder, Verſilberer und Anderr

*) „Die verſammelten Väter," war bei den Römern die förmliche Benennung des Senates, beſonders bei Anreden. D. Ueb.

hinausgeworfen, um den Tempel würdiger zu ſchmücken und zu dekoriren. Durch einen weiträumigen Hof und eine breite Säulenhalle, führt eine prachtvolle Treppe in den erſten Stock, der auf den Boulevard ſieht.

Aus einem ungeheuern, mit zwei Jockeywagen*) möblirten Vorzimmer kommen Sie in ein Gemach, den gewöhnlichen Aufenthaltsort des Secretärs. Rechts iſt einer von den Speiſeſälen, und nebenan ein gelber und vergoldeter Salon, deſſen Möbel von rothem Sammet die Wonne von zehn Präfecturen bilden würden. Nun ſind Sie im Billardſaale, in einer fortwährenden Umſchließung von Divans. Wenden Sie ſich links; das iſt das Leſecabinet.

Im Speiſeſaale iſt Alles behaglich, Alles, von den ſchwellenden Stühlen mit umgelegter Lehne, bis zum vollkommen organiſirten Tiſchgeräthe. Die Mittagstafeln würden von Feinſchmeckern von Profeſſion nicht verſchmäht, und ihr Verdienſt wird noch durch die Mäßigkeit des Preiſes geſteigert. Für ſechs Francs hat man einen Haushofmeiſter, ſechs Schüſſeln, ſechs Diener, keinen Wein und keinen Café. Ein rückwärts liegender Speiſeſaal vereiniget die beſondern Kränzchen wenig darob bekümmert, mit ihren Langweiligkeiten die Unbekannten und die Fremden zu verſcheuchen.

Von fünf Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens, iſt

*) Bekanntlich werden die Jockey's zu Wettrennen gewogen, um dann ſie Alle gleich ſchwer machen zu können.

D. Ueb.

die Menge im Club groß. Das Whist, das Piquet, die Cigarre, das Plaudern, geht fort zum Schwindel kriegen. Man erörtert das Verdienst eines Schrittes, vom Schritte kommt man auf die Tänzerin. Die Geister erhitzen, die Worte überstürzen sich, die Ordnung wird gestört, die Spieler fordern Ruhe. Alle politischen, diplomatischen und finanziellen Matadore, legen eintretend ihr trotziges Gesicht ab, womit sie anderswo die Unschuldigen vernichten. Die Glocke ist in beständiger Bewegung. Die Befehle kreuzen und verwirren sich. Man kommt, man geht. Man schließt die Thüren, man öffnet sie, man läßt sie offen, und jedes Thun setzt sich einem Vorwurfe aus.

Um seinen großen und kleinen Eintritt in den Jockey-Club zu bekommen, kostet es im ersten Jahre nur fünfhundert Francs, und dreihundert in den Folgenden. Das ist umsonst! Aber bevor man zu der Gunst zugelassen wird, seine erste Fünfhundertfrancs-Banknote dem Sekretäre Herrn Grandhomme einzuhändigen, muß man durch das Feuer der Ballottirkugeln passiren, eine gefährliche Probe, die nicht Jedermann gelingt. Der Jockey-Club besitzt eine Constitution, ganz wie Frankreich und England. Es giebt Versammlungen, in denen durch Stimmenmehrheit der Präsident, die Vicepräsidenten, und die übrigen Mitglieder der Regierung gewählt werden. Die Verhandlungen sind heiß und stürmisch, die Oppositionen heftig und hartnäckig.

Das Recht, auf welches die Clubisten am meisten erpicht sind, ist das Wahlrecht. Ein Artikel der Constitution bestimmt, daß man als permanentes oder temporäres Mitglied nur nach erstandener Ballottirungsprobe aufgenommen werde. Eine schwarze Kugel unter sechs, genügt zum Ausschlusse des Candidaten. Jeder Adspirant wird von drei Mitgliedern vorgeschlagen. Sein Name, jener seiner Pathen, werden acht Tage vorher in den Salons des Clubs angeschlagen. Zwei Commissäre führen bei der Wahl den Vorsitz. Zwei Urnen mit zwei Mündungen, die Eine Ja, die Andere Nein sagend, werden gebracht, die Kugeln den Votanten eingehändiget, und die Stimmensammlung dauert eine Stunde lang ohne Unterbrechung.

So viel hinsichtlich des materiellen Theiles.

Was die moralische Seite betrifft, so gehen die Sachen wie bei allen Wahlen vor sich. Die Parteien arbeiten an der Zulassung ihrer Freunde, und an dem Ausschlusse ihrer Feinde. Die Pathen werden aufgefordert, sich über das Vermögen, die Stellung, den Character, die Moralität und den Muth ihres Täuflings zu erklären. Da ist ein Candidat, ungeachtet seiner Verdienste, gescheitert, weil seine Equipagen ein gutes oder schlechtes Aussehen hatten; dort ein Anderer, weil sein Haar zu lang oder zu kurz war. Es giebt sogar welche, denen dieses Unglück begegnet ist, weil sie gar keine Haare hatten. Die Litanei der „weil" ist unendlich.

Leopold *** war reich, muthig, geiſtvoll, und doch iſt er vertagt worden, ein parlamentariſcher und höflicher Ausdruck, der „abgewieſen“ bedeutet. Warum dieſe Strenge? Leopold iſt das, was man einen ſchönen Cavalier nennen kann; beſonders hat er bewundernswürdige ſchwarze Haare, auf die er ſehr ſtolz iſt. Eines Tages von einem allzu empfindlichen Gemahle in einer verbrecheriſchen Converſation überraſcht, verlor er ſeine Haare im Kampfe. Seine ſo ſchwarzen, ſo glänzenden Haare, waren nur eine ſchmähliche Perücke, und bisher hatte es Niemand vermuthet. Leopold's Abenteuer und Kahlheit blieben nicht unbekannt. Mehr bedurfte er nicht, ſich eine Menge ſchwarzer Kugeln zuzuziehen.

Ein wohlbekannter hoher Functionär in Paris, Offizier, vielleicht auch Commandeur der Ehrenlegion, mit mehren Löwen, Adlern oder Elephanten decorirt, Mitglied einer Akademie, ein Arthur von ſechzig Jahren, wollte ſeinen übrigen Titeln jenen eines Mitgliedes des Jokey-Club's beifügen. Aber er mußte das Caudiniſche Joch der Stimmenſammlung paſſiren, und fiel durch. Der hohe Functionär war als zu flatterhaft, als ein zu übles Subjekt befunden worden.

Warum war er nicht, anſtatt ein vornehmer Pariſerbeamter zu ſeyn, ein ruſſiſcher oder preußiſcher Diplomat? er wäre wie mit Sturm in das Heiligthum der Vergnügungen getreten. Die fremden Geſandten und Miniſter ſind nicht den Widrigkeiten der Ballot-

tirung unterworfen. Dieſer Beſchluß zeugt von der hohen Weisheit der Geſetzgeber der Straße Grange-Batelière. Ein durch eine ſchwarze Kugel durchgefallener Geſandte hätte dieſe perſönliche Niederlage zur Veranlaſſung eines europäiſchen Krieges machen können.

Im Jockey-Club gehört es zum vornehmen Weſen, offene Galanterien zu haben. Nirgends iſt der Erfolg geſchwätziger, und das Geheimniß ſchwieriger. Liebreiche Freunde ſtehen immer auf dem Anſtande, bereit, Ihre Gänge auszulegen, Ihr Glück zu belauern, und Ihre verliebten Waterloo's zu verbreiten.

An jedem Abende, nach dem Mittagmahle, wird ein förmlicher Hof gehalten, wo dieſe kleinen Verräthereien geſchehen. H....., ein gewaltiger Spieler, ein Hauptabenteuerjäger, geiſtreich, ſpöttiſch, glücklich, iſt der Schrecken aller Clubiſten, die ein Geheimniß auf dem Gewiſſen haben. Er muß Tag und Nacht eine Armee von verkleideten Lakeien auf den Beinen haben; er weiß Alles, und ſagt Alles; oft ſogar das, was er nicht weiß. Er achtet nichts; nicht daß er die erlauerten Schwächen auf eine brutale Weiſe enthüllt; er treibt die Sache mit einer charmanten Anmuth; aber das Uebel iſt immer das Nämliche. Wie wenn dieſe boshaften Beſtrebungen nicht ſchon genügten, kommt ihm bisweilen auch noch der Zufall zu Hülfe.

Eines Abends, da alle Thüren offen, alle rednerliſchen Vorſichtsmaßregeln verſchmäht waren, verleumdete

man die Frau eines Clubiſten. H..... wettete hundert Louisd'or, daß er unverwerfliche Beweiſe liefern könnte. Plötzlich, das Lächeln auf den Lippen, den Stock in der Hand, mit harmloſer Miene, erſcheint der Gatte ſelbſt. Er hat nur gehört, daß H..... eine Wette anbot, und voll Vertrauen auf den Scharfſinn des Wetters, wollte er durchaus mit ihm zur Hälfte gehen. H..... war nicht der Mann, dieſen herrlichen Spaß ſich entſchlüpfen zu laſſen. Seine Kaltblütigkeit war erhaben. Inmitten des lauten Gelächters ſeiner Freunde unempfindſam, unbefangen, dictirte er ſeine Bedingungen dem Gatten, der die Namen der Betheiligten nicht erfahren durfte. Acht Tage ſpäter brachte er ihm fünfzig Louisd'or. Dieſe Wette iſt in das Jockey-Clubbuch eingetragen, wo man ſie noch jetzt leſen kann.

Dieſes Buch der Wetten iſt heilig; Trotz Dem, der etwas Arges damit treibt! Die Seiten des Kataloges der Wetten ſind numerirt und mit dem Handzuge verſehen. Unter keinem Vorwande darf man auch nur eine einzige Zeile ausſtreichen, ein einziges Wort an den Ausforderungen ändern, wie ſie geſtellt und angenommen ſind. Man lieſt darin die tollſten und bizarreſten Vorſchläge. Dem Club iſt Alles Stoff zur Wette, die Tugend der Frauen wie die Schnelligkeit der Pferde, die Zahlungsfähigkeit eines Banquier, wie die Geheimniſſe der Politik. Dieſes Syſtem hat ſein Verdienſt. Zwiſchen jungen und feurigen Leuten iſt die Entfernung

der Erörterung von der Ausforderung nicht lange, und von der Ausforderung zum Kampfe noch kürzer. Auf ein einziges Wort, auf eine einzige Behauptung.... Wette; jede Urſache zur Aufreizung verſchwindet; der Zorn beſchwichtiget ſich, die Stürme legen ſich. Die Wette iſt ein höfliches Lügenſtrafen, das einzige, das man annehmen kann.

Nicht alle Wetten haben eine heftige und angreifende Form, einige ſind ſogar drollig. Wie ſollte man einem Freunde zürnen, der in einem Anfalle von Luſtigkeit gewettet hat, daß Sie vor dem Verlaufe eines Jahres verheirathet, und vor zwei Jahren betrogen ſeyn werden? Iſt's nicht das Einfachſte, über die widrige Vorherſagung zu lachen, und den falſchen Propheten Lügen zu ſtrafen, indem man ihm ſein Geld abgewinnt? Ein anderesmal wird eine Wette auf den nahen Tod eines Mannes gemacht, der ſich ſeit zehn Jahren der beſten Geſundheit erfreut. Wegen einer Wette muß man eben ſo wenig ſterben, als wegen eines Teſtamentes, und dennoch hat es Herrn von B....y an Energie gegen einen ſolchen Scherz gemangelt. Er beunruhigte ſich, hielt ſich für bruſtleidend, lungenſüchtig, wurde krank, und erſt dann wieder geſund, als er die Aufhebung der Wette bewirkt hatte.

Der Jockey-Club iſt hinſichtlich der Form eine Republik, und hinſichtlich der Ideen eine abſolute Monarchie.

Nie gab es eine dem Anſcheine nach ſo ausgedehnte und ſo liberale Conſtitution. Alles geſchieht da nur auf dem Wahlwege, und doch gab es nie eine reellere Ariſtokratie.

In unſerer Zeit ſind zwei Dinge die unerläßliche Vervollſtändigung eines eleganten Anzuges geworden, ein Titel und eine Decoration. Jeder Gentleman will Edelmann und Legionär von gleichviel was ſeyn. Es iſt nur noch eine Tolletteangelegenheit. Ein Titel nimmt ſich vor einem Namen ſo gut aus! Ein rothes oder orangefarbenes Band hebt ein ſchwarzes Kleid ſo glänzend heraus! Dem Jokey-Club geht die Liebe des Titels vor dem Cultus der Decoration, und wird bis auf's Aeußerſte getrieben. Neben hiſtoriſchen Namen brüſten ſich Schmarotzernamen, von ihrem neubackenen Adel, bisweilen ſelbſt von ihrem falſchen Adel, bis zum Uebermaße angeſteckt.

Die Diener ſind angewieſen, jedem Mitgliede den Titel zu geben, der ihm gebührt. Unter ſo vielen Prinzen, Grafen und Marquis, verlieren ſie den Kopf und das Gedächtniß. Wehe ihnen, wenn ſie den Befehl übertreten! Daher adeln ſie Jedermann, aus Furcht, ſich zu irren. Sie wiſſen, daß kein einziger neu gemachter Graf nicht auf den Einfall geriethe, ſich über einen unrechten Titel zu beſchweren, und daß der geringſte, in ſeinem Hochmuthe verletzte Patrizier, ihnen niemals verzeihen würde. Dieſe intereſſirte Gefälligkeit der Diener wird zum Geſetze für die Zukunft. Der Titel bleibt,

und Frankreich zählt einen Edelmann mehr. Dieſe Titel, durch die „d'Hozier in Livrée des Jockey-Club" ſo freigebig verſchwendeten Titel, erhalten ſich auch auſſerhalb des Jockey-Club's.

In Paris, ſelbſt ohne Auserwählter zu ſeyn, iſt nichts leichter, als Graf zu werden, ungeachtet des väterlichen und unadeligen Standes. Opfern Sie einige tauſend Francs Banknoten bei einem Händler mit Pferden nach der Mode, und Sie gelten wie im Sturme für einen Grafen, wenn Sie nicht lieber Marquis werden. Die Kanzelei ſteht darin nur Eifer. In den erſten Monaten des gekauften Adels, erröthet der junge Edelmann noch, wenn er ſeinen Namen einem tönenden Titel anreihen hört. Nach und nach faßt er ſich ein Herz in ſeinem neuen Adel; er macht ſich's darin behaglicher; dann wagt er die Krone; er erhebt ſich ſchüchtern zu den Wappen. Aber bald kennen ſeine Zuverſicht und ſein Wappen keine Grenzen mehr. Er verſchwendet die Wappen auf ſeinen Wagen, auf ſeinen Rockknöpfen, auf ſeinen Stöcken, auf ſeinen Hemden, auf den Hufeiſen ſeiner Pferde; wenn er ſich getraute, ließe er ſie ſich auf beide Arme und auf die Schulter tättowiren. Nach Verlauf einiger Jahre hat er völlig vergeſſen, daß er ein geborner Poupardin oder Chapuiſeau iſt, und er ärgert ſich ganz roth über einen Vetter aus der Provinz, der den verſchiedenen Phaſen ſeines Adelbuchlebens nicht gefolgt iſt, und ihn unartig bei dem Namen ſeines Vaters genannt hat.

Die Pforten des Tempels, für den Reſt der Sterblichen ſo ſchwierig zu überſchreiten, öffnen ſich ohne Anſtrengung vor dieſer neuen Ariſtocratie, und vor der noch materielleren Ariſtocratie des Geldes. Die Ballottirung hat nur Artigkeiten und weiße Kugeln für den dummen und reichen Fabrikanten, für den zehnten lächerlichen und ſteifen Wechſelmäkler, für den mit Steinkohle und Asphalt vollgeſtopften Speculanten. Wage es aber ein Mann von hohem Talente den Wechſelfällen der Wahlabſtimmung die Stirne zu bieten, und die Wahlabſtimmung wird fatal für ihn ausfallen. — Wenn Voltaire mit der Anmaſſung, Mitglied des Jockey-Club's zu werden, wieder auf die Erde käme, er würde mit einer ſchwarzen Kugel durchfallen!

In einem Vereine, worin geiſtreiche Männer nicht ſelten ſind, iſt es unerhört, daß man dieſer Aechtung des Geiſtes noch nicht ihr Recht widerfahren ließ. — Ein Candidat des Jockey-Club's kann Talg verkaufen, in Baumwolle ſpeculiren, und man wird ihm weder ſeine Kerzen, noch ſeine Baumwolle vorwerfen; für Sie aber, der Sie von Ihrem Talente Gebrauch machen, iſt der Jockey-Club nicht gemacht. Bei Dummen wäre dieſe Abneigung gegen das Verdienſt begreiflich. Bei dem Jockey-Club iſt ſie nicht zu entſchuldigen; denn er enthält eine beträchtliche Zahl von Leuten, deren ganzer Werth nicht im Firniſſe ihrer Stiefel, oder in der Pracht ihrer Buſennadeln liegt.

Wie kann man vom Jockey-Club ſprechen, ohne

der Karten und Pferde zu erwähnen? Nur die ernſten Spiele, Whiſt, Piquet, Trictrac, ſind dort zugelaſſen. Roulette, Dreißig und Vierzig, Kreps *) ſind durchaus verboten. Selbſt Landsknecht, das Modeſpiel, hat das Bürgerrecht nicht. Man hat im Jockey-Club viel geſpielt, man ſpielt noch viel dort, man wird noch viel dort ſpielen; es kommen fabelhafte Picketſpiele vor, fantaſtiſche Whiſt; aber die Verluſte ſind immer loyal geweſen, und kein einziger Spieler in den Verdacht gekommen, dem Glücke unter die Arme zu greifen. Anſtatt für ihre Söhne die Verlockungen des Jockey-Club's zu fürchten, ſollten die Väter ſich glücklich fühlen, ſie Mitglieder eines Vereines zu ſehen, in welches nie Betrüger ſich einſchleichen, die in den eleganteſten Salons von Paris ſo gewöhnlich ſind.

Neben ſeinen Frivolitäten hat der Jockey-Club auch ſeine ernſte und nationale Seite. So lange er ſich Jockey-Club betitelt, iſt er Lebemann in guter Geſellſchaft. Aber er nennt ſich auch Ermuthigungsgeſellſchaft zur Verbeſſerung der Pferdrace in Frankreich, und als ſolche erfüllt er eine nützliche Miſſion. Er naturaliſirt die Pferderennen im Lande, ſtiftet Preiſe, verſchafft den Departements Aufſchwung und Beiſpiel. Jährlich giebt er den Züchtern mehr als fünfzigtauſend Francs; endlich hat er, was ſein größter Ruhm iſt, und immer ſeyn wird, der Adminiſtration den zu be-

*) Ein engliſches Würfelſpiel mit 3 Würfeln. D. Ueb.

folgenden Gang angedeutet, und, Dank ihm, die Gestütadministration hat das Geleise verlassen, in welchem sie so lange Zeit gefahren war.

Charle de Boigne.

Die Kirchhöfe von Paris.

In der unbekannten Zukunft, die uns der Tod aufschließt, liegt etwas Großes und Heiliges. Daher findet sich der Cultus der Vorfahren in allen Ländern und zu allen Zeiten. Der civilisirte Mensch übergiebt einer geweihten Erde, neben der Umschließung der Orte, die er bewohnt, die Ueberreste seiner Verwandten und Freunde; der Wilde nimmt bei seinen Wanderungen die Gebeine seiner Väter mit sich. Ueberall umgiebt Ehrfurcht das Asyl der Todten; überall gebietet das Asyl der Todten die Gemüthssammlung und das Gebet.

Wenn der Anblick eines ländlichen Kirchhofes in der Seele so tiefe und so rührende Regungen erzeugt, warum dann läßt uns, in Folge eines traurigen Privilegiums, der Anblick eines Pariser Kirchhofes kalt und gleichgültig? Weil man in jenem in der Gegenwart Gottes und der Ewigkeit ist, und in diesem in der Gegenwart des Menschen, seiner Albernheit und seines Hochmuthes; die Pietät führt uns in jenen, die Neugier in diesen; auf dem Dorffriedhofe sinnt man nach

auf dem Kirchhofe des Père-Lachaise geht man spazieren.

Was für fromme Gedanken können diese vielen wunderlichen Bauten, und dieser Luxus von Grabschriften in mir erwecken, die weit mehr die Eitelkeit und den schlechten Geschmack der Lebenden, als die Tugenden der Todten bezeugen? Die Grabschriftensucht hat wahrhaftig die äußerste Grenze des Lächerlichen erreicht. Ich lasse die Namen und Thatsachen zu: sagen Sie mir, daß Ihr Gatte Bernhard hieß, daß er Staatsrath oder Krämer war, dieß interessirt mich wenig, aber ich glaube Ihnen. Wenn Sie beifügen: „Guter Gatte, seine untröstliche Wittwe ꝛc. dieß interessirt mich nicht mehr, und Sie haben weniger Anspruch auf meinen Glauben."

Unsere Aedilen *) sollten einen Tarif für die Grabschriften festsetzen, wie es einen für den Boden giebt. Diese Steuer auf die Eitelkeit wäre eine fortschreitende Steuer: Die alltäglichen Eigenschaften würden eine eben nicht hohe Summe bezahlen, zum Beispiele:

Guter Gatte . . . 20 Fr.
Vortrefflicher Gatte 40 „

Sie würde für die seltenen Eigenschaften steigen:

*) Die „Aedilen" waren zu den Zeiten der Römer obrigkeitliche Personen in Rom, welche die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude nebst der Polizei und Besorgung der öffentlichen Schauspiele hatten.

D. Ueb.

Guter Nationalgardist 100 Fr.
Vortrefflicher Bürger 200 «

Und so fort.

Diese neue Quelle von Reichthümern ist nicht zu verschmähen: die Stadt Paris hat nicht viel mehr als vierzig bis fünfzig Millionen Einkünfte.

Nach Annahme meines Tarifes würde das Lob nicht mehr übermäßig verschwendet werden, selbst nicht von den untröstlichen Wittwen. Die Grabschrift eines Kindes von sechs Jahren würde es nicht mehr künftigen Geschlechtern als einen Gegenstand unersetzlichen Verlustes darstellen. Diese letztere Art ist gleichwohl dem Père-Lachaise nicht eigenthümlich; ich habe anderswo, ich weiß nicht wo, das Grabmal gesehen einer

„Sehr erlauchten, sehr vortrefflichen
Und sehr mächtigen Prinzessin,
Alt einen Tag."

Das Lob macht jene noch kleiner, die es nicht größer machen kann. Gehen wir rasch an diesen eitlen Worten vorüber, und bleiben wir bei jenem so bescheidenen und doch so beredten Steine stehen; er spricht nur ein Wort, ein einziges:

„Marie."

Aber wie sehr durchdringt und ergreift mich das Gefühl, welches nur dieses einzige Wort hier hinzusetzen gestattete! Ich möchte jene kennen, die diesen Namen führte; und doch weiß ich Jenen Dank, die sie mir verhehlen, und nur Gott zum Zeugen ihres Schmerzes

wollen. War's ein junges, gutes, sanftes, liebendes Mädchen, das inmitten seiner Glückträume für immer entschlummerte? ... War's eine junge Mutter, ihrem Gatten entrissen, der sie anbetete, und Kindern, die sie beweinen, ohne noch das zu begreifen, was sie verloren haben? ... O! ohne Zweifel wacht sie über sie!

Man hat über die Grabschrift eines Krämers gelacht, die also schloß:

„Seine Wittwe setzt seinen Handel fort,
Strasse Saint-Denis, 349."

Wohlan! — fast alle Grabschriften haben den nämlichen Sinn, fast alle sind zum Vortheile oder zur Eitelkeit der Familien an das Publikum gerichtet.

Eben so sehr, wie Prosa und Verse, mißfällt mir die ehrsüchtige Architectur auf den Kirchhöfen: ein Kreuz, einige Blumen, dieß sind die Zierden, die dazu passen. Besuchen wir diese traurigen Stätten, um dort Säulenreihen, Tempel und Statuen zu bewundern?

Hätten Reformen in unseren Tagen mehr Aussicht auf Erfolg, so würde ich eine vorschlagen: ich würde für Alle die Gleichheit des Grabmales vorschlagen.

Ich weiß, die Menschen sind nicht gleich; schon die Natur stellt zwischen ihrer physischen Kraft, ihrer Geschicklichkeit, ihrer Intelligenz, unbestreitbare Unterschiede auf, welche, sodann entwickelt, entweder durch die Arbeit oder Trägheit verändert, durch Tugend oder Laster, endlich und vorzüglich durch die fast unwiderstehliche Einwirkung der Institutionen und Regierungen sich von

Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und auf tausend Arten die Individuen trennen. Doch allzu oft begleitet der Hochmuth den Erfolg; man glaubt Alles zu seyn, weil man Etwas ist, wie wenn, in unserm complicirten Staatsleben, die großen Räderwerke ohne die kleinen spielen könnten, und man verliert an seinem wirklichen Werthe nach dem Verhältnisse der Sorgfalt, die man darauf verwendet, sich von dem Werthe der Anderen abzusondern.

Ich möchte also, daß der Tod ergänzte, was den Lehren des Lebens fehlt, und daß auf unsern Kirchhöfen die Grabmale, für Alle gleich, die Besucher an die unvermeidliche Gleichheit, die uns erwartet, erinnern sollten. Sie fänden da eine hohe und ernste Lehre.

Errichtet wahrhaft großen, wahrhaft nützlichen Männern Monumente; errichtet sie auf Euern Plätzen den Blicken, der Bewunderung, der Nacheiferung, der Anerkennung Aller! Duldet nicht, daß das Gold des Wucherers, des Bankerottirers, der Buhlerin an geweihten Stätten ein Grabmal errichten könne, dessen Luxus und Inschrift die öffentliche Moral betrügen oder beschimpfen!

Zur Begründung meiner Betrachtungen möge es mir vergönnt seyn, folgende Fabel beizufügen.

Die beiden Grabmale.

Fabel.

Ein mit Glücksgütern überhäufter Türke besuchte zu Stambul den Friedhof, wo, der Reihe nach, Jeder

aufgenommen wird, reich oder arm. Er traf einen Jüngling in gemeiner Tracht, der an einem bescheidenen Grabmale betete. „Ah!“ sagte er zu ihm, „ist dieß das Grabmal Deines Vaters? Wie beklage ich Dich, daß Du kein schöneres aufstellen konntest! Da sieh dieses an, wie schön es ist! Mein Vater schlummert unter diesem Monumente, wo der düstere Granit mit dem weißen Marmor sich verbindet; und Du kannst auf seiner Vorderseite seinen Namen, seine Titel und seinen Rang lesen.“

„Genug, genug,“ antwortete ihm der Jüngling; „wenn die Zeit ihr Ende wird erreicht haben, am Tage der Auferstehung, am Tage, an welchem vor Allah der Böse und der Gute erscheinen werden, seine Gnade anzuflehen, wird mein Vater, bevor der Ihrige, nach vernommenem Zeichen, unter dieser schweren Masse sich umzukehren vermag, dem Himmel zurückgegeben seyn.“

S. Lavalette.

Herr Mélange und Compagnie,

Weinhändler, Krämer, Materialist, Garkoch, Apotheker, Wursthändler, Bäcker, Milchhändler ꝛc. ꝛc.

Das industrielle Paris.

Es vergeht selten ein Tag, ohne daß nicht Herr Mélange vor einer unserer correctionellen Kammern erschiene. Der lustige Kunde könnte allein eine beschäftigen.

Bald antwortet Herr Mélange, welcher der Proteus unſerer induſtriellen Zeit iſt, wenn der Huiſſier ihn unter der Form einer ehrbaren Milchfrau aufruft, die viel Waſſer und ein wenig Kraftmehl in die Milch gegoſſen hat, um die Menge derſelben zu vergrößern. Sie glauben mit einem lindernden und hirtenmäßigen Getränke ſich zu ſtärken, und bringen ganz einfach Kraftmehl in Ihren Magen.

Bald tritt er mit dem kräftigen Anſcheine eines Mehlhändlers auf, der in ſeine Säcke drei Fünftel gemahlenes Getreid, und zwei Fünftel geſiebten Gyps ſchüttet. Dieſer Gyps verurſacht dem Verzehrer gräßliche Schlundcoliken; doch was liegt daran, wenn es nur dazu beiträgt, das Vermögen des Induſtriellen zu begünſtigen.

Ein anderesmal iſt Herr Mélange ein ehrlicher Krämer, der Mehl von verdorbenen Bohnen in ſeinen Leinſaamen, oder Meerauswurf in ſein Küchenſalz miſcht; auf dieſe Art verſchlimmert der erweichende Pſeudo-Umſchlag das Uebel, welches er heilen ſollte, und das vermeintliche Salz vergiftet, anſtatt zu ſalzen. Aber was thut dieß! Der Menſch iſt hienieden, um zu leiden, und im Grunde iſt's etwas Geſalzenes, wär's auch nur das Andenken an den Krämer.

Manchmal iſt Herr Mélange ein wackerer Wurſthändler, der ſeine Schlackwürſte mit Fleiſch von zu Montfaucon abgetakelten Pferden anſtopft. Der ſinnreiche Verkäufer antwortet auf dieß: „Von zwei Fällen

einer: entweder der Verzehrer täuſcht ſich darin nicht, und dann kann er nicht ſagen, daß er betrogen ſey; — oder er täuſcht ſich darin, und was verſchlägt ihm dann Pferdfleiſch oder Schweinfleiſch, da er das Eine für das Andere hält!"

Garkoch mit einer als Haſen verkleideten Katze, mit einem Reh gewordenen Hammel; Apotheker mit betrügeriſchen Arzneiwaaren, Spinnmeiſter mit baumwollgemengten Leinenfäden, iſt Herr Mélange nach und nach Alles dieß, wenn er nicht Alles dieß zugleich iſt.

Und am häufigſten, um den Zauber auf's Höchſte zu treiben, wägt Herr Mélange ſeine verfälſchten Waaren auf falſchen Waagen. Das Enthaltende iſt mit dem Inhalte in Beziehung gebracht, und die Quantität theilt das Loos der Qualität.

Zu Hauſe, in ſeinem gewöhnlichen Leben, iſt Herr Mélange ein Mann, wie ein anderer. Nur miſcht er in ſeine kindliche Liebe ein wenig Begehrlichkeit nach der Erlangung einer Erbſchaft, — in ſeine Liebe zu jener, die er zu ſeiner Lebensgefährtin machen will, ein wenig Zärtlichkeit für die Mitgift, die er zur Gefährtin ſeiner Handelsfonds machen will, — in ſeine väterliche Liebe ein wenig Neigung zu den moraliſchen, und mittelbar ſelbſt zu den materiellen Früchten, welche eine gut ausgebeutete Kindheit verſchaffen kann, — in ſeine Vaterlandsliebe ein wenig Sympathie für die Börſen, Ehrenkreuze, Stellen, vorzüglich für die Lieferungen, und für andere Güter, die der offizielle Gott Denjenigen

ſpendet, welche ihm anzugehören geloben . . . Man darf noch von Glück ſagen, wenn nicht Herr Mélange in ſeine eheliche Liebe ein wenig Arſenik miſcht!

„Niemals, wenn Herr von Mélange vor den Gerichten erſcheint, verfehlt der Staatsanwalt, ſeine ſchrecklichſte Stimme zu erheben, und gegen die Häufigkeit dieſer abſcheulichen Verfälſchungen zu donnern. Er fordert die Richter auf, ſich nur ſtreng zu zeigen, und durch exemplariſche Strafen, die über dieſe ſträflichen Betrügereien ꝛc. ꝛc. beſtürzte Einwohnerſchaft wieder zu beruhigen. Hierauf ſpricht das Tribunal eine Geldbuße von zehn bis fünfzig Francs, und Gefängnißſtrafe von acht Tagen bis zu drei Monaten aus, und die Einwohnerſchaft geht fort, und rühmet den Schutz des Gerichtes, während ſie bei dem Reſtaurateur ein Beefſtak von einer Stute verzehrt, und aus der Seine geſchöpften Bordeaux trinkt.

Die Einwohnerſchaft bekommt eine Unverdaulichkeit . . . Möge ſie nicht zittern; Da iſt ein aus verſchimmelten Erbſen gemachter, erweichender Umſchlag, und braucht ſie ein Senftplaſter, ſo werden wir köſtlichen Senft bekommen, der nur drei Viertheile Aſche enthält. Ein rührendes Beiſpiel des Einfluſſes, den immer das Gericht auf die Sicherheit und das Wohlergehen der Einwohnerſchaft ausübet!

Ernſtlich geſprochen, wäre es, ſeitdem es comercielle Betrügereien giebt, und ſie ſich vermehren, je mehr man ſie beſtraft, nicht Zeit, anzuerkennen, daß

die verordneten, oder wenigſtens gegen die Frevel verhängten Strafen, in keinem Verhältniſſe zur Schwere jener Frevel ſtehen? Daß einige Tage oder ſelbſt einige Monate Gefängniß, nicht hinreichen, eine Verfälſchung genügend zu beſtrafen, die der ſchwerſte aller Frevel iſt, weil ſie mindeſtens ein an allen Bürgern verübter Diebſtahl iſt, verbunden mit Mißbrauch des Vertrauens, und weil ſie bisweilen ſogar ſo weit geht, was als ein Verbrechen erſcheint, die Geſundheit und das Leben der Käufer zu gefährden? Zur Zeit ſind dieſe Verurtheilungen nur leere Paraden; der Verbrecher hat zum Voraus die ſchlimmen Ausgänge berechnet, die in keinem Falle die Vortheile des Betruges aufwiegen können, und die mit einem kraftloſen Geſetze ausgerüſteten Gerichtshöfe bleiben dieſen Exeſſen gegenüber machtlos, deren Wichtigkeit und Schwere ſie beſſer als irgend Jemand kennen.

Herr Mélange macht einen ſehr einfachen Ueberſchlag:

Die Waaren verfälſchen, oder am Gewichte betrügen, trägt mir ein . . . . . 1,000 Fr.

Werde ich erwiſcht, ſo koſtet die Verurtheilung 3 Fr.

Reiner Profit: 997 Fr.

Das Verhältniß iſt nicht übertrieben. Die Richter ſelbſt wiſſen es, und Herr Mélange, ach! weiß es nur allzu gut.

Daher iſt es für Herrn Mélange nur noch eine leere Förmlichkeit, vor die correctionelle Polizei hinzu-

treten. Am öftesten läßt er sich wegen ungehorsamen Ausbleibens verurtheilen, so wenig erschreckt ihn sogar das Maximum! Wenn er zu erscheinen geruht, läugnet er, um sich eine Haltung zu geben, oder wendet Unvorsichtigkeit vor, wenn nicht das Versehen eines Andern. Wenn man aber seine Bücher einsehen könnte, würde man sich überzeugen, daß die wenigen Francs Geldstrafe und die wenigen Monate Gefängniß, zum Voraus darin als eine ausstehende Schuld des Hauses Melange und Compagnie gebucht sind.

„Und wie wenn es an der brutalen Thatsache einer gegen ein so schweres Attentat verhängten, so leichten Strafe nicht genug wäre, vermindern sie noch tausend Nebenumstände im Geiste des Herrn Mélange. Also, wenn dieser würdige Handelsmann im Gerichtssaale wartet, bis seine kleine Angelegenheit an die Reihe kommt, sieht er — einen Buchhändler der vergessen hat, seinen Namen unter die Ankündigung eines Werkes zu setzen, oder diese Ankündigung in der Bibliothek zu hinterlegen, in eine Geldbuße von dreitausend Francs verurtheilt; — einen Herausgeber, der sich aus Versehen einer unbedeutenden Vignette bedient hat, ohne sie zuvor von der Censur genehmigen zu lassen, in eine dreimonatliche Gefängnißstrafe und in eine Geldbuße von fünfhundert Francs verurtheilt; — ein Journal, das die Liebe eines Deputirten zu besoldeten Stellen nachdrücklich angeklagt, oder einen Schriftsteller, der den Widerruf eines Amtsgenossen mit Energie be-

zeichnet hat, zu ſechs Monaten Gefängniß und zehntauſend Francs Geldbuße verurtheilt. Dann wird Herr Mélange, ſobald er aus dem Munde des Präſidenten ſeine fünfzig Francs Geldbuſſe und ſeine acht Tage Gefängniß vernommen hat, ganz freudig heimkehren, und ſich die Hände reibend ſagen: „Welch ein Elender iſt der Buchdrucker! Dieſer Herausgeber iſt wohl ein ſehr ſtrafbarer Mann! Wie kann es doch ſolche Lumpen geben, wie dieſer Schriftſteller und dieſer Journaliſt! Man hat recht gethan, ſie tüchtig zu klappſen. Es iſt wahrhaftig nichts mehr heilig auf Erden!“

Und Herr Mélange erhöht ſich in ſeiner eigenen Werthſchätzung mit allem dem, was durch den Vergleich der Strafen jene abſcheuliche Spitzbuben verloren haben, die er ſo eben zehnmal ärger beſtraft werden ſah, als ſich. Dieſe ſo leichte Verurtheilung war ſchlechterdings in ſeinen Augen eine moraliſche Quaſi-Losſprechung; beziehungsweiſe iſt ſie faſt eine Vergötterung.

Daher iſt es nicht ſelten, Herrn Mélange ſich für ein Opfer ausgeben zu ſehen, und ſogar als einen heiligen Vincenz von Paul. Vor einigen Wochen erklärte er zu Rouen, daß, wenn er Waſſer und Kraftmehl in ſeine Milch geſchüttet habe, dieß im Intereſſe der Mägen geſchehen ſey, die ihn mit ihrem Vertrauen zu beehren gefälligen. Die Milch iſt, ihrer Natur nach, unverdaulich, während ſie mit Waſſer vermengt ſehr gut behagt. Und der wackere Mann legte zur Unterſtützung ſeines Satzes eine Tabelle verglichener Sterblichkeit vor.

Seit dem Gebrauche ſeiner gewäſſerten Milch, befanden ſeine Kunden ſich vortrefflich ... und ſein Handel auch.

Ein würdiger Menſchenfreund! Warum machte er nicht auch eine andere Erwägung zu Gunſten ſeiner fabrizirten Milch geltend? Im Falle der Herr die Taſſe mit Kraftmehl verſetzte Milch nicht tränke, wäre für die Haushaltung nichts verloren; Madame könnte ſie zum Steifen der falſchen Hemdkrägen benützen.

Das Uebel iſt wirklich und wurzelt tief, und es iſt dringend, ein Mittel dagegen zu finden, vorzüglich ein Mittel, das jenen nicht gleicht, welche Herr Mälange, der Apotheker, verkauft.

Nicht der gute Wille fehlt den Richtern, ſondern das Geſetz. Welches Einhaltthun läßt ſich von einem Geſetze erwarten, das die Verfälſchung, ſelbſt mit ungeſunden Artikeln, zu einem alltäglichen Vergehen macht, mit gewöhnlichen Strafen belegt, und überdieß in welchem Verhältniſſe! Wir haben geſehen, daß man weniger Gefahr läuft, ein Krämer zu ſeyn, der ein ganzes Quartier vergiftet, als ein Buchdrucker, der einen Anſchlagzettel auf weißes Papier gedruckt hat!

Der Kaufmann, welcher hundert, tauſend, zehntauſend vertrauende Käufer beſtiehlt, und vorzüglich der Kaufmann, der, indem er ſie beſtiehlt, ihre Geſundheit gefährdet, iſt wohl viel ſtrafbarer, als der Verbrecher, der eine Uhr aus der Hoſentaſche des Vorübergehenden nimmt, oder der ſogar ein Schreibpult aufſprengt. Die Strafe ſollte alſo ſtärker ſeyn, und vorzüglich müßte

man besondere Zusätze beifügen, die ihre Wirksamkeit vervollständigen könnten.

In einigen Ländern wurden die Verfälscher mit dem Ohre an die Thüre ihrer Magazine genagelt; bisweilen schnitt man ihnen sogar die Ohren ab. Wir verlangen keine solche Qual, um so weniger, als der Herr Wurstkändler Mélange im Stande wäre, die abgeschnittenen Ohren zu irgend einem schrecklichen Betruge zu benützen.

Es giebt aber andere Mittel, die besser unserer Civilisation, und dem Herrn Mélange noch weniger entsprechen.

Eine Bestimmung in unsern Gesetzen erlaubt die Untersagung der bürgerlichen und Bürgerrechte; warum sollte nicht der betrügerische, wohl überwiesene, sogar rückfällige Verkäufer, wenn man will, des Rechtes, zu handeln, beraubt werden?

Die Ausstellung, welche man auf Elende anwendet, für welche der Galgen weniger ein sühnender Schandpfahl als ein Schauplatz der rohesten Gotteslästerungen ist, würde, wenn sie in unseren Gesetzbüchern existiren muß viel wirksamer auf die großen Strafbaren angewendet gewesen seyn, die wegen eines gemeinen Gewinnes, einen Angriff auf die Existenz von mehren tausend Bürgern machen. Durch eine öffentliche Strafe trifft man sicher den Angriff auf das Publikum.

Man schlägt die Namen der von den Assisenhöfen Verurtheilten an die Mauern an, und diese öffentliche

Verkündung ist in Bezug auf das soziale Interesse immer unnütz. Wenn man auf allen Kreuzstrassen die Namen der betrügerischen Kaufleute sichtbarlich anschlüge, so gewänne die Einwohnerschaft dabei an Sicherheit, und die correctionelle Polizei verlöre an Angeklagten. Glückliche Wahl! Denn man muß sich nicht täuschen: es giebt nur zwei wirksame Strafen gegen diese Art von Betrug, — die ungeheure Geldbuße, die den Strafbaren in seinem Gewinne angreift, im Gelde, — die persönliche Infamie, die in seinem Erwerbsmittel ihn angreift, im Handel.

Dieß oder etwas Anderes, gleichviel! Man braucht ein Gesetz, welches den Fortschritt der Industrie des Herrn Mélange hemmet. Dieses Gesetz wird man machen, — wenn das Uebel so groß seyn wird, so groß, daß es eines heroischen Mittels bedarf, — wenn die Kämpfe unserer Politik, die am öftesten nur Zwiste aus Privatinteressen sind, erlauben werden, sich mit Fragen von allgemeinem Interesse zu beschäftigen, und endlich (ich flüstere es Ihnen in's Ohr), wenn Herr Mélange kein einflußreicher Wähler mehr seyn wird.

Altaroche.

Die Kinder in den Tuilerien.

Die modernen Mütter haben die Aeußerung der Mutter der Gracchen, welche, auf ihre Kinder weisend,

sagte: „Hier sind meine Juwelen und mein Schmuck,“ sehr mißbraucht.

In der That richten viele junge Mütter ihre Kinder so ab, daß diese armen kleinen Wesen ihnen gut gehen, und ihre Vorzüge erhöhen, ohne sich übrigens um ihre Gesundheit zu bekümmern, die sie gefährden, um ihren Geist, den sie überjagen, und um ihre Eitelkeit, die sie aufregen.

Der Vorwand, den man nimmt, um so viele junge Mädchen in die Tuilerien zu schicken oder zu führen, wo sie über das Seil springen und Reif spielen, — angezogen, die Einen wie Schweizerinnen, die Andern wie Andalusierinnen, ist: sie eine Uebung machen zu lassen, ihrer Gesundheit nützlich, und der Entwickelung ihrer Kraft günstig.

Aber der wahre Grund ist, sich als Mutter von reich oder wenigstens elegant gekleideten Kindern zu zeigen.

Wär' es anders, so würde man nicht kleinen Mädchen von sechs Jahren Schnürleibchen anlegen, man würde ihre Füße nicht in zu enge Schuhe stecken.

Man zöge ihnen keine schönen Kleider an, die sie nicht zerreißen dürfen.

Sehen Sie einmal alle diese Kinder an; es ist kein Einziges darunter, welches springt, um zu springen; — Alle schauen um sich, ob man sie sieht, ob der sie umgebende Kreis zahlreich genug ist; — Einige beginnen ihre Talente erst dann zu zeigen, wenn sie unter den Anwesenden schöne Welt sehen.

Und da ſie mit gierigem Ohre die Complimente und Lobſprüche hinnehmen, die man, wegen ihres Geſichtes oder ihrer Toilette, der Mutter oder der Bonne macht, wie ſie da ſchon melancholiſche Züge erkünſteln, wie ſie den Mund kleiner machen, wie ſteif ſie ſich halten, was für Mienen ſie machen! — welche Affectation, welche Lüge, welche Eitelkeit!

Ein kleiner Knabe iſt ein kleiner Knabe. Wenn Sie ihm ſchöne Kleider anziehen, wird er ſie zerreiſſen, beſchmutzen, er muß laufen, ſpringen, luſtig ſeyn.

Ein kleines Mädchen iſt nur eine kleinere Frau; — es wird ſich nicht verwandeln; es wird groß werden, weiter nichts. Ein kleines Mädchen von ſechs Jahren iſt zu Allem bereit.

Nichts iſt ſo gefährlich und ſo lächerlich, als ſie ſo daran zu gewöhnen, Blicke zu ſuchen, Eindruck zu machen, auf einer Bühne zu leben.

Dieß ſind keine Kinder mehr, die ſich ergötzen, das ſind Tänzerinnen, die nach Beifallklatſchen ſtreben.

Späterhin ſetzt man dieſe theatraliſche Erziehung fort; das Clavier gewöhnt ſie, öffentlich zu ſingen, wie ſie dort öffentlich über das Seil ſprangen; — dann, wenn ſie die ernſten Pflichten des Eheſtandes übernommen haben, können ſie nicht ohne Zuſchauer, ohne Erfolge, ohne Beifallklatſchen leben.

Stille und Einſamkeit langweilen ſie; ſie wollen ſcheinen, ſie wollen eine Rolle ſpielen, — ſie wollen

die Blicke feſſeln, von ſich reden machen, — ſie wollen es um jeden Preis.

Man muß jedoch geſtehen, daß die größte Zahl noch vor dem äuſſerſten Mittel zurückfährt, ihren Männern Arſenik zu geben — um die Trägheit der öffentlichen Aufmerkſamkeit ein wenig zu zwingen.

Alphonſe Karr.

Die Wittwen des Teufels.

Wenn Sie ſie ſchön und fröhlich vorübergehen ſehen, haben Sie ſich niemals gefragt, wohin ſie gehen, und was dereinſt aus ihnen werden wird?

Sie ſind charmante Frauensperſonen, die an der Geſellſchaft nur durch Blumenbande hangen. Anderen feſte Verſorgungen, die häusliche Glückſeligkeit, die friedlichen Tugenden und verborgenen Laſter überlaſſend, leben ſie auf den Schwingen des Zufalles, ohne Zügel, ohne Maß, mit gleichem Freimuthe das zeigend, was ſie Gutes haben, und das, was ſie Böſes thun. Ihre Miſſion iſt nur Freude und unerſchöpfliche Zärtlichkeit; ihr Evangelium lehrt Nächſtenliebe, übermäßige Liebe, die ſie mit einer aufrichtigen und glühenden Andacht üben; — ſie ſind barmherzige Schweſtern, die ſich dem Troſte der Reichen und der Linderung der Glücklichen weihen.

So lange sie jung bleiben, ist ihnen das Leben leicht und lachend. Sie brauchen sich nur dem Hauche der Phantasie hinzugeben, der Woge des Vergnügens, dem süssen Gemurmel, welches sie einladet und ihnen liebkoset. Die Sorge um den kommenden Tag stört nie die Heiterkeit ihres Geistes. Sie schweben wonnestrahlend und leicht dahin, auf Gerathewohl ihren Blick, ihr Lächeln, ihre Angel auswerfend. Jeder Tag bringt ihnen neue Feste und neues Glück. Jede Seite ihres Romanes ist ein neues, von einer unvermutheten Person ausgefülltes Kapitel. Der Held von gestern wird diesen Abend verschwinden, und morgen ersetzt seyn. Und in diesen tausend Revolutionen verweilen sie unveränderlich getreu der Liebe, dem Vergnügen, dem Luxus, der Mode, allen Eitelkeiten, welche den Kopf und das Herz einer Frauensperson einnehmen und regieren.

Aber Alles auf dieser Welt geht vorüber, und endet. Eines schönen Tages macht die Jugend Miene, fortzugehen; sie verkündet ihren Rückzug durch eines von jenen niederdonnernden Nichts, welche die Trostlosigkeit auf ihren Weg streuen: — ein weißes Haar, — eine Runzel, — der Stich des Wurmes in die aufgeblühete Blume. Kaum hat sie Lebewohl gesagt, als sie schon ferne ist, auf ihrer Flucht die Reize und Lockungen mitnehmend, die ihr Gepäcke bildeten.

Und dann, wenn die Jugend und die Schönheit fortgezogen sind, wenn die Liebesgötter und das Glück entschweben, was wird aus diesen Frauenspersonen, welche

die Kunst, zu gefallen, so reichlich ausbeuteten, und die Einkünfte und das Kapital zu gleicher Zeit verschwendeten?

Zwei Herren von einem gewissen Alter, fünfzig bis sechzig Jahre alt, saßen unter einem Kastanienbaume des Gartens der Tuilerien an einem schönen Morgen des jüngsten Frühlings. Einer von Beiden richtete an den Andern diese philosophischen Betrachtungen, und diese ziemlich in Verlegenheit setzende Frage, die er mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit wiederholte:

„Was wird, ich bitte Sie, aus diesen durch die Zeit entthronten Souveraininnen, und wo könnte ich sie wiederfinden?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Andere mit einer unbekümmerten und ruhigen Miene, „ich weiß es durchaus nicht; aber was liegt Ihnen daran, mein lieber Palémon?"

„Es liegt mir viel daran, wie Sie sehen werden, mein lieber Benedict. Sie sind immer ein ernsthafter, friedlicher Mann gewesen, den Leidenschaften fremd, und ich finde Sie so wieder, wie ich Sie vor zwanzig Jahren verlassen habe. Ich dagegen habe eine sehr thätige Jugend verlebt, und voll charmanter Abenteuer. Kurze Zeit nach meinem Austritte aus dem Collegium, durch die Erbschaft eines Onkels reich genug geworden, um nach meinem Geschmacke zu leben, sagte ich der Provinz Lebewohl, und kehrte nach Paris zurück, wo ich Robert wieder fand, unsern ehemaligen Kameraden von Sainte-Barbe.

„Zwiſchen uns Beiden beſtand das, was die wahren und ſoliden Freundſchaften begründet: wir glichen uns in Gefühlen und Geſchmack, wir waren verſchieden durch Geiſt und Charakter. Beide frei und voll Feuer, faßten wir den feſten Entſchluß, unſere ſchönen Jahre luſtig zu verleben, und unſere Vorzüge zu benützen. So waren wir denn auf das Pariſerſchlachtfeld geſchleudert. Unſere erſten Verſuche waren von zahlreichen Erfolgen gekrönt, und wie hätte es uns bei gutem Willen, Muſe, Vermögen, Jugend und angenehmen Aeußern nicht gelingen ſollen? denn, ich kann es jetzt ſagen, und Sie werden ſich deſſen vielleicht erinnern, wir waren Beide ziemlich hübſche Jünglinge.

„Nichts widerſtand uns; freilich griffen wir eben nicht viel die Citadellen an, worin die Tugend Garniſon hielt. In dieſer Laufbahn angenehmer und leichter Eroberungen, übertraf mich, ich muß es geſtehen, Robert weit. Ich betrachtete ihn ſtets als meinen Meiſter. Er war ein ächter Held, unwiderſtehlich im Angriffe, herrlich im Triumphe. Man hatte ihm den Beinamen „der Teufel“ gegeben, wegen ſeiner Heldenthaten; die galante und frivole Welt, in welcher wir lebten, nannte ihn nie anders, als Robert der Teufel, und es war für meinen Freund keine mittelmäßige Gemüthsbewegung, als er ſpäterhin unter dem nämlichen Titel, die berühmte Oper von Scribe und Meyerbeer erſcheinen ſah.

„Wir haben unſer luſtiges Leben etwa zwanzig Jahre

lang geführt; warum kann man es nicht immer führen! Aber leider nehmen wir Männer ein Ende, wie die Frauensperſonen. Die Sattheit, die Unfähigkeit, die Gebrechen, ſetzen uns in Ruheſtand. — Dieſer Ausgang kam uns früher, als wir es gewünſcht hätten. Robert beſaß etwa ſechzig Meilen von Paris die Domaine Margaillac, einen lieblichen Aufenthalt, mit lachenden Gärten, einem ſchönen Parke, und maleriſchen Umgebungen; dorthin zogen wir Beide uns zurück, um von unſern Anſtrengungen auszuruhen, und unſere Laufbahn ſanft zu beſchließen.

„Wir hatten gute Bücher, gute Weine, gute Erinnerungen: iſt dieß nicht Alles, was das Glück im abnehmenden Leben bildet? Wie viele ſüſſe Stunden ſind in jenen häufigen Geſprächen verfloſſen, die uns die Vergangenheit neu belebten: er bildete ſich ein, daß die Frauensperſonen, um deren Liebe er einſt geworben, in ihren Herzen ihm einen Altar errichtet hätten. Unter der Herrſchaft dieſer ſchmeichelhaften Idee, machte er im jüngſten Winter ſein Teſtament, als er den tödtlichen Anfall jener Krankheit fühlte, die ihn weggerafft hat. „„Mein lieber Oscar,““ ſagte er zu mir, „„Dir übertrag' ich den Vollzug meines letzten Willens. Ich vermache Dir unſere Behauſung Margaillac. Von dem Reſte meines Vermögens, das ich meinen Neffen hinterlaſſe, hab' ich zum Voraus eine Summe von hunderttauſend Francs abgezogen, deren Vertheilung an meine Wittwen Du beſorgen mußt. —““

„So nannte er die zärtlichen Gegenstände seiner ehemaligen Liebschaften.

„Unter den reizenden Frauenspersonen, die meine glücklichen Tage verschönert haben," fuhr Robert fort, „befinden sich zehn, die den ersten Rang einnehmen. In diesem Album sind ihre Namen enthalten, wie folgt: Athenais, Colombe, Antonia, Rosine, Susanna, Flora, Olympie, Armide, Arthemise, Rosalba. Du hast sie gekannt, und wirst ihren Namen alle Details beigefügt finden, die mein Gedächtniß sammeln konnte. Ich will diesen auserlesenen Frauenspersonen ein Unterpfand meiner Dankbarkeit geben, und sie zum letztenmal für die Liebe, die sie für mich gefühlt, und für die Erinnerung belohnen, die sie mir bewahret haben. Jeder von ihnen gab ich einst mein Porträt; das Legat soll unter jene vertheilt werden, die dieses Bild aufbehalten haben, und es Dir werden zeigen können. Sind etwa Einige von der Weltbühne verschwunden, oder besitzen einige Vergeßliche das Porträt nicht mehr, soll ihr Antheil den Uebrigen zukommen. Das ist eine Tontine. *) Dieß, mein lieber Oscar, ist die Mission, die ich Deiner erprobten Ergebenheit anvertraue. Ich bin überzeugt,

*) Eine Art Leibrentenanstalt, erfunden von dem Italiener Lorenz Tonti im 17. Jahrhunderte, und wobei die Zinsen nach dem Tode eines Theilnehmers immer den Ueberlebenden zufallen, das Kapital aber nach dem Tode des letzten Theilnehmers dem Staate oder Tontinenschuldner. D. Ueb.

daß Du ſie gewiſſenhaft vollziehen wirſt; da ich aber Deinen Eifer nicht mißbrauchen will, ſo verlange ich von Dir nur eine dreimonatliche Nachforſchung, wornach Du die Mitbewerbung ſchließen wirſt."

„Zwei Tage nach Ertheilung dieſer Anordnungen, ſtarb Robert; treu meinem ihm gemachten Verſprechen, und mit den hunderttauſend Francs verſehen, die er mir übergeben hatte, kam ich nach Paris, um ſeine Legatäre zu ſuchen. Seit meiner Ankunft ſind ſchon drei Wochen verfloſſen, und bis jetzt alle meine Schritte fruchtlos geweſen. Ich kenne mich in dieſem Paris nicht mehr aus, wo ich ſeit zwanzig Jahren nicht mehr war; es iſt für mich ein neues Land; ich finde mich darin nicht zurecht, und weiß wahrhaftig nicht, an wen ich mich wenden ſoll, um zu erfahren, wo ich die Frauensperſonen wieder finden könnte, die einſt mit dem Teufel lebten."

In dem Momente, da Herr Oscar Palémon ſeine Rede ſchloß, ſtreckte ſich eine dürre runzelige Hand gegen ihn aus. Dieß war die Stühlevermietherin, die ihre Bezahlung verlangte.

„Wollen Sie kleines Geld, mein lieber Palémon?" fragte Herr Benedict.

„Herr Palémon!..." wiederholte die Stühlevermietherin... „dieß iſt ein mir nicht unbekannter Name."

„Wahrhaftig, gute Frau?" verſetzte der Teſtamentsvollſtrecker des Teufels mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ei! ei!" fuhr die Alte fort, „Sie brauchen nicht

noch zu werden, mein ſchöner Herr; ſeiner Zeit war man etwas werth, und es gab mehr als einen Stutzer, der ſich geſchmeichelt fühlte, Roſalba Delorme näher zu kennen . . ."

„Wie, Sie wären? . . . Da iſt denn doch Eine!" rief Herr Valémon aus; „Sie ſind Roſalbe Delorme, jene hübſche kleine Blonde?"

„Ja, mein Herr, ich war blond, leider! denn die Blonden dauern nicht ſo lange, als die Braunen; wäre ich braun geweſen, ſo würde ich mich drei bis vier Jahre länger conſervirt haben, und nicht dahin gebracht ſeyn, wo Sie mich ſehen. Ich war daran, mein Glück zu machen, als ich meine Friſche verlor. Ich wurde vernünftig; ich war feſt entſchloſſen, für meine alten Tage zu ſparen, und ein Ruſſe hatte mir verſprochen, bei ſeiner Rückkehr von Petersburg mich mit Reichthümern zu überhäufen, wohin er zur Erhebung einer Erbſchaft gereiſet war, doch als er zurückkam, war's nicht mehr ſo; ich war verwelkt, und zählte doch nur neunundzwanzig Jahre. Die Braunen halten ſich bis zu dreißig und einigen Jahren. Ah! warum war ich nicht braun!"

„Sie erinnern ſich alſo meines Namens?" fragte Valémon.

„Ich erinnere mich Ihrer, wie wenn ſich's erſt von geſtern datirte. Wir haben uns mittelbar gekannt; Sie ſtanden in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe mit einem meiner Freunde, den Sie gewiß nicht vergeſſen haben: Robert, genannt der Teufel."

„Robert der Teufel! Das ist ein Theaterstück.“

„Ja, aber es war auch ein schöner junger Mann, der Sie anbetete, und den Sie eben so sehr liebten.“

„Das ist wohl möglich . . . ich habe eine dunkle Idee davon . . . aber es hat ihrer so Viele gegeben, daß man, um sich Aller zu erinnern, ein Engelsgedächtniß haben müßte.“

„Robert hatte Ihnen sein Porträt gegeben.“

„Ah! . . . ich besaß auch viele Porträte von den Herren, habe aber kein einziges mehr davon. Wenn man im Unglücke ist. Sie begreifen, verkauft man solchen Firlefanz. Die Porträte gingen mit den Juwelen und Schmuckſachen nacheinander fort . . . Doch Sie machen, daß ich mit Ihnen plaudere, und indessen, sehen Sie, geht da unten ein Herr fort, ohne für seinen Stuhl bezahlt zu haben.“

Die Vermietherin eilte verfolgend dem Delinquenten nach, und Herr Valémon stand auf, und sagte:

„Ei, der Anfang ist nicht glücklich; da ist nun schon ein Name aus meiner Liste auszustreichen, und die Vertheilung von zehntausend Francs unter die andern Legatäre Roberts vorzunehmen.“

Eine Stunde nach dieser Bewegnung, fand Herr Valémon, nach Hause kehrend, einen Brief, der folgende Einladung enthielt:

„Die Frau Baronin von Firbach bittet Herrn Oscar Valémon, ihr die Ehre zu erweisen, den Abend des Sonnabends den 30. April bei ihr zuzubringen.“

„Wer iſt dieſe Baronin? Woher kennt ſie mich? Aus welchem Grunde bin ich eingeladen? Woher kommt es, daß Sie mir erſt heute früh eine Einladung für dieſen Abend ſendet?“ In der Regel geſchehen Einladungen einige Tage früher. Eine Baronin ſollte das Uebliche beſſer kennen; aber es liegt nichts daran; ich bin nach Paris gekommen, um eine Miſſion zu vollziehen, und werde vielleicht bei der Baronin irgend einen eleganten Lebemann von ehedem finden, der mir auf die Spur deſſen, was ich ſuche, zu verhelfen vermögen wird.“

Fortwährend mit dieſen Betrachtungen beſchäftiget, was den ganzen Tag über dauerte, begab ſich Herr Palémon um neun Uhr zur Baronin, Straße de la Michodière.

Das Haus ſah unbedeutend aus, die Treppe war wenig erleuchtet, die Wohnung hinlänglich geräumig, aber eingeräuchert, ſchlecht unterhalten, mit Möbeln, die aus dem Kaiſerreiche datirten, mit verſchoſſenen Draperien, abgeſchuppten Vergoldungen. Im Vorzimmer öffnete ein Bediente in himmelblauer, ölfleckiger, mit ſchwarzangelaufenem Silber galonnirter Livrée, die Thüre des Salons, und meldete mit einer rauhen Stimme Herrn von Palémon.

Vier Gruppen waren an vier Spieltiſchen vereiniget. — Eine Dame von anſehnlichem Alter, von hoher Geſtalt, und mit einem Geſichte, das nach Majeſtät ſtrebte, näherte ſich Herrn Palémon, und dankte ihm

für die gütige Annahme ihrer Einladung; dann faßte ihn die Baronin beim Arme, führte ihn in eine Fenstervertiefung, ließ ihn Platz nehmen, und sagte mit der anmuthigsten Miene zu ihm:

„Ich empfange bei mir Männer von sehr gutem Stande, und hübsche Damen. Ich dachte, mein Salon dürfte Ihnen angenehm seyn, wenn Sie, wie ich voraussetze, Ihren Geschmack und Ihre Gewohnheiten von ehedem beibehalten haben."

„Ich habe also ehedem die Ehre gehabt, von Ihnen gekannt zu seyn?" erwiederte Herr Valémon erstaunt.

„Allerdings, und ich war entzückt, Ihren Namen auf dem Verzeichnisse der erst kürzlich in Paris angekommenen Fremden zu finden."

„Ah! . . . ich wußte nicht, daß man dieses Verzeichniß öffentlich bekannt mache."

„Man macht es nicht öffentlich bekannt; dieß sind Privataufschlüsse."

„Und Sie haben die Güte gehabt, sich meiner zu erinnern?"

„Ja, wahrlich. Sie führen einen von jenen Namen, die man nicht vergißt, und welche nothwendig auffallen, wenn man sie wieder findet."

„Sehr schmeichelhaft, Frau Baronin," erwiederte Herr Valémon, der sich für verbunden hielt, dieses Compliment zu begrüßen; — „aber," fügte er bei, „ich muß Ihnen gestehen, daß mein Gedächtniß weniger glücklich ist, und ich bin deßhalb eben so verwirrt als

bestürzt, dann, ohne von der Anmuth Ihrer Person zu sprechen, besitzen auch Sie einen von jenen Namen, welche Erinnerung gebieten."

„Dieß macht vielleicht, weil ich diesen Namen nicht immer geführt habe," sagte die Baronin lächelnd; „erinnern Sie sich nicht an eine Olympie Dujardin?"

„Ah!" rief Herr Valémon aus, „das ist ein glücklicher Tag! Ihr Name ist in meine Schreibtafel geschrieben, Madame, und Sie sind eine von jenen Personen die ich in Paris am meisten zu sehen wünschte. Ich bin sehr erfreut, Sie in einer brillanten und aristokratischen Lage wieder zu finden... Eine Heirath, ohne Zweifel? Sie verdienten dieß wohl! Aber warum hab' ich Sie nicht gleich auf der Stelle wieder erkannt; Sie haben sich gar nicht verändert."

„Finden Sie dieß," versetzte die Baronin, sich zierend... „Ja, man behauptet, daß ich noch erträglich bin. Nicht alle Damen haben dieses Privilegium; und Sie erinnern sich wohl der kleinen Antonia, die ehedem einigen Ruf in der großen Welt besaß, und sich so gut darauf verstand, die Engländer zu ruiniren?"

„Antonia!... ei, sie steht auch in meiner Schreibtafel."

„Dort ist sie. Jene ungeheuere Dame mit blauem Hute, die neben dem Kamine sitzt. Man nennt sie jetzt Frau von Outremer. Die junge Person an ihrer Seite ist ihre Nichte, eine Anfängerin. Ich werde Sie vorstellen."

Frau von Dutramur empfing Herrn Valemon auf's Beste.

„Ich liebe die Alten," sagte sie zu ihm, „meine Nichte auch; sie ist artig und wohlerzogen; es gefällt ihr in der Gesellschaft reifer Männer sehr wohl. Wir werden entzückt seyn, Sie bei uns zu sehen. Ich wohne in der Brebastraße; ein gutes Quartier; ich kenne den persönlichen Character desselben, und sollten Sie einige Aufschlüsse wünschen, einer verläßigen, thätigen und discreten Person zu irgend einer delicaten Unterhandlung bedürfen, so steh' ich ganz zu Ihren Diensten."

Herr Valemon dankte, und brachte dann das Gespräch auf das Kapitel von Robert. Anfangs erinnerte man sich seiner nicht, aber durch viele Moras*) erwachte das Gedächtniß der beiden Damen zuletzt; aber weder die Eine noch die Andere hatte das kostbare Porträt aufbewahrt.

Mittlerweile ging die Thüre des Salons auf, ein Polizeicommissär, mit seiner Schärpe angethan, trat ein, von seinem Secretäre und einer Bedeckung von zwei Municipalgardisten begleitet, die sich als Schildwachen

*) Mora heißt der weißgraue Filz von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze, welche die Chinesen zu langen Kegelchen bilden, um damit in Krankheitsfällen an Händen oder Füssen eine Borke zu brennen, um dadurch Heilung zu bezwecken. Dieß geschieht auch bei uns. Im vorliegenden Falle sind unter Mora's sehr eindringende Gedächtnißschärfungen zu verstehen.

D. Ueb.

aufſtellten, um denjenigen den Rückzug abzuſchneiden, die etwa davon ſchleichen möchten. Die Karten und Einſätze wurden im Namen des Geſetzes weggenommen, und alle Anweſenden ſahen ſich genöthigt, ihre Namen und ihren Stand anzugeben, die in einem ausführlichen Protocolle niedergeſchrieben wurden. Dieſe Scene ging nicht ohne lebhafte Reclamationen vor ſich; die Baronin von Firbach war wüthend.

„Ich weiß, wem ich dieſen Streich zu verdanken habe," ſagte ſie zu dem beſtürzten Herrn Palémon; „ich bin von einer Frauensperſon denuncirt worden, die ehemals meine Nebenbuhlerin war, die jetzt meine Feindin, und in dieſes Haus eingezogen iſt; um mich beſſer zu belauern. Man hatte mir wohl geſagt, daß ſie mit der Polizei in Verbindung ſtehe, und ich die Schwachheit begangen, es nicht zu glauben. O! ich werde ſie entlarven, und Jedermann ſoll erfahren, daß Arthemiſe Müller eine Spionin, eine Polizeikundſchafterin iſt!"

„Arthemiſe Müller! . . . Wieder Eine von jenen, die ich ſuche," ſagte Herr Palémon.

Nach der Vollendung des Protocolls erhielten die von der Baronin Eingeladenen die Erlaubniß ſich zu entfernen, mit der Ausſicht, als Zeugen in einer Sitzung der correctionellen Polizei zu erſcheinen.

Von dieſer Schlußſcene eines Tages voller Begegnungen ergriffen, fühlte Herr Palémon heftiges Kopfweh, und ließ, da er zu Hauſe bleiben wollte, im Leſecabinete einen neuen Roman holen.

Dieß war ein schmutziger, von Tausenden von Fingern durchblätterter Octavband, — eines von jenen Büchern, welchen die zartsinnigen und angesehenen Damen den Zutritt gestatten, nachdem sie durch die Dachstube, das Vorzimmer, die Portierloge, die Hauptwache und verschiedene andere widerliche Localitäten gewandert sind; — denn in Paris kauft man keine Bücher, man entlehnt sie; alle Classen der Gesellschaft sind im Register des Leseeabinetes eingeschrieben; der nämliche Band geht von der Grisette zur Marquise, vom Lakeyen zur Modedame, und so fort.

Herr Palémon öffnete das Buch, und begann den neuen Roman zu lesen, der ihm von den ersten Blättern an fade und völlig weitläufig schien. Nachdem er mehrmals gegähnt hatte, wollte er den Band zumachen, als ihm plötzlich sein Name in die Augen fiel, dem Inhalte des dritten Kapitels voranstehend: —

„Worin der Leser mit einer neuen Person, Herrn Oscar Palémon, Bekanntschaft machen wird:“ — War es der Zufall, welcher dem Verfasser diese beiden Namen lieferte? Wir wollen sehen! — Doch nein; dieß ist ein leibhaftes Porträt. Der Palémon des Romanes war wirklich derjenige, welcher vor zwanzig Jahren ein lustiges Leben in Paris geführt, und um ja nicht den mindesten Zweifel zu gestatten, hatte der Verfasser das Gesicht, die Haltung, den Character, die Gewohnheiten der in eine historische Intrigue, deren geheimnißvolle Details niemals waren ruch-

bar gewoben, verwebten Perſon wohlgefällig beſchrieben. Wer war denn der Romandichter, der den Herrn Palémon und deſſen geheimſte Abentheuer ſo gut kannte? — Dieſer Verfaſſer war eine Frau, und hieß Madame Bougival.

Herr Palémon befragte ſein vortreffliches Gedächtniß; er durchlief die ſo ſorgfältig gepflegten Blumenpfade ſeiner Erinnerungen, aber vergebens ſuchte er dieſen Namen unter den ſüſſen Fantomen, die ihm in dem Paradieſe der Vergangenheit lächelten.

„Ich muß ſchlechterdings zur Quelle dieſer ſeltſamen Entdeckung emporſteigen, und werde dahin gelangen, müßte ich auch bei dem Staatsanwalte Klage ſtellen; denn es iſt nicht erlaubt, einen ehrlichen Mann ſo ganz lebendig dem Drucke zu übergeben, und ihn ohne ſeine Erlaubniß zum Helden eines Romanes zu machen.“

Dieß ſagend, kleidete ſich Herr Palémon, ſeines Kopfweh's ledig, in aller Eile an, nahm ein Kabriolet, und eilte zum Herausgeber des Romanes, der ihm die Adreſſe der Schriftſtellerin gab.

Eine Viertelſtunde nachher kletterte er in den fünften Stock eines Hauſes der Vorſtadt Saint-Denis hinauf, und zog dreimal an einem alten gelben, zum Glockenſtrange dienenden Bande. Das Warten dauerte fünf Minuten, dann öffnete ſich die Thüre, und Herr Palémon befand ſich einer Frau von fünfzig Jahren gegenüber, dick und kurz, mit ſinnigem Teint, in einen alten Schlafrock von ſcharlachrothem Merino gehüllt, auf dem

Kopfe um die ungeordneten Haare ein flüchtig geſchlungenes Tuch.

„Madame Bougival, um Vergebung?“

„Die bin ich, mein Herr.“

Die Frage war von reiner Form, und die Antwort mußte vorher zu ſehen ſeyn. Es gab keinen Grund, ſich darin zu täuſchen. Die Schriftſtellerin hatte das Phyſiſche des Geſchäftes, die Tracht der Rolle nebſt dem Zugehöre. Die rechte, auf die Thürklinke geſtützte Hand, zeigte Dintenklecke, und um zu antworten, nahm ſie aus ihrem Munde eine Feder, die ſie hinter ihr Ohr ſteckte.

„Treten Sie ein, mein Herr,“ fuhr Madame Bougival fort, „und entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie habe warten laſſen; aber ich hatte einen Satz zu ſchreiben begonnen, und wollte ihn vollenden, bevor ich mich ſtörte, weil ich ſonſt den Faden würde verloren haben. Und wenn man dieſen Teufelsfaden einmal verloren hat, muß man ſich das Gehirn auspreſſen, um ihn wieder zu finden. Er iſt wie der Faden der Marianne, Sie wiſſen, die Frau im Labyrinthe, in der Mythologie. Nicht dorthin, mein Herr, Sie gehen in die Küche...; hier durch, wenn's beliebt, in mein Arbeitscabinet.“

Das Cabinet der Schriftſtellerin diente zu gleicher Zeit zum Salon, zum Speiſeſaale, und zum Schlafzimmer. Das Bett war hinter einer zerriſſenen ſpaniſchen Wand halb verſteckt. Das Hauptmöbel dieſer ganzen Wohnung war ein großer, mit allen Arten von

Gegenſtänden bedeckter Tiſch; da gab es durcheinander, Bücher, Papier, ein Corſett, einen Schreibzeug, eine Flaſche Wein, einen Kamm, Gläſer, Federn, Weißzeug, Teller.

„Setzen Sie ſich gefälligſt, mein Herr,“ ſagte die Romandichterin, indem ſie in einem geräumigen Armſtuhle Platz nahm, der vor ihrem Schreibtiſche ſtand.

Herr Palémon verlangte nichts Beſſeres, als dieſer Einladung nachzukommen, aber alle drei Stühle, welche das Zimmer enthielt, waren beſetzt, der Eine von einem Unterröckchen, der Andere von einer Salatſchüſſel, der Dritte von einer Katze.

Madame Bougival bemerkte die Verlegenheit der Lage, und rief aus:

„Herunter! Sylvio, mach' dem Herrn Platz!“

Sylvio, — ſo hieß die Katze, — richtete ſich auf ihren Pfoten auf, nahm ihren Schwung, ſprang auf den Tiſch, und legte ſich in das Corſett ihrer Gebieterin.

„Nun, da Sie ſitzen, mein Herr,“ fuhr der Blauſtrumpf*) fort, „wollen Sie mir gefälligſt ſagen, was mir die Ehre verſchafft, Sie zu empfangen?“

„Madame, ich komme wegen eines Romans hierher.“

„Sind Sie ein Verleger?“

„Nein, Madame.“

„Journaliſt vielleicht?“

*) Die bekannte ironiſche Benennung der Schriftſtellerinnen. D. Ueb.

„Eben ſo wenig. Die Sache iſt: ich habe Ihren Roman geleſen.“

„Welchen?“

„Jenen mit dem Titel! Hochzeiten und Feſtgelage.“

„Dieß iſt einer von meinen Beſten.“

„In dieſem Romane kommt eine Perſon vor . . .“

„Es kommen deren zweiunddreißig darin vor, mein Herr, und Alle flott hingeſtellt, ich darf's ſagen; ein wenig ſcharf gehaltene Charactere, und eine Handlung im großen Style, alle Augenblicke Ereigniſſe, und eine Entwicklung, die Sie dahin bringen mußte, alle Thränen Ihres Leibes zu vergießen, wenn Sie nur für zwei Pfennige Empfindſamkeit beſitzen.“

„Ja, ja! ich bezeige dem Verdienſte Ihres Werkes meine Ehrfurcht. Aber die Perſon, von der ich ſprechen will, iſt jene, die Sie Oscar Valémon genannt haben.“

„Ah! ah!... ein Poſſenreiſſer! ein Herumſchwärmer!... ein liebenswürdiger Taugenichts... Iſt's gefällig, mein Herr?“ fügte die Romanendichterin bei, ihrem Beſucher eine große Tabaksdoſe von ſchwarzem Horne reichend, aus der ſie eine mächtige Priſe Tabak genommen hatte.

„Gerne, Madame, ich danke Ihnen; doch kommen wir wieder, wenn es Ihnen beliebt, auf jenen Oscar Valémon zurück.“

„Die Perſon iſt Ihnen aufgefallen, nicht wahr?

Das macht die Wahrheit der Darſtellung!... Ich habe ſie nach der Natur gemalt. Ja, mein Herr, dieſer Mann hat exiſtirt."

„Ich glaube wohl! Und er exiſtirt noch!"

„Sie kennen ihn?"

„Sehr, denn ich bin's ſelbſt."

„Gehen Sie doch! Wirklich? Sie ſind's, der liebe Oscar? Um's Himmels willen! Wie verändert! Wie hat die boshafte Zeit uns zuſetzt!... Dennoch, wenn ich ſo hinſchaue, finde ich Sie mitten aus allem dem wieder heraus. Und Sie erkennen mich nicht mehr? Zur Zeit, da ich Sie kannte, hieß ich Athénaïs Babichard."

„Wie! Athénaïs, die Königin unſerer Bälle und Abendtafeln, die muntere Tänzerin, die luſtige Gaſtin, die auf einem einzigen Sitze ſo hurtig ihre drei Flaſchen Champagner leerte!"

„Sie iſt vor Ihren Augen!... Aber dieſe Feſtnächte ſind vorüber! Nun hab' ich die Mäßigkeit und Namensverkappung adoptirt; ich bin Madame Bougival, und ſchreibe Sittenromane und Erziehungsbücher für die jungen Fräulein."

Herr Valémon konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen: — Athénaïs Babichard Schriftſtellerin! Dieß war wirklich bizarr, allein wir haben Einige von der nämlichen Art. Sie werden Blauſtrümpfe, wenn ſich Niemand mehr darum kümmert, die Farbe ihrer Strumpfbänder zu ſehen.

„Doch," wendete Herr Palémon ein, „da Sie mich der Ehre gewürdiget haben, mir einen Platz in Ihrer Erinnerung zu bewahren, müssen Sie um so mehr das Andenken an Robert und sein Bild bewahrt haben."

„Robert!" versetzte die Schriftstellerin; „was für einen Robert meinen Sie?"

Hier, wie anderswo, war die Erinnerung verwischt und das Porträt verloren.

Wenige Tage nachher, machte Herr Palémon eine andern Begegnung. Er war in's Theater gegangen; indem er es vor dem Schluße des letzten Stückes verließ, plauderte er mit der Logenschließerin, die ihm seinen Paletot wieder gab; — wie groß war sein Erstaunen, als er in dieser armen Frau eine ehedem durch ihre Schönheit berühmte Schauspielerin wieder erkannte!

Dieß war Susanna, die ehemalige Schauspielerin des Variétés; Susanna, die immer so schöne Toiletten hatte, und in den travestirten Rollen excellirte; Susanna der Abgott der Vorderbühnen, und die Leidenschaft des Orchesters. Keine Schauspielerin hatte mehr als sie zum Glücke des Theaters beigetragen. Ihr Gehalt betrug tausend Thaler, die sie nicht empfing, sondern im Gegentheile dem Director bezahlte, um das Recht zu bekommen, sich auf der Bühne zu zeigen. Der Betrag ihrer Geldbussen stieg monatlich auf fünf bis sechshundert Francs, welche jene gerne bezahlten, welche an ihrem Versäumen der Repetition oder der Darstellung Ursachen waren.

Einmal bezahlte sogar ein russischer Fürst einen Neukauf von zwanzigtausend Francs, um ihr Engagement aufzuheben, und sie in die Bäder von Baden mitzunehmen. Zwei Monate später kehrte sie zum Theater zurück, wo bald ein rascher Verfall für sie begann. Die Reize verschwanden; die travestirten Rollen verloren ihren Zauber, das anliegende Beinkleid war nicht mehr vortheilhaft: Susanna ward auf zweite Rollen verwiesen, dann sank sie unter die Figurantinnen herab, zuletzt endlich erhielt sie durch Protection die Stelle einer Logenschließerin. — So endigen die Comödiantinnen, welche aus dem Theater eine Bude machen, worin sie allabendlich vor einigen Hunderten von Kunden sich zur Schau stellen.

Die Logenschließerin erinnerte sich weder an Robert, noch an dessen Porträt. — Dieß war derselbe Fall bei Arthemise Müller, wohin Herr Palémon sich ungeachtet des sehr natürlichen Widerwillens begab, den ihm eine Frau im Dienste der Polizei einflößte.

Sechs Namen waren schon aus der Schreibtafel gestrichen; Herr Palémon, der seine Mission gewissenhaft vollziehen wollte, erinnerte sich, daß unter Robert's Wittwen die schönste die geliebteste, die reicheste, Mademoiselle Colombe war, die, zur Zeit ihres Glanzes, ein prächtiges Appartement in der Straße de Provence bewohnte. Sie in der nämlichen Wohnung wieder zu finden, war nicht sehr wahrscheinlich; aber Herr Palémon, der nichts vernachlässigen wollte, dachte, daß man

ihn vielleicht auf ihre Spur bringen könnte. Er ging also in die Straße de Provence, und fragte ganz entschlossen, und wie um eine ganz natürliche Sache:

„Wohnt hier eine junge Person, Namens Colombe? Wenn ich sage jung . . . nein; es sind seitdem zwanzig Jahre verflossen; sie wohnte im Halbgeschoße."

„Im Halbgeschosse," antwortete der Portier, „wohnt Herr Roland, der älteste Miethmann des Hauses; er befindet sich seit länger als zwanzig Jahren in der nämlichen Wohnung."

„Vielleicht wird mir dieser Herr irgend einen Aufschluß geben."

Schnell eine schwache Hoffnung zu ergreifen, ging Palémon die Treppe hinauf, und zwei Minuten nachher antwortete ihm Roland, dem er den Grund seines Besuches erklärt hatte:

„Ah! mein Herr, Sie rufen mir eine sehr angenehme Erinnerung in's Gedächtniß zurück! Ja, wirklich, ich habe in dieser Wohnung eine liebenswürdige Person abgelöst, die viel von sich sprechen machte, deren Ruf jedoch abzunehmen begann. Mademoiselle Colombe sah zu jener Zeit noch recht hübsch aus, hatte jedoch aufgehört, in der Mode zu seyn; ihre Einkünfte wurden von Tag zu Tag weniger; ihre Mittel gestatteten ihr nicht mehr, weder diese Wohnung zu behalten, noch das reiche Mobiliar, das sie schmückte: sie mußte ihre Lebensweise, ihre Gesellschaft ändern, und zu beschreibeneren Liebschaften sich entschließen. Dieß that sie, mein

Herr, mit einem Muthe, der mich rührte. Ich kaufte sehr billig einen Theil ihrer Möbel, und trug ihr das Geld hiefür in ihre neue Wohnung: zwei Zimmer im dritten Stocke, Straße Montmartre. Ich ging noch mehrmals hin, dann hörte ich auf, sie zu besuchen. Sie sagten, daß es sich um eine Erbschaft für sie handle? Ich wünsche recht sehr, daß Sie sie wiederfänden, denn sie muß derselben sehr bedürfen."

Herr Palémon merkte sich die Hausnummer, und verfügte sich in die Straße Montmartre. Hier fand er wieder, durch einen providentiellen Zufall, — nicht Mademoiselle Colombe, — sondern ihr Andenken, in das Gedächtniß einer alten Portierin gegraben.

„Sie war ein gutes Mädchen, mein Herr, lachte gerne, obgleich sie nicht immer Ursache dazu hatte; gab gerne, obwohl ihr Börse oft leer war. Sie ist fünf Jahre da geblieben, nicht mehr, nicht weniger; dann ist sie ihrer traurigen Umstände wegen fortgegangen, fortgegangen ohne auszuziehen, weil der Hausherr ihre Möbel hat wegnehmen lassen, um von sechs Miethzinsen, die sie schuldete, nicht Alles zu verlieren."

Von den Aufschlüssen der Portierin geleitet, ging Herr Palémon von der Strasse Montmartre in die Straße Traversière-Saint-Honoré, in ein armseliges Haus, worin Colombe in ihrem Verfalle sich aufgehalten hatte. — Nach einem dreijährigen Verweilen in diesem Neste, war sie in eine Dachstube, Straße des Bleilles-Etures, nahe bei der Getreidhalle, hinaufgezo-

gen. — Herr Valémon fuhr fort, die Marſchroute des armen Mädchens zu verfolgen.

Im Hintergrunde eines düſteren und ſtinkenden Verbindungsganges war eine elende Thüre, durch eine Dachlucke erleuchtet; auf dieſer Thüre ein Anſchlagzettel, und auf dieſem ſtand:

„Madame Pigoche, Wahrſagerin.“

Herr Valémon klopfte an; die ſchlecht geſchloſſene Thüre gab unter ſeiner Hand nach, und er ſtand einer kleinen, alten Frau gegenüber, in bizarres Flitterwerk und anmaßliche Lumpen gehüllt.

Niemals war die Kunſt der Mademoiſelle Lenormand in einer ſo ſchmutzigen Behauſung, und von einer ſo zerfetzten Hexe ausgeübt worden.

„Mein Herr, beliebt Ihnen, daß ich Ihnen aus der Karte weiſſage?“ fragte die Alte mit einem ernſten Tone.

„Nein, Madame, ich komme nicht, um die Karte zu befragen.“

„Was wollen Sie denn ſonſt von mir?“

„Es handelt ſich um eine wichtige Angelegenheit, über die ich mit einer Perſon zu ſprechen wünſche, die vor zwanzig Jahren Mademoiſelle Colombe hieß.“

„Colombe!“ rief die Sybille mit einer tief gerührten Stimme aus; „Sie fragen nach dieſer armen Colombe?“

„Ja, Madame; wohnt ſie nicht mehr hier?“

Sie wohnt auf dem Kirchhofe, mein Herr.“

„Geſtorben!“

„Schon lange. Hier geſtorben, in dieſem Zimmer, auf dem nämlichen Platze, wo Sie ſind. Sie ſtaunen darüber, nicht wahr, daß eine Frauensperſon nach einem ſo brillanten Leben ihre Tage in einem ſolchen Neſte beſchließt? Ja, dieß iſt Ihr Gedanke; ich leſe ihn in Ihren Augen. Mir iſt nichts verborgen; ich leſe in der Vergangenheit, wie in der Zukunft. Sie haben Colombe gekannt, als ſie jung und ſchön war; damals bewohnte ſie ein Appartement, möblirt, wie der Palaſt einer Königin; ſie hatte Diamanten, Pferde, Wagen; ſie warf das Geld zu den Fenſtern hinaus. Sie haben alles dieß geſehen, und begreifen nicht, wie ſie hierher gekommen iſt, um zu ſterben? Dennoch iſt dieß die Geſchichte von mehrern als Einer. Auch ich, mein Herr, wie Sie mich da ſehen, habe dieſe Lebensweiſe geführt; ich bin jung, hübſch, reich und brillant geweſen, wie Colombe . . .“

„Sind Sie vielleicht ihre Schweſter?“

„Nein, mein Herr, ich war nur ihre Freundin, ihre beſte Freundin. Ah! wir haben viele Thorheiten miteinander begangen! Dieß war damals eine gute Zeit, wir zählten zwanzig Jahre, wie das Lied ſagt. Aber leider währt dieß nicht immer. Die ſchlimmen Jahre kommen herbei, und dann ändert ſich Alles mit dem Alter für die armen Frauensperſonen, die von dem leben, was ihnen die Natur geliehen hat. Der Anfang iſt immer ſüß, das Ende immer bitter. Im Anfange

verfolgen uns die Liebhaber; ſpäter wartet man auf ſie, dann endlich muß man ſie ſuchen, und auf dem Wege abhalten. Dieß iſt die Geſchichte dieſer armen Colombe: von Verlaſſenheit und Elend zu Boden gedrückt, hat ſie den Kopf verloren; ſie wollte ſchnell der Sache ein Ende machen, und hat ſich vernichtet."

„Ein Selbſtmord!" rief Herr Palémon aus, von einem ſchmerzlichen Schrecken erfaßt."

„Ja, mein Herr, mit Kohle für vier Kreuzer, ihre letzten vier Kreuzer, von denen ſie drei von mir entlehnt hatte, ohne mir zu ſagen, was ſie damit thun wollte die Unglückliche! Man mußte ihre Thüre in Gegenwart des Commiſſärs einſprengen. Da fand man ſie mauſetodt. Ich ſehe ſie noch; um die Kohle anzuzünden, welche ſie getödtet hat, bediente ſie ſich dieſer Kohlenpfanne, die ich aufbewahrt habe, und auf welcher ich an jedem Morgen, zum Andenken an ſie, meinen Café mir bereite."

„Arme Colombe! Niemand hat ſich alſo in ihrer Noth derſelben erbarmt!"

„Und wer hätte ihr, nach Ihrer Meinung, helfen ſollen? Vielleicht ihre ehemaligen Liebhaber? Ah! ja wohl! Die Männer, ſehen Sie, ſind Alle... doch Sie ſind ſelbſt einer, ich ſchweige. So lange die Männer verliebt ſind, ſind ſie dumme Einfaltspinſel, die nichts verſagen, Gänſeriche, die man nach Belieben rupfen kann, ſobald man ihnen aber nichts mehr einflößt, ſind

ſie Krebſe, Marmorherzen; ſie vergeſſen Alles, was man für ſie gethan hat, und werden uns verhungern laſſen, ohne uns ein Dreißigkreuzerſtück zu geben. Colombe wendete ſich öfter als einmal an Einige von ihren Ehemaligen, die im Reichthume ſchwammen, und die ihr ein Almoſen verſagt haben. Ich war eben ſo arm, wie ſie, und konnte ihr nicht helfen."

„Und was iſt aus ihrer Schweſter geworden, die ich auch ſchön und brillant geſehen habe?"

„Flora? Sprechen Sie mir nicht davon! Sie iſt noch unglücklicher geweſen. Als die Zeit ihre Erwerbsmittel ihr geraubt hatte, wurde ſie Toilettehändlerin. Dieſer Handel gefällt den Frauensperſonen, welche Galanterie getrieben haben; ſie trennen ſich nicht von den Eitelkeiten dieſer Welt; ſie fahren fort, inmitten von Intriguen und Spitzen zu leben, inmitten von Bändern und Reizen, die ſo ſchnell verbleichen. Aber bei dieſem Gewerbe iſt nicht Alles Roſen und Gewinn; man kommt mit einer betrügeriſchen Kundſchaft in Berührung, die mehr ſchöne Worte, als baares Geld giebt. Flora, das Opfer mehrer Bankerotte, hatte, um ſich wieder zu erholen, den üblen Einfall, unehrliche Mittel anzuwenden.

„Man hatte ihr einen Cachemir zum Verkaufe anvertraut; ſie verkaufte ihn, und behielt das Geld. Dieß war vielleicht nur ein Mißbrauch des Vertrauens; aber die correctionnelle Polizei erachtete es als einen Diebſtahl, und verurtheilte die arme Frauensperſon zu ſechs

Monats Gefängniß. Nach einem ſolchen Unglücke war kein Handel mehr möglich. Das Gefängniß verlaſſend, ſank Flora, ohne Hülfsquelle, verloren, gebrandmarkt wieder tiefer, als ſie jemals geſunken war; ſie führte das Leben einer Vagabundin, und ſchloß ſich zuletzt einem Manne an, der kein anderes Gewerbe betrieb, als das Verbrechen. Auf friſcher That erwiſcht, inmitten einer Bande von Miſſethätern vor das Aſſiſengericht geführt, ward ſie zu ſieben Jahre Zwangsarbeit und zur Ausſtellung verurtheilt. Ja, ich habe dieſe unglückliche Freundin an den Schandpfahl befeſtiget geſehen, ſie, die ich ſchön geputzt in ihrem Wagen und in ihrer Loge in der Oper mit ſchönen Herren geſehen habe, welche jetzt Paris von Frankreich geworben ſind!... Der Himmel hat Erbarmen mit ihr gehabt; nach Verlauf eines Jahres iſt ſie in dem Centralhauſe, worin ſie ihre Strafe erſtand, geſtorben."

„Dieß Alles iſt ſehr traurig," verſetzte melancholiſch Herr Palémon... „Aber Sie, Madame, die Sie die Freundin der beiden Schweſtern waren, wie heißen Sie?"

„Jetzt, wie Sie auf meiner Thüre leſen konnten, heiße ich Madame Pigoche, vom Namen des einzigen Mannes, den ich geliebt habe. Ehedem, in meiner ſchönen Zeit, hieß ich Roſine von Sélicour... Dieß klang poetiſcher."

„Roſine Sélicour! Sie ſtehen in meinem Verzeichniſſe!" rief Palémon aus, ſein Portefeuille öffnend.

„Es iſt möglich," erwiederte die Sibylle ruhig.

„Erinnern Sie ſich?"

„Nein, mein Herr, ich beſinne mich durchaus nicht mehr auf Sie, doch liegt darin keine Beleidigung; Sie haben mich auch nicht mehr erkannt, und wenn ich verändert bin, ſo werden Sie Ihrerſeits, denk' ich, wohl auch nicht ſich einbilden, der Nämliche geblieben zu ſeyn, der Sie im Frühlinge Ihres Lebens waren."

„Es handelt ſich nicht um mich, ſondern um einen Freund, der Robert hieß."

„An dieſen Namen erinnere ich mich durchaus nicht mehr, und darüber darf man ſich nicht ſehr wundern; mir ſind ſo viele Namen durch den Kopf gegangen. Ah! ja, und ſo viele Banknoten ſind mir durch die Hände gegangen, und eben ſo wenig darin geblieben, ach! Wenn man das behalten könnte, was man verdient, ſo würden Colombe und Flora leben, und wir jetzt drei vornehme Damen ſeyn, wie wir in unſerer ſchönen Zeit drei hübſche Sünderinnen geweſen ſind. Wenn Sie uns gekannt haben, erinnern Sie ſich deſſen vielleicht, mein Herr, wir waren faſt täglich beiſammen; man nannte uns die drei Grazien... Sie ſehen, was davon übrig iſt!"

„Es giebt etwas, was Ihnen vielleicht helfen könnte, ſich Robert's zu erinnern," bemerkte Salomon.

„Was denn, mit Erlaubniß?"

„Sein Porträt, das er Ihnen zum Geſchenke machte."

„Er hatte mir ſein Porträt gegeben, der arme, liebe

Mann? Ah! wohl, ich habe dieß eben ſo wenig behalten, wie etwas Anderes; Alles iſt mit dem Eisgange fortgeſchwommen. Ich beſitze keine anderen Bilder mehr, als die auf dieſe Karten gemalten Geſichter, von denen ich in meiner dürftigen Lage mehr oder weniger gut und ſchlecht lebe... Nun, mein Herr, geben Sie mir das erſte Geld zu löſen, laſſen Sie ſich die Karte ſchlagen. Wir haben von der Vergangenheit geſprochen, laſſen Sie uns auch ein wenig von der Zukunft plaudern."

„Nein, Madame, nein, Sie haben mir Alles geſagt, was ich wiſſen wollte; aber es iſt billig, daß ich Ihnen die Sitzung bezahle, wie wenn Sie mir die Karte geſchlagen hätten."

Herr Palémon zog aus ſeiner Taſche ein Zwanzigfrancsſtück, das er in die Hand der Sibylle gleiten ließ, dann ging er eilig fort, um ſich dem Ausdrucke eines zu freudigen Erſtaunens und einer zu lebhaften Dankbarkeit zu entziehen; denn ſeit langer Zeit war die arme Alte von keiner ſolchen Freigebigkeit mehr beglückt worden.

„Dieſer Verſuch wird der letzte ſeyn," ſagte Palémon im Fortgehen von der Hexe; „es giebt wohl noch auf der Welt eine Wittwe mit dem Porträte, aber ich verzichte darauf."

Die von Robert verlangten drei Monate waren verfloſſen; er hatte dem Anſuchen der Freundſchaft genügt, ſeine Pflicht war erfüllt; ſein Gewiſſen erlaubte ihm,

nach Margaillac zurückzukehren, und gebot ihm, dem Neffen seines Freundes die hunderttausend Francs zuzustellen, die ihre Bestimmung nicht gefunden hatten.

Während er seine Reiseanstalten traf, schrieb ihm ein Nachbar von Margaillac, um ihn zu bitten, bei seiner Rückkehr einen Pack Papier zu übernehmen, den ihm der zu Batignolles wohnende Rentier, Herr Rondin, übergeben würde. Herr Valémon setzte sich in einen Omnibus, und begab sich zu der bezeichneten Adresse. —

„Der Herr ist ausgegangen," sagte ihm die Magd in der Wohnung; „Sie können aber mit Madame sprechen."

Herr Valémon ließ sich melden, und er trat in den Salon, worin die Gattin und die Tochter des Rentier, eine junge Person von sechzehn Jahren, frisch und reizend, sich befanden. Der alte Junggesell vollführte seine Verbeugung auf das Zierlichste; dann, der Madame Rondin sich nähernd, stieß er einen Schrei des Erstaunens und der Rührung aus.

„Was fehlt Ihnen, mein Herr?" fragte die Gattin des Rentier, über die Wirkung, die sie hervorbrachte, sehr verlegen.

„Nichts, nichts, Madame... ich wünschte Ihnen zu erklären... wir müßten jedoch allein seyn."

„Laß uns allein, Caroline," sagte Madame Rondin, und fügte bei, als jene fort war: „Nun, mein Herr, sprechen Sie. Was ist der Gegenstand Ihres Erstaunens?"

„Das, was Sie da auf Ihrem Busen haben, Madame.“

„Dieſes Medaillon?“

„Ja, dieſes Porträt, welches wohl jenes meines Freundes Robert iſt, nicht wahr? Jules-Edmond-Floreſtan Robert, genannt der Teufel?“

Es war wirklich das ſo ſehr geſuchte Porträt. — Herr Palémon hatte Armide vor ſich, die Zehnte von den in ſeiner Schreibtafel verzeichneten Legatärinnen. Als Madame Rondin von ihrer Beſtürzung ſich erholt hatte, erzählte ſie, wie ſie nach zahlreichen Abenteuern ein ehrbares Ende gemacht habe, indem ſie Herrn Rondin heirathete.

„Mein Mann weiß nichts von meinem frühern Leben, und ich rechne auf Ihre Verſchwiegenheit,“ ſagte die Wittwe des Teufels, ihre Erzählung vollendend.

Eine Stunde nach dieſer Scene ſpeiſete Herr Palémon mit dem Herrn, mit der Frau, und mit Mademoiſelle Rondin zu Mittag.

„Dieß iſt ein ehemaliger Freund meiner Brüder,“ hatte die Frau des Rentier geſagt, „und Caroline Zeugin ſeiner Rührung geweſen, als er dieſes Medaillon erblickte, und die Züge meines armen, ſo jung geſtorbenen Karl erkannte!“

„Sie werden wohl noch andere Porträte ſehen,“ verſetzte der gute Herr Rondin lachend; „meine Frau hat die Porträtſucht; ſie beſitzt drei Onkel, vier Brüder und fünf Vettern auf Armbändern, Broſchen und Doſen.“

Herr Salémon hörte von Allem nichts; er konnte nicht müde werden, die naive Holdſeligkeit und die entzückenden Reize des ihm gegenüber ſitzenden jungen Mädchens zu betrachten. Caroline war eben ſo beſcheiden als hübſch; ſie kam aus dem Erziehungs-Inſtitute; ſie hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Nach dem Mittagseſſen ſetzte ſie ſich an's Clavier, ſie ſang mit auserleſenem Geſchmacke, und mit einer anbetungswürdig herrlichen Stimme. Der alte Junggeſell war entzückt, und als er von der Familie Rondin Abends eilf Uhr Abſchied nahm, verſprach er am andern Tage wieder zu kommen.

Der auf ſein Herz hervorgebrachte Eindruck hinderte ihn jedoch nicht, einige, durch das Ereigniß des Tages in ihm geweckte, philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen.

„Dieß alſo," ſagte er bei ſich, „wird aus den Wittwen des Teufels! Man findet zufällig Eine darunter, die auf eine bürgerliche Weiſe mit einer ehrbaren Heirath endet; die Uebrigen werden Stühlevermietherinnen, Logenſchließerinnen, Spielhäuſerhalterinnen, Kupplerinnen, Hexen, verzerrte Blaufrümpfe, Polizeiſpioninnen, oder ſie nehmen wohl gar ihre Zuflucht zum Selbſtmorde, um ſich von der Laſt des Lebens zu befreien!

„Iſt es aber nicht ſonderbar," fügte der Philoſoph bei, „daß von allen dieſen Frauensperſonen, die Einzige, welche das Andenken und das Porträt ihrer ehe-

maligen Liebhaber bewahret hat, gerade jene iſt, die ſich in der Achtung der Welt wieder empor hob, jene, welche eine ehrenwerthe Stellung einnimmt, und ſich mit dem Titel einer Gattin und Mutter ſchmückt!"

Herr Palémon blieb ſeinem Verſprechen treu, wieder nach Batignolles zu kommen; er kam alle Tage hin, denn er dachte nicht mehr daran, Paris zu verlaſſen. Er hatte mit Madame Rondin von Robert's Legaten geſprochen.

„Die hunderttauſend Francs gehören Ihnen von Rechtswegen," ſagte er.

„Ja, aber wie kann ich ſie annehmen? Unter welchem Titel ſie empfangen? Welchen Grund meinem Manne angeben?"

„Es giebt ein Mittel, Alles zu ordnen," antwortete Herr Palémon. „Bewilligen Sie mir die Hand Ihrer charmanten Tochter, ich heirathe ſie ohne Mitgift, und ſichere ihr durch Heirathsvertrag ein eingebrachtes Vermögen von hunderttauſend Francs."

Madame Rondin konnte Herrn Palémon nichts abſchlagen; Herr Rondin ſchlug ſeiner Frau nichts ab, und zudem waren das Nichtheirathgut und die hunderttauſend Francs von ſtarkem Gewichte in der Wage des Rentier.

Das junge Mädchen wurde geopfert; ſie vereinigte ihre ſechzehn Frühlinge mit den ſechzig Wintern des Herrn Oscar Palémon.

Eugène Guinot.

Der Justizpalast.

Wir wollen, wenn es Ihnen beliebt, in den Justizpalast treten, und dieses Reich der Chicane rasch durcheilen. Sie kennen ihn schlecht, wenn Sie nicht darin leben, wenn Sie nicht davon leben, wenn Sie nicht durch Ihren Beruf genöthiget sind, täglich ein langes schwarzes Kleid anzuziehen, sich das Haupt mit der Mütze von Perrin Dandin oder mit der Faltenmütze von Petit-Jean zu bedecken. Indem ich also annehme, — als ein Bedürfniß unseres Spazierganges, — daß Sie weder eine Magistratsperson, noch ein Advokat, noch ein Sachwalter sind; indem ich ferner mir einzubilden wage, — eine verwegene Voraussetzung, wegen der ich Sie um Vergebung bitte, — daß Sie nicht die Ehre haben, Huissier zu seyn, biete ich Ihnen meinen Arm, und führe Sie ein.

Sie begreifen, daß ich in meiner Rolle als Cicerone nicht auf den wissenschaftlichen Standpunkt mich erheben will, und eben nicht sehr gesonnen bin, Ihnen im Detail den sinnreichen Mechanismus dieser großen Maschine zu erklären, in welche man als Rohstoff Geburten, Todesfälle, Diebstähle, Schenkungen, Ehebrüche, Heirathen, Bankerotte, Quittungen, Fälschungen, Verschreibungsentwürfe des Notars, Testamente und Mordthaten, durcheinander bringt und wirft. Wüßte ich übrigens wohl Ihnen zu sagen, mit welcher Behendigkeit und mit welchem Verfahren das gerichtliche Wal-

zeugwerk uns aus allen diesen Sachen Urtheile und Bescheide macht? Ich will Ihnen blos das zeigen, was man mit einem Blicke sehen kann, die Physiognomie des Justizpalastes.

Zehn Uhr schlägt's; dieß ist die Stunde, wo der Bienenstock erwacht, wo der Ameisenhaufen wimmelt, die Stunde der Bewegung und der Thätigkeit: Groß und Klein, die Gerichtsschreiber stürzen zum Aufrufe der Rechtshändel; sie bestreiten sich die Einhändigungen, die Entscheidungsvorbehalte, die Nebenverdienstchen, und suchen im Galoppe in allen Corridoren, bei allen Ausgängen, auf allen Treppen, in allen Winkeln und in allen Gerichtssälen, die Advokaten ihrer Patrone, und die Sachwalter schelten sich aus, und die Prozeßführer gerathen in Verzweiflung, und die Stimme der Huissiers gebietet Stille, und man stoßt sich und man treibt sich, und die immer mehr steigende Bewegung von der Bibliothek zum Cafehause d'Aguesseau ... von der Bibliothek, wo man wenig arbeitet, zum Cafehause d'Aguesseau, wo man gut frühstückt, bemächtiget sich des Palastes, wie eines Schlachtfeldes.

Tausend Verlegenheiten sodann, tausend Schwierigkeiten, verzögern wechselweise das Geschäft des Tribunals. Zwanzig Angelegenheiten sind für die erste Kammer bereit, aber Niemand ist auf dem Advokatenplatze: der Advokat A... plaidirt bei dem Gerichtshofe, der Advokat B... in der Provinz, der Advokat C...

iſt auf der Wache, der Advokat D... in ſeinem Bette, der Advokat F... verheirathet ſeine Tochter, die Frau des Advokaten H ... ꝛc. ... Voll Eifer und Feuer murret der Präſident über eine ſolche Vernachläſſigung; der Greffier lächelt, ſeine Augengläſer reibend, und die Richter fluchen, daß ſie nicht ſchlafen können; (das Tic-Tac der Mühlen wiegt die Müller ein) . . .

„Noch fünf Minuten, und die auf heute anberaumten Prozeßſachen werden entſchieden, wie ſie vorliegen!“ Drohendes Wort, ſchreckliche Ausſicht!... Endlich kommt, ganz athemlos, laufend, wackelnd, das Geſicht trocknend, der Advokat G... — „Eilen Sie, beſchleunigen Sie Ihre Schritte!“ ruft ihm der Gerichtsdiener zu.

„Wir warteten auf Sie,“ ſagte der Präſident zu ihm, „plaidiren Sie!“

„Aber mein Gegner iſt abweſend,“ erwiedert der Advokat.

„Thut nichts; fangen Sie an!“

„Aber, Herr Präſident, mein Gegner...“

(Eine Stimme unter den Zuſchauern.)

„Er plaidirt gegen Sie in der zweiten Kammer.“

„Plaidiren Sie doch, Herr G...! das Tribunal verlangt es. Und Herr G... giebt dieſer liebenswürdigen Aufnahme nach, lieſt die ſeiner Klage angehängten Bitten, ſpricht eine Stunde lang, bisweilen zwei, manchmal drei Stunden lang ... drei Stunden!!... bis zu dem Augenblicke, da ſein Amtsgenoß, deſſen Clien-

ten er zerreißt: vor den Schranken erſcheint, erhitzt, wie er, wüthend, wie er ... und im Vorbeigehen ihm die freundſchaftlichen Worte zuruft: „Schnell, ſchnell, in die Zweite; ich habe gegen Dich plaidirt.“

Welch' ein unermüdlicher Kämpfer, welche herkuliſche Naturerſcheinung iſt dieſer berühmte G...! Da ſpringt er mit ſeinem zentnerſchweren Actenpacke nach der zweiten Kammer; da ſpricht er wieder, und widerlegt Punkt für Punkt die ſchöne Rechtsſtreitführung, (die er nicht gehört hat) ... die gelehrte Erörterung ſeines ehrenwerthen Gegners, der ſie ſelbſt wieder (ohne ſie vernommen zu haben) vor den Richtern der erſten Kammer widerlegt.

So gehen alle Rechtshändel, ſelbſt die wichtigſten Rechtshändel. —

„Warum? Sind denn die Pariſergerichtsadvokaten nicht zahlreich?“

„O! ſie ſind unzählbar.“

„Nun denn?“

„Verhindern Sie doch die Käufer, immer an die berühmteſten, am Beſten mit Kunden verſehenen Buden ſich zu wenden.“

„Wenn aber Ihre am Beſten mit Kunden verſehenen Advokaten nicht Zeit haben, zu ſtudiren?“

„Man ſtudirt für ſie.“

„Aber ſie hören nicht.“

„Man hört für ſie.“

„Und bezieht man dafür die Hälfte ihrer Honorare?“

„Sprechen Sie Deutsch? —“

„Ein wenig.“

„Nicht *) . . . Sehen Sie jenen an: der kleine dünne Act, der unter seinem Arme vergißt, verräth Ihnen sein trauriges und schmerzliches Schicksal! . . . Er geht allein, langsam gesenkten Hauptes, mit seinem schon sehr alten Amtskleide den Saal des Palastes fegend, der mit Recht, denkt man, Saal der verlorenen Schritte heißt. Und dennoch ist er ein Mann von vielem Wissen, und der selbst in einigen wichtigen Prozessen geglänzt hat, die durch den Wind des Zufalles zu ihm sich verirrten; aber es fehlt ihm an der Lebensgewandtheit, er besitzt das nicht, was man die nützlichen Verbindungen nennt . . . (nützliche, übersetzen Sie: geldhervorbringende (. . . er verdient sich jährlich fünfzehn- bis sechzehnhundert Francs.“

„Und der Advokat G . . .?“

„Achtzigtausend!“

„Die Verschiedenheit des Talentes? —“

„Ich schlage sie nicht an . . .“

„Auf wie viel?“

„Nicht auf hundert Francs.“

„Der arme Mann! . . . er interessirt mich.“

„Gut! bekommen Sie einen Prozeß . . . und Sie werden geradewegs zum Advokaten G . . . gehen.“

„Und hat jener Andere, der sich in die Brust wirft,

*) Im Original in deutscher Sprache; sollte aber Nein heißen. D. Ueb.

ſich ſelbſtgefällig wiegt, linkshin lacht, rechtshin grüßt, alle Hände drückt, hat jener Andere da, den man umgiebt, und dem man zu liebkoſen ſcheint, der, wie dieſer G..., deſſen Glück Sie mir rühmen, unter der ſchweren Laſt von altem beſchriebenem Papiere ſich beuget, wohl viele Clienten?"

„Nein; er hat viele Prozeſſe, gerichtliche Pfändungen und Beſchlagnahmen in der dritten Hand, Einſprüche, Zurückforderungen, Separationen, Liquidationen und Contributionen."

„Er hat alſo Clienten?"

„Er hat Sachwalter. Kameraden aus der Jugendzeit und dem Schreiberleben, zehn Sachwalter, bilden ihm eine Phalanx, ein heiliges Bataillon, deſſen Centrum er einnimmt, und wovon er zu gleicher Zeit der Huſar und der Cuiraſſier, der Artilleriſt und der Tirailleur iſt. Was ich Ihnen da ſage, weiß Jedermann, und kann nichts widerſprechen; aber man flüſtert halblaut bei, und ich wiederhole es Ihnen unter uns, daß er gelegentlich bedeutende Summen mehreren Oberſchreibern, jetzt Sachwaltern, zu leihen gewußt hat, die ſeine Dienſte, ihnen zu plaidiren zu geben, anerkennen."

„Ah bah! Und die Plaidirenden?..."

„Er iſt übrigens ein Lebemann, friſch, munter und behend, der einen Rechtshandel ſauber ausführt, ſich für einen merkwürdigen Mann hält, für einen Patri-

wenigſtens ... enttäuſchen wir ihn nicht; wir würden die vortrefflichen Mittagstafeln betrüben, womit er die Gerichtsſchreiber regalirt."

„O! welche beſorgte Miene, welche nachdenkende Stirne, welch' ein feierlicher Gang! Nennen Sie mir den Namen dieſes ſtolzen Mannes mit dem vergoldeten Portefeuille ... —"

„Wo ſehen Sie ihn denn?"

„Dort, auf der Treppe des Hofes; er kommt herauf."

„Folgen wir ihm."

„Sein Name?"

„Sie werden ihn erfahren, wenn ich mich ſeiner erinnere."

„Wie ſo?"

„Beobachten Sie ihn. Er wird in die drei Kammern gehen, ſorgfältig die drei Audienzregiſter leſen, die drei Greffiers ausfragen, auf eine lärmende Weiſe huſten und ſich ſchneuzen, noch lärmender ſein Miniſterportefeuille öffnen und wieder ſchließen, alle Augen mit dem rothen Bande blenden, mit dem breiten rothen Bande, welches ſein Kleid herausſhebt!"

„Nachher?"

„Nachher werden Sie ihn fortgehen ſehen, wie er gekommen iſt, mit dem Schritte eines Senators, der über das Forum geht!"

„Seine Proceſſe jedoch ..."

„Er hat keine Proceſſe, aber er will ſcheinen, welche zu haben, er will eine Rolle ſpielen."

„Und wie kommt er zu diesem Kreuze?“

„Sie errathen es nicht? Nähern wir uns ihm: Guten Tag, mein Capitaine... Sehen Sie, dieses Wort hat ihn verjagt.“

„Wie! er ist . . .“

„Die Grenadiere seines Bezirkes haben ihn zum Capitaine gewählt, und als decorirten Capitaine, weil sie ihn für einen großen Advokaten anschauen, und die Advokaten seine Amtsgenossen, schauen ihn, unter sich, für einen großen Capitaine an.“

„Und Sie?“

„Ich thue Besseres, ich schaue ihn gar nicht an.“

„Mischen wir uns unter diese Gruppe.“

„Spricht man dort von Angelegenheiten?“

„Ja, von öffentlichen Angelegenheiten; man spricht dort von Allem, von Marocco, von Spanien, von der Salzsteuer, von den Befestigungen, und von Herrn Pritchard. Alle Meinungen sind da repräsentirt, von der einen bis zu der andern Aeussersten, die Paters Jesuiten, und die Republikaner, und die Legitimisten, und die Bonapartisten, und die Anhänger des Juste-milieu; und Sie werden, wenn Sie Geduld haben, die sonderbarsten Aeusserungen hören: zwischen Advokaten fürchtet man nicht, die Grenzen zu überschreiten.“

„Welche Grenzen?“

„Die Grenzen, welche ein berühmter Redner hart poetisirt hat. Man überschreitet sie eben jetzt; man wagt die Uebertreibung so weit, die allzu nationale

Tendenz eines Miniſters des Königs zu denunciiren, der geſtern Erklärungen über das Unterſuchungsrecht für eintauſendachthundertneunundvierzig verſprach ... Und dieß macht einen langhaarigen Democraten heben, der ſich auch darein miſcht, ſich belebt; erhitzt, und nicht ſchweigen wird! ... Bemerken Sie die Haltung und wichtige Miene, und das ſpöttiſche Lächeln dieſes ſchönen kleinen Mannes, Advokat-Deputirter ſeit dem vorigen Jahre: „„Nun denn, feſt, drängen Sie, meine Freunde vom Hofe..,““ ſagt er mit einer fähigen Miene und offiziellen Stimme,.. Doch Sie werden in Ihren ſtolzen Worten und in Ihrer Energie nachlaſſen, wenn Sie auf den Rednerſtuhl der Kammer treten werden. Hat der Advokat-Deputirte Unrecht oder Recht? Vielleicht hat er Recht; er hat vielleicht Unrecht; doch was ich Ihnen ſehr gewiß zu behaupten wage, daß die Sprecher, welche in unſerer Gegenwart ihre Lungen anſtrengen, Alle in die Kammer ſtreben. Man iſt jetzt kein vollkommener Advokat mehr, kein geſchickter oder genügender Deputirte, wenn man nicht die Hälfte der Tage, die man ehedem ungetheilt dem Juſtizpalaſte weihte, im Palais-Bourbon zubringt.“

„Genug von Advokaten, ich bitte Sie.“

„Sie haben genug daran! Ich wollte meine Darſtellung fortſetzen.“

„Sie ſprechen nur vom Advokatenplatze.“

„Weil der Advokatenplatz allein vor den Augen der Menge wirkt und wirbelt, weil er allein uns bizarre

Gesichter und verschiedenes Verfahren, originelle Vorbilder bietet, die man unter der Gleichheit der Magistratur kaum bemerkt. Was kann ich Ihnen von den Räthen oder den Richtern sagen, die am Morgen kommen und ihre Plätze einnehmen, und fünf Stunden lang da bleiben, gleichsam stumm, fast unbeweglich, und immer zu glauben scheinen, daß die Audienzuhren, an ihnen selbst Theil nehmend, unabsetzbar sind, wie sie? Soll ich Ihnen sagen, daß Jener aus seiner Faltenmütze eine kleine Nadel zieht, und sich von Zeit zu Zeit sticht, um nicht einzuschlafen; daß Dieser zum Zeichen der Beistimmung den Kopf schüttelt, um die Discussionen möglichst abzukürzen, die ihn vernichten; daß ein Dritter seine Daumen rührt, bald vorwärts, bald rückwärts, je nachdem eine Vertheidigungsrede ihn interessirt oder langweilt?... (Neunmal unter zehnmal ist die Bewegung rückschreitend.)

„Soll ich Sie aufmerksam machen, daß Herr * * * zwei Stunden nacheinander damit zubringt, an seinen Nägeln zu kauen; daß Herr * * * Porträte zeichnet; daß Herr * * * Rebus zusammensetzt; und daß Herr * * *, Hauptwitzreisser, sich die Handgelenke kratzt, wie um seine gallige Laune aufzuregen?... Dieß würde Sie gewiß auf keinerlei Weise ergötzen. Ich weiß, ah! ich weiß wohl, daß es Ihnen, der Sie so wißbegierig sind, sehr angenehm wäre, sich unsichtbar zu machen, um geräuschlos in die geheimen Kammern zu bringen, wo Beschlüsse berathen, Erkenntnisse gebrauet werden; aber

dieß iſt die heilige Arche, das moderne Arcanum, und man tritt nicht hinein: Trotz Dem, der etwas Arges denkt*) ... Deuten Sie die Phraſe, wie Sie wollen ... und kehren wir zu den Vertheidigungsreden zurück.

„Die vier Individuen, die Ihr Touriſtengeſtirn uns in den Weg geführt hat, repräſentiren in ihren vier Perſonen nicht übel die verſchiedenen Glücksfälle der Civiladvokaten. Betrachten wir alſo, als gut geſehen, obgleich nur flüchtig geſehen, jene ungeheuere Familie, wo man nur einen G ... zählt, der ſich übermäßig bereichert, gegen hundert Unglückliche, die nur mit großer Mühe ſo viel verdienen, um mit Ehren alt zu werden, um zahlungsfähig zu ſterben ... Die Advokatie führt zu Allen. Verlaſſen wir dieſes ſanfte Klima, wo die Hypotheke keimt, wo die Verpfändung des Nießbrauches blüht, wo die Zwiſchenmauern einfallen, wie ehedem die Mauern von Jericho einſtürzten; beſuchen wir die Aſſiſen, dieſes Vaterland des Verbrechens, wo der Dolch blüht ...

*) „Honi soit qui mal y pense!“ ſagte der König Eduard III. von England im J. 1350, als er das der Gräfin von Salisbury beim Tanze entfallene Strumpfband aufhob, und deßwegen für 24 Ritter den blauen Hoſenbandorden ſtiftete, die um das linke Knie ein goldenes, himmelblau emaillirtes Kniebband mit den obigen Worten in Gold geſtickt tragen. Honni oder Honny, vom deutſchen Hohn, Trotz. D. Ueb.

(dieſes Wort iſt hiſtoriſch), und wir werden unſere maleriſche Reiſe mit einem Ausfluge zur correctionellen Polizei ſchließen. Gehen wir ſogleich hin, denn man verhandelt heute dort ſehr gewöhnliche Rechtsfälle."

„Mir wäre lieber . . ."

„Sie haben Unrecht, der Zufall begünſtiget uns. Wenn irgend eine Vater- oder Muttermörderin, oder irgend eine Vergifterin von gutem Stande, wenn irgend eine betitelte Brandſtifterin oder Fälſcherin vor der Jury erſchiene, ſo würde ihr Vertheidiger kein Advokat vom Aſſiſenhofe ſeyn, und wenn irgend ein Gerant einer berüchtigten Geſellſchaft gegen geſchickt ruinirte Actionaire ſich vertheidigen müßte, fänden wir ihn ohne allen Zweifel von einem Rathe von dem Gewichte des Advokaten G . . . vertreten, der in allen Arten arbeitet, wenn nur die Beſtellungen und die Kunden gut ſind . . . Man ſagt im Handel: Der und der Herr iſt gut.

„Die Advokaten, welche ſich hier drängen, (wir ſind bei dem Aſſiſengerichte) muß man in zwei Klaſſen theilen, in die jungen und in die alten, die pflichtmäßig die Gerichtshöfe Beſuchenden und die ehemaligen, unterſcheiden ſich ſelbſt wieder in's Unendliche. Unter dieſen jungen Leuten, die nicht acht bis zehn Curſus der Rechtswiſſenſchaft gehört haben, beſuchen die Einen den Juſtizpalaſt, ihren Eltern zu Liebe, um etwas zu thun; die Andern beſtimmen ſich für die Magiſtratur, für den Poſten eines Staatsanwaltes, und plaidiren zum Studium, be-

vor ſie von Staatswegen anklagen; nur Einige wollen bei der Advokatie bleiben. Die größte Zahl derſelben weiht ſich noch dem Leben, welches man im Lateiniſchen Quartier führt, und wird das gelehrte Luxembourg, die pedantiſche Sorbone, den Boulevard du Mont-Parnaſſe ... (kennen Sie dieſen Boulevard?) erſt nach drei Jahren pflichtmäßiger Beſuchung der Gerichtsſäle verlaſſen, nachdem ſie einmal wochentlich, während dieſer drei Jahre, das große Präſenzregiſter, das man am Sonnabend paraphirt, unterzeichnet, die Kerker und Galeeren bevölkert, und endlich ... irgend Einen nach der Barrière Saint-Jacques expedirt haben wird."

„Größere oder geringere Verbrecher, Escarpes oder Diebe, alle Clienten des pflichtmäßig die Gerichtsſäle Beſuchenden, ſind Ex officio-Clienten, welche die Präſidenten ihnen anvertrauen, wie man in der mediciniſchen Schule den jungen unerfahrenen Chirurgen Subjekte anvertraut. Bemerken wir jedoch einen leichten Unterſchied, welcher die Verähnlichung keineswegs zerſtört; die Studenten der Medizin nämlich, die Doctorenlehrlinge, ſtudiren an Todten, während die pflichtmäßig die Gerichtsſäle Beſuchenden, die Advokatenlehrlinge, die Lebendigen zerlegen. Doch halten wir uns dabei nicht auf, machen wir keine Sophismen; nur die Philanthropen (und wer heut zu Tage Philanthrop ſagt, ſagt Dummkopf,) wagen noch zu behaupten, daß die Angeklagten Menſchen ſind. Was

und übrigens aus dem von uns gewählten Geſichtspunkte vorzugsweiſe intereſſirt, iſt nicht der Angeklagte, wohl aber der Vertheidiger.

„Sehen Sie den jungen Advokaten, der zuerſt dem niederſchmetternden Requiſitorium jenes General-Advokaten antworten wird, deſſen donnernde Stimme und kräftige Lunge niemals ermüden, jenes ſchwülſtigen Redners, aufgedunſen von ithos, dick von pathos, der zum tauſendſtenmale mit den nämlichen Geberden, mit dem nämlichen Feuer, und in den nämlichen Ausdrücken, die klingenden Banalitäten wiederholt, die pompöſen Gemeinplätze, die zu improviſiren er ſich kürzlich die Mühe gegeben hat, als er, ein Noviz-Ankläger, bei dem Tribunale von Pézenas, von Carpentras . . . in einer Stadt in as, ich weiß nicht in welcher . . . ſeinen erſten Verſuch gewagt hat.

„Sehen Sie den armen Jungen: er zittert, er ſtottert, er zögert, kalter Schweiß entquillt ihm; ſein Client iſt ſchuldig, offenbar ſchuldig, dreißig Zeugen haben ihn erkannt; dennoch ſoll er ihn vertheidigen, dennoch ſoll er ſprechen . . . er ſpricht . . . und will das bezweifeln, was klarer iſt, als ein Sonnenſtrahl . . . er zweifelt . . . er wagt ſich ſchüchtern auf den ſchwankenden Boden der mildernden Umſtände, er beruft ſich auf das vergangene Leben, auf die guten Antecedentien des Beklagten . . . der nur erſt zwei Verurtheilungen erlitten hat . . . von denen die Eine auf zwanzigjährige Galérenſtrafe lautet . . . und dann . . . und dann verläßt er ſich, mit

vollem Vertrauen, auf die Menſchenfreundlichkeit der Jury... O! er hat ſehr gelitten!... aber er iſt entzückt; ſein Name wird morgen in der Gazette des Tribunaux ſtehen, die man bei ihm zu Hauſe hält, zu Brives-la-Gaillarde, und ſeitdem er ſeinen edlen Beruf am Barreau von Paris ausübet, leſen ſein Vater, ſeine Pathe und ſeine Baſe Clara täglich die Gazette.

Sein Nachbar hat das Wort: „Meine Herren, —“ ruft Derjenige, der dahin brauſet, geſtreckten Laufes und das Gebiß auf den Zähnen, — „ich komme nicht, meine Herren, Sie um Nachſicht zu bitten... um Nachſicht? erbärmlich! um Nachſicht? lächerlich! Ich will Gerechtigkeit, hören Sie? gute Gerechtigkeit! ich werde ſie bekommen!“ Larifari; Sie werden eine ſehr ſtrenge und ſehr gerechte Verurtheilung bekommen, mein Freund, und wenn Sie darauf beharren, auf dieſe Weiſe Buridon vom Thurme von Neſle nachzuäffen, werden Sie ſich für immer lächerlich machen. Er ſieht eben nicht darnach aus, Ihnen zu glauben, er wirft ſich ſtolz in die Bruſt... — De profundis, laſſen wir's gut ſeyn. Das Wort iſt an ſeinem Nachbar: (St! St! St! St!) Dieſe St! gute Vorzeichen, kommen vom Gerichtshofe, und die beiden Huiſſiers, getreue Echo's, wiederholen ſie, auf die Schranke klopfend: St! St! St! St! Mh Teufel! der Advokat... St! St!... Man ermuthiget ihn mit dem Blicke, man lächelt ihm zu, man hilft ihm, man lobt ihn, man trägt ihn. Er beginnt ganz ſachte eine kleine, gut gemachte, gut ausgeführte, ſehr verſtändige, ſehr verſtändliche und

ziemlich gut vorgetragene Vertheidigungsrede; er hat sogar die Aussicht, eine Lossprechung zu bewirken, ein hübscher Erfolg für einen die Gerichtssäle pflichtmäßig Besuchenden ... er wird diesen Erfolg bekommen; der Staatsanwalt läßt die Anklage fallen."

„Sagen Sie mir doch, wer ist denn dieser glückliche Triumphator?"

„Er ist der Neffe eines Rathes. Die Präsidenten, Collegen seines Herrn Onkels, heben ihm die besten Verbrecher auf; und wenn er die Criminalsachen aufgiebt, um sich Civilprozessen zu weihen."

„Wird er in Gegenwart seines Onkels plaidiren?"

„Was sollte ihn daran hindern?"

„Ich ..."

„Für was halten Sie die Unparteilichkeit, die hohe Unparteilichkeit, die immer characterisirt?"

„Sie schweifen ab."

„Zweifler!"

„Doch setzen wir unsere Musterung fort. Fünf bis sechs erst kürzlich mit dem Amtskleide ... ich wollte sagen mit der Amtsmütze versehene Demosthenes, thun abwechselnd ihr Möglichstes, schlechterdings unbehauptbare Sätze zu behaupten, zu plaidiren, zum Beispiele, daß der Angeber eine Krone verdiene, einen großen Monthyon'schen Preis; daß die Gewohnheit, zu stehlen, Mauern mit Leitern zu ersteigen, Schränke zu erbrechen, eine Krankheit sey, die man behandeln

müſſe, ohne ſie zu beſtrafen, und daß der Giftmiſcher für unſchuldig zu erklären ſey, wenn er am Schädel die Vorragung des Mordes habe ... oder wenn der Herr Sachverſtändige, der Fürſt der Wiſſenſchaft, Arſenik in einem Stuhlfuße finde. Und die Eintönigkeit dieſer ewigen Wiederkäuungen wird gewiß den ganzen Saal einſchläfern, ſogar die Gendarmen, woferne nicht ein Angeklagter ihr plötzlich ein Ende macht, indem er rauhe Schreie, und über dieſe Worte ein Geheul ausſtoßt!...

„Hören Sie den Mann, der aufſteht, und dem Vertheidiger zuruft: „„Schweigen Sie doch, Schwätzer! Ich bedarf Ihrer Phraſen nicht; bei mir heißt's nur: Wenn der Wolf Hunger hat, geht er aus dem Walde heraus, und tödtet, um zu freſſen!““ — Der Präſident mit feſter Stimme: „Er ſollte arbeiten.“

„Gut geantwortet!“

„Erhabene Lehre!“

„Ich meine, wir ſollten das Aſſiſengericht verlaſſen.“

„Und die Nebenbuhler, der die Gerichtsſäle pflichtmäßig Beſuchenden?“

„Die Alten? Wir werden ſie in der ſechsten Kammer wieder finden, von einer Bande unglaublicher Clienten begleitet ... doch bevor wir fortgehen, kann ich Ihnen ein würdiges Muſter von jener wunderlichen Gattung vorſtellen; hier, dieſen kahlen, ſchwindſüchtigen, rachitiſchen, eckigen, argliſtigen Advokaten, der durch einen allzulangen Aufenthalt in den feuchten Ker-

kern der Conciergerie verkümmert ſcheint, er wird einen Hehler vertheidigen, einen ehrlichen Kaufmann, der ihn zum Voraus, entweder in Geld oder in Waaren, bezahlt hat... Eine Uhr läßt ſich annehmen, auch ein Cachemir, wie eine Vaſe von Bronce oder ein Reſtchen Tuch."

„Wirklich?"

„Seine Honorare (charmanter Ausdruck) werden je nach dem Reſultate der Anklage zunehmen... Und wenn er mit Geiſt zu den Geſchworenen ſpricht, wird er erſt prächtig, wenn er im Gefängniſſe ſeinen Beichtkindern beweiſet, daß ſeine edle Beredſamkeit eine Ergänzung verdiene: „Wohlan!" ſagte er eines Tages zu Einem von ſeinen Clienten, der unter ſeinem Beiſtande zum Tode verurtheilt war, „Sie ſollen zufrieden geſtellt werden." „Zufriedengeſtellt!" verſetzte der Andere mit weit aufgeſperrten Augen, „man verurtheilt mich zum Tode! —" „Dieß mußte ſeyn, mein guter —, aber ich habe Sie gerettet! —" „Wie!..." „Der Gerichtshof bewilligt Ihnen, in Folge meiner Vertheidigungsrede, drei Tage zur Ergreifung der Caſſation. Dieß, denk' ich, iſt wohl dreißig bis vierzig Thaler werth."

„Warum wenden ſich die Angeklagten an ihn? ſein Ruf..."

„Iſt einer der glänzendſten in den Gefängnißhöfen der Force und der Madelonnettes, wo die Gefängnißſchließer, ſeine Freunde, die ihm die Hand reichen, wenn man ſie nicht ſieht, und in Gegenwart der Gefangenen

ihn ſehr demüthig grüßen, ſeine Siege erzählen, und ſein Talent rühmen: Andere reichliche Quellen verſchaffen ihm Clienten, und füllen ſeine Börſe; er iſt im Einverſtändniſſe mit den Schreibern des Saales der verlorenen Schritte, dieſen pünktlichen Nachrichtgebern, welche die Angeklagten wittern, ſie im Vorübergehen erhaſchen, erſchrecken, betäuben, und in ſeine Arme ſie jagen, genau wie die Treiber, welche das Wildpret umſtellen; er iſt ferner ſehr nachſichtig, ſehr leichtgläubig, und ſehr ergeben; er entſchuldiget alle Vergehen, er läßt gerne alle Vertheidigungsſyſteme zu, er dient den Leidenſchaften, dem Grolle, dem Haſſe, bückt ſich, erhebt ſich wieder, und fleht und droht, und weint nöthigenfalls ſo gut, daß alle Zuſchauer gerührt nach ſeinem Namen fragen, und Alle ſich geloben, ihn zum Advokaten zu wählen.

„Gehen wir nun hinab ... Eil woher kommt dieſes Gelächter? Aus jener armen Kammer der correctionellen Verhandlungen, welche die Herren des Gerichtshofes als eine Verbannung, oder als ein Fegefeuer betrachten, zwar nicht, wie ich vermuthe, weil die Audienzen dort länger dauern, als anderswo, wohl aber weil die Rechtshändel, mit denen ſie überhäuft iſt, gewöhnlich erbärmliche Rechtshändel ſind. In der That richtet man dort nicht viel Anderes, als Prellereien, Bannbrüche, ſtürmiſche Polka's, oder Landſtreichereien, mit Ausnahme ſehr ſeltener Umſtände, da die ernſten Advokaten daſelbſt Streitfragen über literariſches

Eigenthum, industrielles Privilegium, und böse Nachrede zur Sprache bringen ... Die böse Nachrede, im Vorbeigehen gesagt, ist jetzt nicht mehr politisch, sie ist jesuitisch; sie ist nicht mehr weltlich, sie ist ultramontan. —"

„Und dieses Gelächter?"

„Wir wollen sehen, wer es veranlaßt hat... Es ist gerade ein Advokat von der Gattung, die uns beschäftiget; eine ziemlich possierliche Treuherzigkeit hat den Gerichtshof gegen das Ende seiner Vertheidigung, welche sie würdig krönte, in Heiterkeit versetzt: es handelte sich für ihn darum, die Strafbarkeit eines ausgedienten Diebes zu mildern, eines gefährlichen Prellers, der mit falschen Zeugnissen Jedermann täuschte; unser Mann jedoch las und las wieder diese Zeugnisse mit einer pathetischen Stimme, und wollte Unschuldsbeweise daraus ziehen ... „Halten Sie ein, Herr P...," sagte der Präsident zu ihm, „Sie berufen sich auf falsche Actenstücke, zu deren Verfasser der Angeklagte selbst sich bekennt." — „Gleichviel," antwortete der unerschöpfliche P., „Sie müssen zugeben, daß sie günstig für ihn lauten."

„Hat dieser Herr P... oft Eingebungen von solchem Gewichte?"

„Oft; er verschwendet sie täglich in jedem Augenblicke, und ich bedauere unendlich, daß Sie ihn nicht gehört haben, wenn er seiner gelehrten Beredsamkeit den Zügel schießen läßt, wenn er die zwölf Tafeln, wo sich die Rechtsgelehrten Roms versam-

melten, citirt, wenn er den Richter, indem er ihn brandmarkt, den paniſchen Glauben ſeiner Gegner ſchildert, wenn er dem Tribunale bemerkt, daß ſein Client ſeine Kindheit in Braſilien verlebt habe, zu Rio-de-Janeiro, unter Afrika's glühendem Himmel."

„O! Sie übertreiben."

„Gar nicht."

„Die Richter haben alſo Urſache, zu lachen."

„Ja; aber auch die Advokaten lachen laut auf, wenn von ſeinem hohen Sitze herab ein ſtrenger Präſident, der ſo eben ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren verurtheilt hat, das am Abende auf der Straße, allein, in Thränen zerfließend, aller Hülfsquellen beraubt, verhaftet wurde, die Audienz mit folgendem Geſpräche ſchließt: „„ — Mädchen Bernard, das Tribunal iſt nachſichtig geweſen, daß es Sie nur zu zehn Tagen Gefängniß verurtheilt hat; ſuchen Sie, künftig nicht mehr rückfällig zu werden."

Das junge Mädchen: „Ich habe keine Eltern mehr, mein Herr, ich habe keine Wohnung mehr, ich habe keinen Stand."

Der Präſident: „Einen Stand, einen Stand... Man findet immer einen Stand, wenn man ein ehrbares Mädchen iſt."

Das junge Mädchen: „Aber ich verſtehe nicht, zu arbeiten, mein Herr, ich kann nicht nähen..."

Der Präſident: „Wohlan," Mademoiſelle... werden Sie eine Säugamme; gehen Sie!"

„Und was hat er gethan, wohin iſt er gegangen?“

„Welcher er?“

„Der Richter; ich vermuthe nicht, daß nach einer ſolchen Aeußerung ... —“

„Er ſetzte ſich wieder auf den Armſtuhl, um andere ejusdem farinae *) zu begehen! Sie ſind im Irrthume.“

„Aber die Oeffentlichkeit ...“

„Man fürchtet ſie im Palaſte nicht, die gerichtliche Preſſe iſt eine ſo gute Perſon, daß ſie auf die Ihrigen nicht ſchießt.“

„Sie iſt wenigſtens genau, wenn ſie uns die correctionellen Verhandlungen erzählt, wenn ſie ihre Spalten mit grotesken Geſchichten und luſtigen Streitſachen anfüllt, wenn ſie à la Teniers Portierlogen und Wirthshauszwiſte ſchildert?“

„Sie hat viel Geiſt; für die Genauigkeit bürge ich nicht; und will ſogar beifügen ... unter uns, nicht wahr? daß ihre komiſchen Romane bisweilen Uebles ſtiften; daß ein armer Teufel von einem Zeugen, der bei der Audienz nur pflichtſchuldig und durch eine Vorladung genöthiget figurirt, am andern Tage morgens über die Carricatur ſehr unwillig ſeyn muß, die ſeine Rolle vom vorigen Tage im Journal ſpielt. Der wackere Mann wird ſich gegen einen ſpöttiſchen Nachbar

*) Nach dem tropiſchen Ausdrucke von Perſius: Faeris nostrae farinae: uns ähnlich, unſers Gleichen.

D. Ueb.

erbosen, welcher Klage stellen wird; dann wird aus dem Zeugen ein Angeklagter, aus dem Angeklagten ein Verurtheilter ... und dann wird er mit hangendem Ohre heimkehren, mit einer zweiten, eben so wenig ähnlichen, aber garstigeren Maske versehen, als die erste.

„An Stoff jedoch würde es Demjenigen nicht gebrechen, der die öffentliche Aufmerksamkeit auf die tausend kläglichen oder fröhlichen, herzzerreissenden oder komischen Vorkommnisse lenken möchte, die uns täglich in der sechsten Kammer (worin wir uns, mein Herr, seit einigen Augenblicken befinden,) Wunder von Schande und von heiligen Tugenden, von Glück und von Elend offenbaren ... o! von schrecklichem Elende, welches der Staat nicht gedulden sollte, und man viel zu wenig kennt. Dieß wäre gut zu lesen, und würde uns ohne Zweifel mehr interessiren, als Wortspiele und boshafte Späße.

„Aber man erzählt uns lieber die Schlacht von zwei Megären, die sich um eine Katze zanken, als die Schmerzen dieses Greises, dessen langes Leben in einer harten Arbeit abgenützt ist, und der, jetzt schwach, aus der Fabrik gejagt, herumirrend, vor Hunger sterbend ... mit abgewendetem Kopfe um Almosen gebeten hat ... um Almosen, dieses Verbrechen!“

„Giebt es nicht Spitäler und Armenhäuser?“

„Man muß einen Deputirten kennen, der arme Alte kennt Keinen ... In's Gefängniß also mit dem Bettler! Und in's Gefängniß auch ... in's Gefängniß, das

heißt: in's Verderbniß, mit dieſer unglücklichen Waiſe, den Sohn des Zufalles, der ißt, was man hinwirft, und ſeinen Durſt am Bache löſcht! Er hat geſtohlen... geſtohlen!... Er hat wie ein Spielzeug, wie eine recht glänzende, und zum Anſehen recht hübſche Medaille, ein Goldſtück von zwanzig Franc's behalten, das ein millionreiches Kind kürzlich in den elyſäiſchen Feldern fallen ließ... In's Gefängniß, in's Gefängniß! Und keine Stimme beſchützt ihn gegen die kalte Strenge des Staatsanwaltes, während man die allzu gelinden Strafen des verruchten Weibes beſtreitet, das die Jugend verderbt, und des barbariſchen Meiſters, welcher Lehrlinge quält!

„Beweiſen dieſe zwei Beiſpiele nicht, daß ein berühmter Schriftſteller, der ſeine Feder nützlichen Werken weihet, und ſein ſchönes Talent als Romanendichter im Dienſte hochherziger Ideen verwendet, etwas eminent Moraliſches, etwas Vortreffliches, etwas Nothwendiges vorſchlug, den herzlichen Wunſch einer Inſtitution öffentlicher Vertheidigung äußernd, und der Aufſtellung eines Advokaten der Armen?“

„Laſſen wir es nun bewenden, denn das Kapitel der Reformen überſteigt unſern Rahmen. Wenn wir es begännen, ſo würde ich Ihnen, um nicht ungerecht zu ſeyn, zuvörderſt ſagen, was es Gutes in der Welt des Palaſtes giebt, wo das Gute und das Böſe zu gleicher Zeit entſtehen, und nebeneinander leben, wie in allen Welten, wo das Gute ſehr oft das Böſe über-

trifft, wie in wenig Welten. Ja, ich würde Ihnen beweisen, daß die Rechtsgelehrten minder schwarz sind, als man denkt, und daß ihre Lächerlichkeiten, worüber wir dießmal gelacht haben, bei ihnen den Adel des Herzens, die Würde des Benehmens nicht vertilgen. Auf Wiedersehen, also, mein Herr ..."

„Ei, was ist denn dieß für ein elegant ausgeschmückter Saal?"

„Das ist die neue Gallerie unsers obersten Gerichtshofes."

„Des Cassationshofes?"

„Ja, mein Herr."

„Warum sind wir nicht darin gewesen?"

„Ich bin unverbesserlich."

„Wie so?"

„Ich begehe immer das nämliche Versehen; ein Freund von mir, ein Spanier, kam im vorigen Monate nach Paris; ich übernahm es, ihm die Stadt zu zeigen, und bemerkte erst zur Stunde seiner Abreise, daß ich vergessen hatte ..., ihn zu den Invaliden zu führen."

Ein alter Praktiker.

Die Theater zu Paris.

Was ein Theater ist.

Die sehr jungen Leute aus der Provinz und selbst aus Paris, sehen noch die Theater und die Schauspiele-

rinnen durch eine Sphäre von reinem Kryſtalle, der ihnen die Farben des Prisma leiht. Dieß iſt eine Täuſchung unter tauſenden. Aber die erſte von Allen, die trügeriſcheſte iſt jene, die ihnen das Theater als ein Paradies zeigt, deſſen Feen und Engel die Schauſpielerinnen, deſſen Cherubim die Schauſpieldichter ſind. Sehen Sie hier das Theater ſo wie es iſt. Am Palaſte wird man die Miethleute erkennen.

In Ihren Muße- und Erholungsſtunden haben Sie ſich gewiß bisweilen damit beſchäftiget, auf drohenden Vorrichtungen Stoinblöcke und ungeheure Balken emporſteigen zu ſehen; Sie ließen mit Schrecken Ihre Blicke durch dieſes Labyrinth von gekreuzten Stämmen ſchweifen, und hatten eine innige Achtung vor den geſchickten Arbeitern, die inmitten dieſer Unordnung ſich zurecht finden, und ruhig einen Palaſt in dieſem Chaos zuhauen. Glücklicher noch, haben Sie vielleicht dem Schauſpiele eines im Baue begriffenen Schiffes beigewohnt, und ſich gefragt, ob nicht ein Strahl göttlicher Intelligenz in die Köpfe dieſer Leute gedrungen ſey, die, zwei bis dreitauſend Bäume mit Nägeln und Theer zuſammenfügend, ein furchtbares und leichtes Ganzes zuſammenſetzen, eine wunderſame Maſchine, ſchnell genug, um in einigen Monaten an das Ende der Welt zu gehen, und mächtig genug, um in einigen Stunden die Mauern einer befeſtigten Stadt einzuſtürzen.

Suchen Sie noch in Ihrem Gedächtniſſe die ſchwierigſten Operationen, und Sie werden bei hundertau-

ſend Meilen weit davon entfernt ſeyn, eine genaue Vorſtellung von den Qualen zu haben, welche die Verwirklichung eines Theaters von dem Tage an, da man den erſten Stein legt, bis zu jenem, wo es bei Gasbeleuchtung eröffnet wird, mit ſich ſchleppt: Ein wahrhaftiges Heldengedicht liegt vor, neben dem die Iliade ein Sonett, und die Odyſſee gar nichts iſt.

Vor dem Bauen eines Theaters würde Herr von la Palice ſagen: „Man muß ſich einen Bauplatz verſchaffen.“ Lachen Sie über Herrn von la Palice nicht, denn der Bauplatz exiſtirt nicht, oder exiſtirt nur ſehr wenig. Dieſes ſo große, ſo weiträumige Paris, das an jeder Straße vier Ecken für Weinhändler hat, kann zum Baue eines Theaters nicht ſechzig Quadratfuß hergeben. Vergeſſen Sie nicht, daß wir die modernen Athenienſer ſind. Sobald ein Hauseigenthümer von der Abſicht des Erwerbers Wind bekommt, verlangt er Millionen für ſeinen Kirchhof, ferner eine Kanne Wein für ſeinen Neffen, ferner Nadelgeld für ſeine Tochter, ferner einen Fingerring für ſich, ferner lebenslänglichen freien Eintritt wieder für ſich, ferner eine Vorderloge bei jeder erſten Vorſtellung für ſeine charmante Familie. Und das Theater iſt nicht gebaut!

Der Baugrund wird jedoch gekauft. Die Stadt erſcheint. Wiſſen Sie, wer die Stadt iſt? Sie iſt ein Herr, der die vollkommene vergütete Miſſion hat, zu verhindern, daß die Theater nicht abbrennen. Urtheilen Sie, wie gut er ſein Geſchäft verſteht. Die Stadt

will, daß das Theater drei Fußböden habe; die Stadt will, daß das Theater einen Vorhang von Eisenblech habe. Ist's genug? Noch nicht. Die Stadt will, daß Sie sehr breite Gänge haben: sehr wohl! da sind sie. Die Stadt will, daß Sie drei Metres Raum zwischen dem Theater und den anstoßenden Häusern lassen sollen; es sey, der Zwischenraum ist gelassen; können wir nun bauen? Die Stadt läßt drei Monate lang auf die Antwort warten. Endlich, durch vieles Spielenlassen der großen Maschine der Freunde und Gönner, geruhen Ihre Majestät, die Stadt zu antworten, daß Sie das Recht haben, Ihr Theater zu bauen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, weder Stücke in Versen, noch Opern ohne gesprochene Phrasen, noch Trauerspiele ohne Arietten darauf zu spielen. Nun kommen die Baumeister, der zweite und dritte Gesang des großen indischen Heldengedichtes. Jeder Baumeister ist der wohlfeilste. Würde ein Baumeister sich anerbieten, das Louvre für sechs Francs zu bauen, so übernähme ein anderer Baumeister die Herstellung desselben für fünfzig Centimes; diese Herren irren sich gewöhnlich nur um fünf- bis sechsmalhunderttausend Francs.

Eine weitere Sucht der Baumeister ist, ein modernes Theater nach den gesuchtesten Vorbildern bauen zu wollen. An jedem Morgen werden den unglücklichen Directoren Vaticane, Parthenon's Escurial's, in zahlloser Menge vorgelegt. Der Eine bringt die Arenen von Nimes, getuscht; ein Anderer den Circus von

Nero, mit drei Stiften gezeichnet; oft verfließt ein ganzes Jahr durch dieſe lächerliche Wahl, die man unter ſo vielen Unmöglichkeiten treffen muß.

Inzwiſchen, da es in der Ordnung iſt, daß Alles ankommt, kommen eines ſchönen Tages die Maurer an. Wenn Sie die Maurer kennen, wiſſen Sie auch Mitleiden zu haben. Sie fangen Babel wieder an. Was für Zwiſchenmauern! Was für Treppen! Was für Zimmer! Was für Logen! Was für Säle! In einem Theater ſind drei Theater; jenes, worin die Leute ſind, iſt das geringſte. Man urtheile, wie langſam die Maurer ein Theater bauen. In Paris iſt ein Theater, woran ſie ſo viele Jahre bauten, daß die Actionäre, aber Alle, geſtorben waren, als es vollendet wurde. Die Benützungsgeſellſchaft ward von den Söhnen repräſentirt.

Der Käfig iſt fertig. Folgen Sie mit den Blicken den Vögeln, die man hineinthut: Schreiner, Schloſſer, Maler, Tapezierer, Vergolder. Es regnet darin Eiſen, Firniß, Farbe und Goldblätter, ach! das erſte und letzte Gold, das der Director oft ſieht. Dieſer ründet zierlich eine Säule aus, jener ißt einen Häring auf dem Haupte eines Engels, ein Anderer ſtoßt gräuliche Flüche aus, während er den ruhigen Genius der Künſte auf den Vorhang malt.

Was thut unterdeſſen der Director? Der Director prozeſſirt, denn ein Direktor prozeſſirt immer; er prozeſſirt mit der Stadt, dem Herrn, von dem ich Ihnen bereits geſagt habe; er

prozeſſirt mit dem Baumeiſter, mit den Actionären, mit Allem, was ihm nahe kommt. In ſeinen Erholungsſtunden empfängt er die Künſtler, welche an ſeiner Truppe Theil nehmen wollen. Alle, was ſich von ſelbſt verſteht, haben in der Provinz pyramidengroße Erfolge gehabt. Alle haben Frédérik, Bocage, Duprez pulveriſirt. Hören Sie ſie. Ah! man muß ſie hören. Sechs Monate lang vernimmt ein unglücklicher Director die Tirade des Miſanthropen, das Duo aus Ferdinand Cortez, und die letzte Scene aus Antony. Obgleich er keinen Widerſtand leiſtet, wird er dennoch umgebracht. Die abgewieſenen Schauſpieler behandeln ihn als einen Dummkopf, als eine Mißgeburt, als einen Niederträchtigen, und ſchicken ihm am anderen Tage von Zeugen begleitete Herausforderungen.

Es iſt Zeit an das Stück zu denken, das man aufführen wird. Treten Sie ein, meine Herren Theaterdichter. Der beſte Theaterdichter hat immer Bären; ein Bär iſt ein von einer Bühne nicht angenommenes und dazu beſtimmtes Stück, von noch mehren andern Bühnen angenommen zu werden.

Künſtlich unter einem neuen Titel vermummt, wird der Bär einſtudirt. Eine andere Kriſis beginnt, bei welcher der Verfaſſer zu figüriren berufen iſt. Keiner von den von ihm gewählten Schauſpielern findet ſeine Rolle ſchön genug, ſeiner würdig genug, und ſeinerſeits findet der Verfaſſer die Schauſpieler, die man ihm aufbürdet, nicht einmal leidlich. Der junge Premier will im vierten

Acte nicht verſchwinden, die erſte Rolle verlangt, in jedem Acte aufzutreten, die Schauſpielerin will um keinen Preis Mutter ſeyn. Vergebens bemerken Sie ihr daß ſie zwar Mutter ſey, aber eine junge, hübſche, köſtliche Mutter, eine verliebte, eine ehebrecheriſche Mutter; nichts überzeugt ſie. Je nun, man muß das Kind tödten.

„Madame, Sie werden nicht Mutter ſeyn, nehmen Sie die Rolle an?“

„Ja, aber unter der Bedingung, daß Sie die Tirade von Mademoiſelle mir in den Mund legen.“

„Was verlangen Sie? Dieß wäre ein ſchrecklicher Unſinn!“

„Ich will, ich begehre dieſe Tirade.“

„Sie werden ſie bekommen.“

Und er muß die verlangte Tirade auf ſie übertragen. Nun kommt aber eine andere Verlegenheit: die beraubte Schauſpielerin fordert eine Entſchädigung. Die Entſchädigung iſt ganz einfach ein ihrer Rolle angefügter unnützer Nachtrag. Glaubt man die Sache jetzt abgethan zu haben? Irrthum! Der Director nimmt den Verfaſſer bei Seite, und ſagt zu ihm:

„Geben Sie Acht, mein Freund, Sie verlängern Ihr Werk auf eine gefährliche Weiſe; es wird bis zwei Uhr nach Mitternacht dauern: wir werden in eine Geldbuße verurtheilt. Was iſt zu thun? die Schauſpieler wollen, daß man verlängere, der Director, daß man abkürze. Man fängt an, ein Narr zu werden, aber man iſt noch nicht raſend.

Die Auskunft iſt jedoch gefunden, Alles ſcheint zu gehen. Es handelt ſich nur noch darum, die Comparſen repetiren zu laſſen, die Aushülfſchauſpieler, beauftragt, einen Brief zu bringen, eine Kerze anzuzünden, oder eintretend zu rufen: Tod dem Tyrannen! Dieß iſt das Schwierigſte. Dieſe armen ſubalternen Künſtler, üben den Tag hindurch ehrliche Profeſſionen aus; ſie ſind Schuſter, Tüncher, Waſſerträger. Im Privatleben fehlt es ihren Geberden an Würde, ihre Worte ſtehen auf gleicher Höhe mit ihrem geringen Stande. Man kann ſich die Mühe gar nicht vorſtellen, die man hat, um ſie zu unterrichten, einen Schritt vorwärts zu thun, oder ihre Hüte abzunehmen. Hundert und hundertmal ſagt man ihnen: „Halten Sie ſich gerade, lachen Sie nicht ſo dumm, ſehen Sie nicht ſo ernſthaft.“ Vergebliche Bemühungen! Ihr Naturell reißt ſie hin, und glaubt man, ſie dreſſirt zu haben, ſo bellen ſie, anſtatt zu ſprechen, gluckſen, anſtatt zu lachen, und gleichen Schilderhäuſern, wenn ſie mit Würde Seigneurs, Prinzen, Markgrafen und Dogen vorſtellen ſollten. Man bewundert den Styl in einem Werke, ich habe zuletzt nur die Dogen bewundert, wiſſend, was die Elle davon werth iſt.“

Und der Decorateur, der keinen Garten machen will, weil er zu theuer iſt, und Ihnen einen alten verwitterten Wald vorſchlägt; und der Schneider, der dieſen Damen Sammet verweigert, und dieſe Damen, die über den Verfaſſer herſtürzen, und zu ihm ſagen: „Wir wol-

im Seidensammet und keinen Baumwollsammet! Trotz diesen Trübsalen schreitet das Stück doch vor. Der Verfasser muß bloß noch den zweiten Act umarbeiten, und den dritten an die Stelle des vierten setzen, und die Entwickelung ändern. Dieß hindert die Journale nicht, zu sagen: „Es bleibt noch immer dabei, daß die so ersehnte Eröffnung des Theaters am Sonnabende Statt finden wird; man versteht sich eines ungeheuern Erfolges."

Bereits repetirt man drei Acte. Aber repetiren, wissen Sie, was dieß für einen Schauspieler heißt, vorzüglich für einen berühmten? Es heißt ganz einfach, unverständliche Worte hermurmeln, und mitten in einer dem Verfasser ganz besonders am Herzen liegenden Stelle sich unterbrechen, um zu singen:

„Freunde, der Morgen ist schön! . . ."

oder die Polka zu tanzen. Losbrechen? der Schauspieler wird Ihnen auf der Stelle die Rolle zurückgeben, die göttliche Schauspielerin wird am andern Tage nicht wieder erscheinen. Muth!

„Dessen bedarf man, denn, sehen Sie, da nehmen die Musiker Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Musiker zu einem Drama! Je nun. Braucht man nicht eine Ouverture, Zwischenstücke, cadenzirte Abgänge, vom Basse unterstützte Verzweiflungsschreie, fröhliche Lieder, accompagnirt vom Schalle des Klapphornes? Wortwechsel, Zwiste mit dem Musiker. „Sie spielen zu stark . . . Sie spielen gar nicht." —

„Ich ſpiele, wie es mir beliebt," antwortet er. „Uebrigens gebe ich genug Muſik für das Geld, das ich erhalte."

Was hat der Orcheſterdirector geſagt? Das iſt eine ganze Offenbarung. Sie werden bald erfahren, daß die engagirten Schauſpieler ſeit dem Erſten des vorigen Monates keinen Sou bezogen haben. Vom Murren gehen ſie zu Spötteleien über, von Spötteleien zu Thätlichkeiten, die ſich zu endlos verlängerten Abweſenheiten, oder zu unumwundenen Weigerungen, das Repetiren fortzuſetzen, geſtalten. Und dennoch iſt die Eröffnung des Theaters auf den übermorgenden Tag feſtgeſetzt. Was während dieſer beiden Tage geſchieht, iſt unausſprechlich: die Schauſpielerinnen beſchwichtigen ſich, die Schauſpieler kehren in's Neſt zurück, die Dogen halten ſich ein wenig minder ſchlecht! der Verfaſſer iſt reſignirt, zu ſterben, der Director treibt Geld auf!! Dennoch führt die letzte Repetition eine ganze Vergangenheit von Leiden zurück. Geſtern ging Alles; heute, am Vortage der Aufführung, geht nichts mehr. Der Muſiker fehlt, der Vorhang fällt nicht herab, die erſte Schauſpielerin hat den Schnupfen, und die Dogen! Großer Gott!

Welch' ein Tag iſt jener der erſten Aufführung! Es quellen ihm Freunde aus dem Boden hervor; es regnet Actionnäre. Jeder Actionnär bringt ſeine Familie mit. Wenigſtens muß man Jedem eine Loge geben. Dann wünſchen die Schauſpieler Plätze, die Lo-

genſchließerinnen halten darum an, die Claqueurs wollen ſie alle. Verfügen Sie über einen einzigen, und der Anführer der Klatſcher bürgt für nichts mehr. Er verlangt mindeſtens das Parterre, die erſten Gallerien, das Orcheſter und den vierten Rang. Außerdem überläßt er Sie Ihrem eigenen Verdienſte: welche Ausſicht! Um fünf Uhr iſt Jedermann zufrieden, das heißt: unzufrieden, will ich ſagen. Alle Plätze ſind genommen, und Niemand hat einen Platz.

Endlich, nach Verfluß eines Jahres von Betreibungen, von Mühen, von Kummer, von Trübſalen von allen Farben, von Leiden, geeignet, den Verfaſſer bedauern zu machen, nicht ein bei dem Telegraphen Angeſtellter, oder Kothwegführer von Paris zu ſeyn, ſteigt der Vorhang über dem Stücke empor, und das Stück... fällt durch.

Wenn es zufällig einen glücklichen Erfolg hat, ſagen die Journale: „Wozu ein neues Theater? Haben „wir deren nicht ſchon genug? Warum iſt der Ver„faſſer nicht den großen Vorbildern gefolgt? Sein „Drama iſt ein Gewebe von Gräßlichkeiten, mit deren „Darſtellung uns zu verſchonen er beſſer gethan hätte. „Kehren wir ſchnell zu unſerm guten Luſtſpiele zurück, „zu unſerm lieben Molière: — O Molière!“

Und ich füge bei: „O Tartüffe!“

Leon Gozlan.

Clichy.

Es iſt eine ganze Welt. — Sie, die Sie eintreten, laſſen Sie die Hoffnung mit Ihnen eintreten! Sie ſind in einem Gefängniſſe von einem Tage. Hier hören Sie weder das Klirren der Riegel, noch ſelbſt den Aufſchrei des Gewiſſensbiſſes. Der Gewiſſensbiß des Gefängniſſes wegen Schulden iſt höchſtens das Bedauern, höchſtens das Bereuen. Man denkt an das, was man verloren hat, an das, was man bald wieder finden wird; man erinnert ſich an die feſtlichen Tage, an die Ballnächte, an die Lieder, an die Feſttafeln, an die ſchönen Worte, an die guten Weine, an das reizende Lächeln, an das Pferd in der Arena, an die ſchöne Dame, die ſich nachläßig über die Brüſtung ihrer Loge lehnt, und zu ſagen ſcheint: „Schauen Sie mich an, ich gehöre dieſem ſchönen, jungen Manne!“

So ſind auch die Gerichtsdienersgehülfen luſtig, die Sie nach Clichy führen; der numerirte Wagen, der Sie zieht, iſt von Ihrem Gläubiger ſelbſt bezahlt. — Bah! ſagen Sie, die Schuld iſt ein gutes Mädchen, ein wenig Tigerin, die ich jedoch leicht zähmen werde! Wie oft hat ſie mir ihre Zähne und Klauen gewieſen, und wie oft bin ich durch ein Witzwort, durch ein luſtiges Verſprechen, durch einen zärtlichen Blick nach der Frau meines Darleihers, damit zurecht gekommen!

Heute verhaftet mich die Schuld; wohlan, nach ihrem Belieben! und möge ſie nach ihrem Gutdünken verfahren; zudem fühle ich das Bedürfniß der Einſamkeit und Stille. Sperren Sie mich ein, mir iſt's recht; ich nehme, um mich zu tröſten, mein angefangenes Gedicht mit, und die Briefe von Fanny, meiner Löwin, die mit meinem letzten Thaler und mit meinem letzten Pferde fort iſt, man weiß nicht wohin!

So kommt man, faſt ſingend, im eleganten Morgenanzuge, in dieſem Palaſte zwiſchen zwei Gärten an, den Park von Tivoli entlang, deſſen Schatten den vagabundirenden Liebſchaften ſo werth ſind. [Facilis descensus Averni. *) Und wirklich iſt der Fußpfad, der nach Clichy führt, einer der leichteſten: liebliche, mit Blumen, Hoffnungen und Thorheiten beſtreuete Fußpfade. Nun, ein wenig Geduld und Muth! Sie leiden, junge Leute, aber der guten Sache wegen, wegen ſchöner Augen, ſchöner Tage, wegen Ihres guten Antheiles, (außer Ihres legitimen Antheiles), an dem Lächeln junger Frauensperſonen, an dem ſprudelnden Schaume des Champagners, am Luxus, an der Reiſe, an den Vergnügungen, an den Diamanten, am Sammet; Sie haben das Leben an großen Lenkriemen geführt, man verlangt von Ihnen einen Augenblick Ruhe,

*) „Leicht iſt das Hinabſteigen in den Avernus." (Avernus iſt ein, nach der Fabel giftanshauchender See in Unteritalien, wo man ſich den Eingang in die Unterwelt dachte. D. Ueb.

was kann nützlicher seyn, was billiger? Und finden Sie es nicht selbst ein wenig langweilig, alle Morgen spazieren zu reiten, täglich au Rocher zu diniren, sich alle Abende im Theater zu unterhalten, allnächtlich auf den Ball zu rennen?

Aufrichtig gesprochen, bei diesem unbarmherzigen Spiele aller Stunden wäre Ihr ganzes Leben zu Grunde gegangen, Ihre Jugend verwelkte schon! Segnen Sie also die vorsehende Hand, welche Sie in Ihren unsinnigen Vergeudungen hemmt; selbst Ihr Vater, sähe er Sie an diesem schlüpfrigen Abgrunde, hätte nichts Besseres thun können, als Sie zu einigen Monaten Diät, Geduld, Weisheit und Ruhe zu verurtheilen.

Die lustigen Gefangenen! Beklagen Sie dieselben nicht, sie bedürfen weder Ihrer Tröstungen, noch Ihres Mitleidens. Lassen Sie die Phantasie mit ihren Zuvorkommenheiten sie umgeben, lassen Sie die Einbildungskraft diese Zellen in Boudoirs verwandeln. Die meiste Zeit verweilt die Freundschaft auf dieser so wenig schrecklichen Schwelle; die Liebe dagegen, welche die Hindernisse liebt, bricht plötzlich durch diese Eisenstangen und Gitter; sehen Sie jene armen Engel der Strasse Helder eintreten, wie die Grazien von Horaz bei dem Mondlichte des Maies. Zärtliche Herzen! Empfindsame Herzen! sie haben diese unschuldigen Opfer der Schuld ruinirt, ruinirt ohne Gewissensbiß und ohne Vorsicht; aber jetzt, da der junge Mann im Gefängnisse ist, kommen sie schöner und eifriger als jemals

wieder zu ihm, mit glänzendem Auge, das Lächeln auf der Lippe, im bescheidenen Kleide, gut beschuht, gut behandschuht!

Plötzlich macht Jedermann diesen vorüberschreitenden Schönheiten Platz; man behandelt sie wie barmherzige Schwestern, welche die Dachkammer des Armen besuchen.

„Ist sie ziemlich hübsch?"

„Sie erfüllt den Raum mit den Wohlgerüchen ihres Haares, die Stille mit dem Knarren ihres Schuhes, die lange Gallerie mit dem Feuer ihres Blickes."

„Wohin geht sie?"

„Sie geht ... hier, in diese geheimnißvolle Zelle. Der Gefangene erkennt sie an ihrem Gange, an ihrem Athem, während die Menge der Neugierigen sich auf den Zehenspitzen von diesem glückvollen Kerker entfernt. Ehrbares und gastfreundliches Haus!"

Aber, ach! nicht bloß diese eben so bald gemachten als bezahlten Schulden der Jugend, bewohnen dieses Clichy der Freude und der Liebschaften. Neben diesen Classen, welche singen, ist ein Mann da, nicht zur Abbüßung seiner Thorheiten, sondern zum Lohne einer schweren, strengen und hartnäckigen Arbeit. Er hat schmerzlich gekämpft, er ist im Kampfe überwunden worden. Jetzt muß er fünf Jahre seines Lebens und seiner Freiheit hingeben, um die Königin der Industrie und des Handels zu befriedigen. Ah! wenn dieser Unglückliche für seine Freiheit eine Unze seines Fleisches

geben könnte! Er würde ein Pfund davon bieten, wenn dann sein Gefängniß sich aufschlösse. Diesen Mann muß man mit Ehrfurcht behandeln, er ist unglücklich; er hat in seinem armseligen Hause eine Frau, Kinder, bisweilen einen alten Vater, zurückgelassen, und nun ist er hier, von seinen so theuern Wesen getrennt, von Allem entblößt, selbst der Arbeit beraubt! Bei dem Anblicke dieses unglücklichen Gefährten seiner freiwilligen Gefangenschaft wird mehr als ein junger Unvorsichtiger einsehen, daß die Schuld nicht bloß ein Spiel von Complots und Vaudeville ist, und daß ein Ehrenmann selbst hinter den Riegeln von Clichy peinliche Thränen vergießen kann.

Die Oppositionen und Contraste sind das lebendige Gesetz des Romans, der Geschichte, des Sittenstudiums; wenn Sie also ein liebenswürdiger und zugleich nothwendiger Moralist seyn wollen, so zeigen Sie uns die Bewohner von Clichy so, wie sie zu jeder Stunde des Tages sind; man kommt, man geht, man kommt an; jener weint, dieser lacht laut auf; seyen Sie gerecht gegen den Einen und gegen den Andern. Zeigen Sie uns diese Fetzen und jene eleganten Anzüge, — die Prinzen und die Kaufleute, — die mit Tröstungen und Zärtlichkeiten überhäufte Familienmutter, und die Mätresse, die sich nicht viel um etwas Anderes, als um das heutige Mittagsmahl kümmert! Vorzüglich hüten Sie sich, in Ihrer Gallerie den Schlußnagel des Welt-

Alles des Stempelpapiers zu vergeſſen, den König dieſer Zwangsdomainen, — den Wucherer!

Und endlich Sie, wer Sie auch immer ſeyen, Sie, die Gäſte dieſes erleuchteten Vorhimmels*), der nicht die Nacht, der nicht der Tag, der dennoch nicht die Gefangenſchaft iſt, beruhigen Sie ſich: Sie ſind ſicher, durch Geduld frei zu werden, und auf den Ruinen Ihrer Schuld zu triumphiren. — O glücklicher Mann, der fortan Niemanden etwas ſchuldet, der ſogar ſein geſtriges Mittagsmahl nicht ſchuldet, ſelbſt nicht ſeinen heutigen Miethzins! — Tröſten Sie ſich, an dieſem oder jenem Tage, zu dieſer oder jener Stunde, und ohne daß Jemand ſich widerſetzt, wird eine Perſon kommen, ohne von Ihnen Schuldſcheine, Wechſel, Fauſtpfand, Bürgſchaft zu verlangen, ſogar ohne „großen Dank!“ zu fordern, auf der Stelle alle Ihre Schulden bis auf den letzten Heller bezahlen, das Capital, die Intereſſen, die Koſten, Alles, Alles, ſchlechterdings Alles. — Dieſe Perſon wird zu Ihnen ſagen: „Seyen Sie frei!“ Und fröhlich finden Sie Paris wieder ſchöner, als Sie es verlaſſen haben, die Frauenzimmer jünger, die Kunſt erneuert, tauſend unbekannte Freuden, tauſend unglaubliche Feſte, Bücher, Gemälde, neue

*) Der Aufenthalt der Heiligen des Alten Teſtamentes, und der ungetauft Geſtorbenen und des Anblickes Gottes beraubten Kinder. (Nach der Lehre der Katholiken.)
D. Ueb.

Schauſpielerinnen, hunderttauſend unerwartete Sachen zu lieben, zu bewundern, zu beklatſchen.

Die Zeit, dieß iſt ihr Name! dieſe vornehme Frau, dieſe Großmutter, dieſe Tante aus Amerika, die alle Schulden des Mannes in Verlegenheit bezahlt, dieſe wohlwollende Wächterin von Clichy, deren Hände voller exeat ſind, verdient nicht allzu viel Vertrauen; denn, ſehen Sie, ſie iſt die abſcheulichſte Wucherin, die es auf der Welt geben mag. Stellen Sie ſich vor, wegen ekender zwanzig Millionen unſeres Geldes, hat ſie den Herrn Ouvrard fünf Jahre von ſeinem Leben genommen! — Zwanzig Millionen für fünf Jahre! Pfui doch! man kann nicht jüdiſcher handeln. Für dieſen Preis, junge Leute, wenn Sie klug wären, gäben Sie nicht eine Stunde Ihrer Jugend und Ihrer Freiheit hin!

Jules Janin.

Was das Almoſen iſt,

und

Was man in Paris unter Almoſen verſteht.

I.

Was man den Armen giebt, und die Art, mit der man ihnen giebt, iſt etwas wahrhaft Unglaubliches.

Es ſcheint, daß das Geben etwas ſo ganz Anderes ſey, als eine Pflicht, — daß es eines Vorwandes zum Almoſen bedarf. Man ſinnt darauf, ich geſteh's Vorwände zu finden, und ſie zu vervielfältigen. Man tanzt, man dinirt, man ſingt, man unterhält ſich für die Armen; aber was bleibt von allen dieſen Anſtrengungen übrig, als Reſte, und zwar nicht Reſte des Nothwendigen, ſondern jene des Ueberfluſſes!

Mit dem Reſte Eurer Vergnügungen, mit Euren Broſamen, mit dem Staube Eurer Gaſtmähler, nicht mit dem Brode von Eurem Tiſche, nähret Ihr die Armen.

Was nichts werth iſt, wem gebt Ihr es? Den Armen.

Was zu Grunde ginge? Wieder den Armen.

Was man zu viel hat? Immer den Armen.

Sie werfen dieß weg, warum? Legen Sie es auf einen Eckſtein; für die Armen iſt Alles gut.

Kurz, man giebt Alles den Armen, und ſo wenig als möglich Geld.

Ueberglücklich die Armen, wenn ſie dieſes möglichſt Wenige erhalten.

Dennoch giebt es ein Almoſen, womit ſelbſt die Geizigen verſchwenderiſch ſind, und alle jene, Oekonomiſten, Philanthropen, Reformatoren, die, das Almoſen als eine Ermuthigung zu allen Laſtern betrachtend, und ohne Zweifel befürchten, daß das Gute anſteckend ſey, wie das Böſe, ſich zu unverſöhnlichen Gegnern des Al-

moſens aufwerfen, und ſinnreich die Abſchaffung deſſelben vorſchlagen, bevor ſie etwas gefunden haben, was ſie an ſeine Stelle ſetzen können; dieß iſt das Almoſen jenes dummen und banalen Rathes, den man täglich zum Beſten der Armen auf dem Straßenpflaſter, an den Kutſchenſchlägen, an den Ausgängen der Bälle und Theater, bisweilen ſelbſt unter dem Portale unſerer Kirchen austheilt: „Sie ſind groß und ſtark, anſtatt zu betteln, arbeiten Sie!“

„Arbeiten Sie ſelbſt,“ könnte der Bettler antworten. Und in der That, warum ſollte er arbeiten, wenn Ihr nichts thut? Worauf beruht dieſes Recht, zu nichts zu taugen, wovon Ihr ſo reichlich Gebrauch macht, wenn nicht auf einer Uebereinkunft, auf einem Vertrage, deſſen Billigkeit wenigſtens beſtreitbar iſt!

Und übrigens, wenn Sprechen, wenn Rathen ſo leicht iſt, glaubt Ihr denn, daß Arbeiten es auch ſey? Wiſſet Ihr denn nicht, daß die Arbeit ſelbſt ein Almoſen iſt, daß nicht Allen gewährt wird, welche darum bittend die Hand darnach ausſtrecken? Was thätet Ihr, ich bitte Euch, wenn nur Eure Arme oder Euer Geiſt, der im Müſſiggange vielleicht noch ſchwächer geworden, als Eure Arme, Euer heutiges Mittagsmahl Euch verſchaffen könnten? Ihr würdet arbeiten; aber an was, aber wo, aber wie?

Almoſen geben, o Reiche! heißt nicht das thun, was Ihr thut, heißt nicht das ſagen, was Ihr ſagt. Eure Theorien ſind nur Selbſtſucht und Eitelkeit. Eure

Almoſen ſind nur Beleidigungen ſind nur Angriffe auf jene künftigen Könige der Welt, die man jetzt die Armen nennt. Almoſen geben heißt nicht ſich losmachen, ſondern ſich entziehen. Was Ihr gebet, das gebet Ihr nicht, Ihr laſſet es zurück, Ihr gebt es auf; Ihr thut Schlimmeres, Ihr werft es weg. Am Oefteſten empfängt man nicht Euer Almoſen, man hebt es auf.

An dieſen traurigen, dem Elende geſpendeten Theil, muß man nicht erſt dann denken, wenn der Eurige vollkommen weggethan iſt, ſondern früher. Unſere Väter hatten einen treuherzigen Gebrauch, der ſich in einigen Provinzen erhalten hat. Am Tage der heiligen Dreikönige gehörten von dem aufgetragenen Kuchen die zwei erſten Theile, und zwar der erſte dem guten Gotte, der zweite den Armen. So, nach meiner Anſicht, ſollte das Almoſen geſpendet werden, mit dem Unterſchiede, daß ich, einmal im Jahre, keinen Kuchen für ſie verlange, ſondern Brod, wär's auch nur wenig, einmal täglich. Mit einem Worte geben ... ſollte theilen ſeyn; nun aber *theilen* die Reichen nicht; die Beſten begnügen ſich, zu *geben*; nur die Armen theilen.

Das Recht auf Brod iſt ein Recht, wie das Recht auf die Sonne, auf die Luft, auf die Witterung, die eben iſt, man muß es wohl begreifen — und es niemals läugnen.

Jene alſo, welche geben, erfüllen eine Pflicht; jene, welche *nicht* geben, verletzen eine Pflicht, die Erſte von allen. Man muß das Almoſen nicht mit der chriſt-

lichen Liebe vermengen; die christliche Liebe ist die Liebe des Nächsten, ist das Almosen, das man aus Antrieb seines Herzens giebt, ist der Theil, den man jedem verlassenen Wesen abtritt; die christliche Liebe ist eine Tugend. Aber das Almosen, das heißt: jene ungleiche Theilung, die man von dem Gelde, das man besitzt, mit demjenigen macht, der keines hat, ist keine Tugend: es ist eine Schuld, es ist eine Verbindlichkeit, die strengste von allen; denn sie verpflichtet zu gleicher Zeit die Individuen unter sich, und die Regierung gegen Alle.

Niemand läugnet es, und doch entzieht sich ihr Jeder, und der Staat selbst hält nichts darauf.

Es giebt von der Regierung verlangte Auflagen, welche die Besitzenden bewilliget haben, und die fast ausschließlich auf Denjenigen lasten, die nichts besitzen. Hebet diese Auflagen auf, und verfüget statt derselben, in Ermangelung eines Besseren, eine andere Auflage, die Ihr, wenn Ihr wollet, provisorisch die Armensteuer nennen werdet. Dieß wäre ein doppelter Gewinn für die Armen, und unsere Regierung würde nichts dabei verlieren, denn eine Regierung könnte nicht zu Grunde gehen. In dieser großen Gesellschaft, ich wollte sagen Gemeinschaft, und würde mich täuschen; in dieser großen Kommanditgesellschaft*), die man eine Regierung nennt, giebt es im Innern keinen möglichen Verlust.

*) Eine Kommandite ist eine vertretende Gesellschaft, bei welcher der Eine das Geld hergibt, der Andere die Geschäfte verrichtet. D. Ueb.

Was zum Fenster hinausgeworfen wird, fällt auf die Schwelle der Thüre, und kehrt durch diese Thüre zurück. Die Revolutionen, selbst die Stürme thun dabei nichts. Es ist nur eine Platzveränderung, wie auf dem Meere die tobenden Wellen, stiegen sie auch zum Himmel empor, immer wieder in das Meer zurückstürzen. Es liegt also für eine Regierung weniger Gefahr darin, als man glaubt, liberal und selbst prächtig zu seyn. Von dem, was das Ganze ist, kann nichts sich lostrennen, und jedes Land ist für sich selbst, wenn seine Verhältnisse zum Auslande gut geordnet sind, dieses Ganze, von dem sich nichts lostrennen kann. Es handelt sich nur darum, daß die Bewegungen harmonisch seyen.

Das Glück eines Landes besteht also nicht in der Sparsamkeit, selbst nicht in der Oekonomie, sondern in der Ordnung. Und ich behaupte, es läge in der Ordnung, daß es in unserm hochherzigen Frankreich, ich will nicht sagen Gleichheit des Ranges, des Vermögens, und selbst nicht des Wohlstandes für Alle, aber Gleichheit des Brodes geben sollte. Nun aber giebt es bei uns hundert Gesetze gegen die Armen, und nicht zehn für die Armen. In der Hälfte unserer Städte, gleich beim Eintritte, liest man auf Pfählen, vor denen die Wilden ihre Barbarei zurückwünschen würden: „Daß das Betteln untersagt sey," was sagen will, daß das Almosen verboten sey, und es giebt, meines Wissens, keinen einzigen Pfahl, an welchem man sehen

könnte, daß das Almoſen angeordnet ſey. — Dieß iſt gerade zu eine Schmach. Dieſe Pfähle ſollten zu Kreuzen, zu Schandpfählen für jene ſelbſt dienen, welche den abſcheulichen Gedanken gehabt haben, ſie errichten zu laſſen.

Der Antheil der Armen werde alſo geſpendet; möge er klein ſeyn, meinetwegen; man muß wohl mit Eurer Selbſtſucht, mit Euern Gewohnheiten, mit Euern angeblichen Bedürfniſſen, die täglich zunehmen, ein Abkommen treffen; er werde aber geſpendet! Gebt weder aus Prahlerei, noch aus Ueberdruß, ſogar auch nicht aus Herzensgüte, aber in Kraft eines Geſetzes, das Euch dazu zwingt. Das Leben Eures Nächſten, des Armen, Eures Bruders, irgend ein Leben, darf nicht Eurer Eitelkeit, Eurer Laune, ſelbſt nicht Eurer Großmuth Preis gegeben werden; Ihr müßt gezwungen ſeyn, zu geben.

In unſern Tagen macht man Geſetze, und hebt ſie auf; man braucht bloß Eines mehr zu machen, eine Kleinigkeit, wie Ihr ſehet. Und gegen dieſes, glaubet es, wird keine Stimme öffentlich ſich zu erheben wagen. Da wirklich, ihm gegenüber, der Bettelei jeder Vorwand, und was beſſer iſt, jeder Grund mangelt, werdet Ihr ſtatt der unfruchtbaren Armuth eine nützliche Armuth bekommen; der Menſch, den der Hunger nicht mehr erniedrigen wird, wird ſein Leben anſtatt es zum Betteln zu verwenden, zum Arbeiten benützen, ſo zwar, daß es zuletzt möglich wäre, und ſogar durch Zahlen,

Was zum Fenster hinausgeworfen wird, fällt auf die Schwelle der Thüre, und kehrt durch diese Thüre zurück. Die Revolutionen, selbst die Stürme thun dabei nichts. Es ist nur eine Platzveränderung, wie auf dem Meere die tobenden Wellen, stiegen sie auch zum Himmel empor, immer wieder in das Meer zurückstürzen. Es liegt also für eine Regierung weniger Gefahr darin, als man glaubt, liberal und selbst prächtig zu seyn. Von dem, was das Ganze ist, kann nichts sich lostrennen, und jedes Land ist für sich selbst, wenn seine Verhältnisse zum Auslande gut geordnet sind, dieses Ganze, von dem sich nichts lostrennen kann. Es handelt sich nur darum, daß die Bewegungen harmonisch seyen.

Das Glück eines Landes besteht also nicht in der Sparsamkeit, selbst nicht in der Oekonomie, sondern in der Ordnung. Und ich behaupte, es läge in der Ordnung, daß es in unserm hochherzigen Frankreich, ich will nicht sagen Gleichheit des Ranges, des Vermögens, und selbst nicht des Wohlstandes für Alle, aber Gleichheit des Brodes geben sollte. Nun aber giebt es bei uns hundert Gesetze *gegen* die Armen, und nicht zehn *für* die Armen. In der Hälfte unserer Städte, gleich beim Eintritte, liest man auf Pfählen, vor denen die Wilden ihre Barbarei zurückwünschen würden: „*Daß das Betteln untersagt sey*," was sagen will, daß das Almosen verboten sey, und es giebt, meines Wissens, keinen einzigen Pfahl, an welchem man sehen

könnte, daß das Almoſen angeordnet ſey. — Dieß iſt gerade zu eine Schmach. Dieſe Pfähle ſollten zu Kreuzen, zu Schandpfählen für jene ſelbſt dienen, welche den abſcheulichen Gedanken gehabt haben, ſie errichten zu laſſen.

Der Antheil der Armen werde alſo geſpendet; möge er klein ſeyn, meinetwegen; man muß wohl mit Eurer Selbſtſucht, mit Euern Gewohnheiten, mit Euern angeblichen Bedürfniſſen, die täglich zunehmen, ein Abkommen treffen; er werde aber geſpendet! Gebt weder aus Prahlerei, noch aus Ueberdruß, ſogar auch nicht aus Herzensgüte, aber in Kraft eines Geſetzes, das Euch dazu zwingt. Das Leben Eures Nächſten, des Armen, Eures Bruders, irgend ein Leben, darf nicht Eurer Eitelkeit, Eurer Laune, ſelbſt nicht Eurer Großmuth Preis gegeben werden; Ihr müßt gezwungen ſeyn, zu geben.

In unſern Tagen macht man Geſetze, und hebt ſie auf; man braucht bloß Eines mehr zu machen, eine Kleinigkeit, wie Ihr ſehet. Und gegen dieſes, glaubet es, wird keine Stimme öffentlich ſich zu erheben wagen. Da wirklich, ihm gegenüber, der Bettelei jeder Vorwand, und was beſſer iſt, jeder Grund mangelt, werdet Ihr ſtatt der unfruchtbaren Armuth eine nützliche Armuth bekommen; der Menſch, den der Hunger nicht mehr erniedrigen wird, wird ſein Leben anſtatt es zum Betteln zu verwenden, zum Arbeiten benützen, ſo zwar, daß es zuletzt möglich wäre, und ſogar durch Zahlen,

zu beweisen, daß der Erfolg dieser Auflage, die unmerkbar auf den Besitzenden lasten würde, darin bestände, sie ein für allemal von jenem Feinde ihrer Gesellschaft zu befreien, den sie den Armen nennen, von jener immer gegenwärtigen Gefahr, welche man die Armuth heißt.

Wir wissen, was man gegen diesen Vorschlag sagen könnte: „daß man das Beispiel von England und die Gefahren anführen kann, welche in der Constituirung des Bettelstandes liegen können, in seiner Anerkennung wie einer definitiven Thatsache, und darin, bei uns, so zu sagen, eine Classe von Armen zu schaffen, welche, vom Staate bezahlt, seiner Willkür sich preisgegeben fände, und zugleich ihm zur Last fiele." Aber wir wissen auch; daß wir, vergönnte es uns die Kürze unseres Rahmens, durch Beweise, und nicht durch einfache Behauptungen darthun könnten, „daß das Beispiel von England dessen sociale Organisation auf Principien beruht, die denjenigen entgegengesetzt sind, die uns regieren, keine Schlußfolgerung auf Frankreich gestattet; daß, was von unsern Nachbaren schlecht gemacht ist, vielleicht für uns gut gemacht werden kann; daß es sich nicht darum handelt, etwas, was es auch immer sey, definitiv zu constituiren; daß es in formeller Beziehung nichts Definitives auf dieser Welt giebt, worin jede Sache ihren verhängnißvollen Fortschritt hat, für den der Gesetzgeber vorsorgen muß: daß wir also nichts Unabänderliches machen wollen; — wir wissen, daß

wir auch noch sagen könnten, daß diese Classe der Armen, die wir in unserer Heuchelei im Dunkel halten zu wollen uns stellen, und uns und unter uns so sichtbar lebt, wie wenn ihr Platz im Sonnenlichte angewiesen wäre, wie bei unsern Nachbarn; daß es Thorheit wäre, ihre Existenz, ihre Wirklichkeit deßhalb bloß zu läugnen, weil sie nicht verkündet ist; daß es also kindisch und schändlich wäre, es für eine Gefahr zu halten, daß das Licht endlich, statt der Finsternisse, in dieses Elend dringe; daß es unmoralisch und unsinnig sey, zu behaupten, diese Herden von Armen, in allen Enden einer für sie vergebens fruchtbaren Erde herumirrend, wären unabhängiger vom Staate, weil sie abhängiger vom Zufalle sind; — und wir wissen folglich daß wir daraus schließen könnten: „daß diese Einwürfe nur Kraft gegen jene haben, die sie machen; daß das Verlangen, Dank jenem anerkannten unbestreitbaren Grundsatze: jeder Mensch, dem Arbeit, oder die Kraft zur Arbeit fehlt, muß ernährt oder unterstützt werden; gestehen heißt, man halte sich von Rechtswegen für überwunden, und anerkenne, daß man es früher oder später thatsächlich seyn werde, — das Mittel endlich, welches man benützen will, im höchsten Grade lasterhaft erklären heißt."

Jene, welche befürchten könnten, daß durch diese erzwungene, öffentliche, aufgebürdete, christliche Liebe, die Quellen der privativen christlichen Liebe versiegen dürften, mögen sich beruhigen. Ach! jede christliche

Liebe wird immer Gelegenheit zur Ausübung finden, — und der gute Mensch immer besser seyn, als das beste Gesetz; denn die Gesetze sind nicht wegen der Gerechten, sondern wegen der Ungerechten gemacht.

Es giebt übrigens Classen der Gesellschaft, die das, was die ganze durch eine Regierung repräsentirte Gesellschaft nicht begriffen hat, begriffen, und, was noch besser ist, ausgeübt haben.

Es ist bizarre Sache, eine bewundernswürdige Sache, die, wenn es dessen jemals bedurft hätte, die Aeußerung eines Moralisten rechtfertigen würde: „Der Arme ist sehr nahe dem wohlhabenden Manne;“ der Beweis davon ist in den beengtesten Classen der Gesellschaft, und mit Erfolg, geliefert worden! Es giebt zur Zeit fast keine Abtheilung in der arbeitenden Klasse, die nicht eine Kasse hat, die Kasse der Armen, der Kranken, der Verwundeten, und bis auf einen gewissen Punkt sogar die Kasse jener Kranken einer andern Gattung, die man Ungeschickte nennt, in der That träge, wenn sie nicht unheilbar sind. Es giebt zum Beispiele gegenwärtig keinen Buchdruckereiarbeiter, um nur von diesen zu sprechen, der verhungern könnte, wenn er Mitglied einer Gesellschaft wechselseitiger Unterstützung ist, die selbst seit zehn Jahren besteht, und für die Existenz aller ihrer Mitglieder seit dieser Zeit sorgt.

Dieß ist ein gutes, wie viele andere, von Unten gekommenes Beispiel, und beweiset, daß das Wort des Evangeliums: „Die Letzten werden die Ersten seyn,“

lange Zeit wahr seyn wird. Wir wissen nicht, daß die Notarien, die Anwalte, Banquiers, Wechselagenten, ꝛc. auch nur einen Augenblick daran gedacht haben, auf solche Art sich zu constituiren, als ob sie je Gefahr laufen könnten — sich einander zu helfen! Je höher empor man die Leiter steigt, desto minder zahlreich werden die Gruppen; es scheint, daß man in der Erhebung strebe, sich abzusondern. Was soll man daraus schließen, wenn nicht, daß die Armuth nähert, und daß der Reichthum trennt, der nicht aus der Association hervorgeht?

Ich weiß, daß es in den wohlhabenden Classen Kammern giebt, und in diesen Kammern Präsidenten, Rechtsconsulenten, Secretäre, ꝛc. Aber wenn der Ruin von einem Mitgliede dieser hohen Corporationen eintritt, was thun sie? Was geschieht in ihren Versammlungen? Was sagt man darin? Wovon spricht man? Von der Ehre der Gesammtheit, von der Wohlfahrt der Gesammtheit, vom Interesse der ehrenwerthen Gesellschaft; und wie versteht man diese Ehre, diese Wohlfahrt, und dieses Interesse? — Um das leidende Mitglied, um die Ehre des ruinirten Amtsgenossen, um sein gebrandmarktes Leben, um seine Familie in Thränen... wer kümmert sich?

II.

„Aber wo ſind die Armen?“ wird man fragen; „wo findet man ſie? Wie erkennt man ſie? An welchen Zeichen? Es giebt Arme von tauſend Arten; wenn es deren in den Dachſtuben giebt, findet man nicht auch welche in den Salons?“

Ein lächerlicher Einwurf, auf den ich antworte: „Helfet zuerſt Denjenigen, die in den Dachſtuben wohnen, und was die Uebrigen betrifft, wartet, bis ſie hinkommen, oder vielmehr — ſuchet ſie.“ — Ihr ſeyd der Staat, Ihr ſeyd die Geſellſchaft, das iſt Eure Sache. Und wenn Ihr ſie nicht findet, deſto ſchlimmer für Euch; Eure Ohnmacht wird nur Eines bewieſen haben, was Ihr vielleicht eben ſo gut wißt, wie wir, daß, was man organiſiren muß, nicht bloß das Almoſen iſt, das im Grunde nur ein Mittelweg, ein proviſoriſches Mittel iſt, ſondern die Arbeit. Eine große Aufgabe, in Bezug auf welche alle jene, die jetzt nichts thun, einſt erkennen werden, daß ſie Unrecht gehabt haben, die Arme zu kreuzen, woferne ſie nicht im Bewußtſeyn ihrer Untüchtigkeit von jetzt an fühlen, daß nicht ſie es ſeyn werden, denen es gegeben ſeyn wird, dieſe Aufgabe zu löſen.

III.

Ich wollte ſagen, was das Almoſen ſey, und was man in Paris unter Almoſen verſtehe. Ein Wort hätte genügt, es zu erklären.

Ich bezahlte eines Tages etwas in einem der prächtigſten Magazine von Paris. Die Hausfrau, deren Geſicht, wie gewiß eben ſo wenig ihr Herz, doch nichts Grauſames verrieth, gab mir einen von den Sous zurück, die ich ihr gegeben hatte, und ſagte: „Dieß iſt ein ſchlechter Sou, der nicht gehen wird, — man muß ihn einem Armen geben.“

Sagt dieſe Aeußerung nicht mehr, und antwortet ſie ganz allein nicht beſſer auf die Frage: was das Almoſen in Paris ſey, als Alles eben Angeführte, als alle Kreuzzüge, als alle Predigten, die man gehalten hat, und noch lange Zeit, und, wie ich fürchte, immer vergebens, für, gegen und über den Pauperismus in Frankreich halten wird?

P. J. Stahl.

Von den Arbeitern mit dem Geiſte.

Von jenen, die nicht zu Mittag eſſen.

Ein Mann von Geiſt traveſtirte an einem erzwungenen Faſttage, dieſe Verſe von Racine ſo:

„Das Futter ſpendet er der Vögel Jungen nur,
Und ſeine Huld ſteht ſtill bei der Litteratur.“*)

Die Zahl der Individuen, die des Morgens aufſtehen, ohne zu wiſſen, ob ſie zu Mittag ſpeiſen werden,

*) „Aux petits des oiseaux il donne la pâture,
Et sa bonté! s'arrête à la littérature.“

iſt in Paris ſehr groß, aber noch beträchtlicher iſt die Zahl derjenigen, die gar nicht zu Mittag ſpeiſen.

Dieſe Noth, deren Exiſtenz die geſättigten Leute kaum vermuthen, trifft nicht nur jene, welche Laſter und Müſſiggang zu dieſem Aeußerſten gebracht haben: dieſe finden immer ihr Futter; ſie erhalten von dem Mitleiden, welches anzuflehen ſie nicht erröthen, oder ſie wiſſen es durch Gewalt, Gewandtheit oder Betrug zu erobern; nöthigenfalls werden ſie es im Unrathe der Straße ſuchen, oder herrenloſen Hunden abkämpfen. Dieſe Leiden ſind nicht jene des Gauners und Spitzbuben, die ſich durch ihre Unverſchämtheit und durch ihr Kleid das tägliche Brod verſchaffen, und eher das Couvert des Reſtaurateurs mitnehmen, als auf das Mittagseſſen verzichten würden. Es giebt auch Hungerige mit redlichem Herzen, die in Auskunftsmitteln ſinnreich und fruchtbar ſind. Addiſon ſpricht von einem Manne, der das Talent beſaß, ſich wöchentlich drei Mittagseſſen zu verſchaffen, indem er bei ſeinen Wirthen die Hoffnung einer Erbſchaft durchblicken ließ, und drei Andere, welche jene zu ſich einluden, von denen ſie wußten, daß ſie mit einem einigen Freunden angebotenen Mittagseſſen beſchäftiget waren.

Die Wiſſenſchaften, die Künſte, Alle, die ſich dem Cultus der Idee und der Einbildungskraft weihen, liefern der hungerigen Bevölkerung von Paris ein ungeheures Contingent. Der Hunger, den ſo oft das Talent empfindet, legt ſeine Hand auch auf das Genie.

Im Hinblicke auf die großen Einnahmen, welche einige Produktionen der Intelligenz und Kunst verschaffen, spottet und scherzt man über das Elend der Künstler, der Schriftsteller und Dichter der vergangenen Zeit; man verweiset heut zu Tage diese Mißgeschicke in das Reich des Idealen; sie sind, ach! nur allzuwirklich; um zu begreifen, wie viele Leiden es im Vorhimmel von Paris giebt, muß man ihn durchwandert haben.

Alles stoßt in dieser Stadt der Extreme aneinander: die Unverdaulichkeit und der Hunger berühren sich. Sagen Sie nicht mehr, daß Chatterton, Gilbert und Malfilâtre unter uns sich nicht befinden können. Gestern waren sie mitten unter Ihnen, und Sie haben sie verhungern lassen!

Wenn es sich ereignet, daß eine liberale und erhabene Erziehung den Keim edler Eigenschaften befruchtet hat; wenn es sich ereignet, daß eine solche Organisation durch Studium groß wurde, und das Talent sie durch seine belebende Flamme beseelte, und sie plötzlich vom Unglücke erfaßt wird, sind diese köstlichen, von der intellektuellen Welt zurückgestoßenen Elemente unfähig, in der materiellen Ordnung zu handeln, sie fallen, und werden vom Drucke des Bedürfnisses und einer unerbittlichen Nothwendigkeit erstickt. Wie viele Existenzen giebt es unter der glühenden Jugend, die aus allen Theilen Frankreichs nach Paris eilt, so auf eine elende Weise durch jenen langsamen Todeskampf vernichtet, welcher die Kräfte der Seele und jene des

Leibes erſchöpft, und Denjenigen tödtet, der dieſen Uebeln nicht widerſtehen kann!

Man leidet ſchweigend, man fürchtet ſelbſt, Mitleiden zu erregen, und ſehr oft empfindet man dieſe Qualen unter dem Anſcheine des Wohlſtandes.

Dieß iſt eine in Paris häufige Lage unter denjenigen, die von den Arbeiten des Geiſtes eine Exiſtenz erwarten, die ſie von der Arbeit ihrer Hände nicht erhalten können.

Unter welchem Geſichtspunkte man auch dieſe Thatſachen betrachten mag, es iſt deßhalb nicht minder beklagenswerth, daß es in der Hauptſtadt einer großen Nation ſolche Leiden giebt, und gegen ſolche Leiden kein Mittel!

Eugène Briffault.

Ende.

Inhalt des vierten Theiles:

	Seite
Beſchreibung einer Reiſe zu den Wilden in Paris	3
Das politiſche Paris. — Der Saal der verlorenen Schritte in der Kammer der Deputirten	53
Der Jokey-Club	89
Die Kirchhöfe von Paris	102
Das induſtrielle Paris. — Herr Mèlange und Compagnie	107
Die Kinder in den Tuilerien	117
Die Wittwen des Teufels	119
Der Juſtizpalaſt	154
Die Theater zu Paris	178
Clichy	189
Was das Almoſen iſt, und was man in Paris unter Almoſen verſteht	195
Von den Arbeitern im Geiſte	207